Zu Wasser und zu Land.


Zu
Wasser und zu Land
Roman
von
Arthur Storch
A. Hartleben's Verlag. Wien u. Pest.

Zu Wasser und zu Land.

Roman

von

Arthur Storch.

Illustrirt.

Zweite Auflage.

Erster Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1872.

Zu Wasser und zu Land.

I. Band.

Erstes Capitel.

„Der Rächer."

Eine liebliche, wundervolle Mainacht, von stummem aber tausendfachem Zauber angehaucht, lag ausgegossen über die pittoreske Meerenge von Gibraltar. Gleich Millionen Diamanten funkelte am tiefblauen Firmamente das Sternengezelte; kein Wölkchen trübte den prachtvollen Horizont. Weit, weit im Osten an der äußersten Gesichtsgrenze des mittelländischen Meeres tauchte allmälig Luna's in hellem Silber erglänzendes Antlitz empor. Eine magische Beleuchtung spiegelte sich in den Kanten der sanft gekräuselten Wellen wieder. Und je höher und höher der Mond den Himmel hinanstieg, je senkrechter seine Strahlen wurden, um so mehr schwand auch das frühere geheimnißvolle Halbdunkel und machte endlich einer Lichtfülle Platz, vollkommen genügend, um selbst in der Entfernung von einigen Seemeilen, auch ohne Zuhilfenahme des Nachtglases, ganz deutlich die Umrisse der Küsten von Spanien und Nordafrika wahrnehmen zu können.

Kein Lüftchen regte sich; und dennoch — statt todt vor dem Wind zu liegen, sehen wir zwei Segelschiffe, etwa eine Seemeile von einander entfernt, hintereinander mit nicht unbedeutender Geschwindigkeit aus dem atlantischen Ocean die Thore des Herkules hindurch in das mittelländische Meer hineingleiten. Schlapp hangen die halbgerefften Segel von den Raaen herab und unbegreiflich, ja dämonisch dünkt uns im ersten Augenblicke die geheimnißvolle Macht, welche hier als Triebkraft der beiden Fahrzeuge wirkt. Wir denken unwillkürlich an den „fliegenden Holländer" und andere Spuckgestal-

ten, welche die Phantasie des Seemannes erschaffen. Ein Blick auf die Seekarte belehrt uns jedoch, daß hier als unermüdlicher Motor die permanente Strömung thätig ist, welche der atlantische Ocean in das mittelländische Meer ergießt, um in diesem, nach dem Gesetze der Schwere, das Mißverhältniß zwischen der Verdunstung und dem nicht hinreichenden Empfang an Flußwasser auszugleichen.

Mit richtigen Dingen geht es aber hinsichtlich dieser beiden Segler dennoch keinesfalls zu. Offenbar vermeiden sie mit großer Aenglichkeit dem Felsenneste Gibraltar zu nahen; sie ziehen es vor, Steuerbord zu halten, und gerathen dadurch so hart an die von Klippen, Riffen und Sandbänken strotzende afrikanische Küste bei Ceuta, daß wir wahrhaftig im Zweifel schweben, ob wir die Steuerleute dieser zwei Schiffe, zierliche, schlank gebaute Brigantinen von ziemlich gleicher Größe und Tragkraft, für äußerst erfahrene, mit dieser gefahrvollen Gegend überaus wohlvertraute Piloten oder einfach für Tollhäusler halten sollen, denen die Marotte: Gut und Leben hier jede Secunde auf's Spiel zu setzen, in das verrückte Gehirn gefahren ist.

Hier und da, und zwar sehr häufig, ließ sich sogar das dem Seemanne so unheimliche „Scharren“ des Kieles vernehmen, ein Beweis, daß die Schiffe über Sandbänke dahin fuhren, und einige wenige Zolle größeren Tiefganges hingereicht hätten, um vollends festzusitzen. Der Verlust des Schiffes wäre hiermit wohl gleichbedeutend gewesen; Ebbe und Fluth gibt es, wie aus der Natur und den Ursachen der erwähnten permanenten Strömung von selbst erklärlich, in dieser Gegend fast gar nicht; durch die Fluth wieder flott zu werden, wäre also keine Hoffnung vorhanden gewesen, dagegen würde jedes einmal zwischen diesen Klippen festgebannte Fahrzeug durch den erstnächsten Sturm aus Nordosten, der stets haushohe Wellen an diese Küsten wirft, binnen wenigen Minuten wie gebrechliches Glas zerschellt werden.

Glück und Geschick halfen jedoch beiden Brigantinen aus dem bedenklichen Labyrinthe heraus, und als sie Ceuta etwa sechs Seemeilen hinter sich hatten, und der hohe Felsen von Gibraltar bereits weit über die Hälfte im Meere untergetaucht schien, hielt das voraus segelnde Schiff wieder Backbord, um die offene See zu gewinnen.

Die zweite Brigantine, bisher immer in derselben Entfernung von beinahe achthundert Faden dem Sterne der ersteren fol-

gend, machte sogleich dasselbe Manöver nach, wählte jedoch eine weit kürzere Richtung mitten durch ein wahres Chaos von Klippen hindurch, welche das Schiff voran in einem ziemlich weiten Bogen sorgfältig vermieden hatte.

Dieses kühne Unterfangen kürzte die Distanz der beiden Brigantinen auf die Hälfte oder vierhundert Faden, das heißt auf etwa tausend Schritte, wie wir Landratten in einer uns leichter verständlichen Weise sagen würden.

Die Hundewache, nämlich die zweite Wache, welche von Mitternacht bis zwei Uhr Morgens dauert, hatte soeben begonnen und eine leichte Brise aus Südwesten schwellte die Segel gar sehr zur Zeit, weil an der Stelle, wo die beiden Brigantinen die offene See wieder erreicht hatten, die durch die Meerenge von Gibraltar eintretende Strömung in Folge ihrer Ausbreitung nach rechts und links immer mehr zu ermatten anfängt.

Ein rühriges Leben wurde nun an Bord der beiden Schiffe bemerkbar. Hatten bis zu diesem Augenblicke der Steuermann in seinem Compaßhäuschen und ein erfahrener Matrose am Bugspriet genügt, um die tollkühne Promenade längs der verderbenschwangeren Küste zwischen Ceuta und Melilla ohne Schaden zurückzulegen, so wurden jetzt viele Hände benöthigt, um alle Segel auszuspannen und die sanfte Brise, welche mit Sonnenaufgang wahrscheinlich in eine starke Kühlte überging, ohne Verzug auszunützen.

Waren auch, wie schon erwähnt, beide Brigantinen an Größe und Segeltüchtigkeit einander anscheinend vollkommen gleich, so kam doch das zweite Schiff, welches bisher der Begleiter, oder besser gesagt, der Verfolger des andern gewesen, mit seinen Arbeiten und Manövern auffallend schneller zu Stande, und da ihm die Wirkung des Windes auf alle seine Segel deßhalb um etwa zehn Minuten früher zu Gute kam, als der vorangesegelten Brigantine, so hatte es diese in der gedachten kurzen Spanne Zeit eingeholt und an deren Backbord beigelegt. In demselben Momente wurden wie durch einen Zauberschlag acht Lucken am Steuerborde der zweiten Brigantine aufgerissen und acht Vierundzwanzigpfünder gähnten in sehr bedrohlicher Weise in's Freie hinaus.

„Jesus Maria!“ schrieen an zwanzig Stimmen auf der überraschten Brigantine wirr durcheinander, und mit dem Ausdrucke des größten Entsetzens. Der Capitän des Fahrzeuges blieb, vor Schrecken

gelähmt, wie eingewurzelt in der Nähe des Besanmastes, wo er gerade einige Taue straffer anspannen ließ, stehen und starrte nach der zweiten Brigantine, an deren Bord wohl an sechzig wild aussehende bis an die Zähne bewaffnete Kerle, gleich blutdürstigen Tigern sprungbereit dastanden, nur eines einzigen Befehles gewärtig.

Ein Mann von wahrhaft riesigem Körperbaue und einem martialischen, höchst imponirenden Ausdrucke in dem von einem dichten Vollbarte beschatteten Antlitze hielt sich etwas abseits von dieser entmenschten Schaar; die rauhen gurgelnden Töne, welche einzelne der Unholde ausstießen, während sie ungeduldig mit den Füßen stampften, gab ebenso sehr Zeugniß ihrer heißen Kampfeslust, als der strengen Disciplin, welche eine eiserne Faust offenbar hier zu handhaben wußte.

Der Riese, zweifelsohne der Capitän, stand in nachlässiger Haltung in der Nähe des Steuerruders und mit übereinander gekreuzten Armen ertheilte er dem Oberbootsmann und einem der Offiziere mit halblauter aber klarer Stimme mehrere kurze Befehle. Die fieberhafte Ungeduld seiner Leute schien ihm ein grausames Vergnügen zu bereiten, gemischt mit Stolz über den Gehorsam, der an Bord dieses Schiffes herrschte.

„Entert!“ befahl er endlich mit markiger Stimme, denn sein scharfes Auge hatte wahrgenommen, daß der Steuermann des andern Schiffes sich von der auf demselben eingerissenen allgemeinen Verwirrung zu erholen begann und Miene machte, wieder an seinen Posten zu eilen.

Das erwähnte Commando war kaum gegeben, als ein Dutzend Enterhaken niederschwirrten und wenige Secunden darauf mischte sich das Gekrache der an einander heftig anprallenden Breitseiten der beiden Schiffe mit dem Getrampel der gleich einer losgelassenen Meute auf das Verdeck der gekaperten Brigantine hinüber springenden Piraten.

Auf dem überfallenen Schiffe dachte natürlich Niemand an Widerstand. Der Capitän des Kauffahrers lag, gleich seiner ganzen Mannschaft, einschließlich des Koches und der zwei Schiffsjungen, nur neunzehn Köpfe, auf den Knieen. Alle flehten mit hoch empor gehobenen Händen um ihr nacktes Leben, denn mehr als dieses zu retten, durften sie wohl nicht hoffen. Zu spät gewahrten sie, daß sie dem berüchtigsten und gefährlichsten aller Seeräuber, welcher zu Anfang

des fünften Decenniums dieses Jahrhunderts die Meere unsicher machte und mit fabelhaftem Glücke jedes Versuches, seiner habhaft zu werden, gespottet hatte, in die Hände gefallen seien.

Langsamen, ja bedächtigen Schrittes, die Arme noch immer nachlässig über der Brust gekreuzt, begab sich der Riese auf das Verdeck des Kauffahrers, nachdem die Piraten schon längst sich des Steuerruders bemächtigt und sowohl an den Eingängen zu den Cajüten als auch bei den vier Geschützen, die einzigen, welche das genommene Schiff besaß, Wachen aufgestellt hatten. Hinter jedem der Gefangenen, welche kaum zu athmen wagten und ihre Köpfe fast bis auf die Dielen des Verdeckes gesenkt hielten, stand ein Pirat mit gezücktem Säbel, um auf den ersten Wink seines Befehlshabers das Mordhandwerk zu üben. — Mitten im atlantischen Ocean oder im indischen Archipel oder in irgend welcher anderen Gegend der Welt konnten die Piraten in einer ungewohnten Anwandlung von Großmuth ihre Opfer am Leben lassen; aber hier, nur wenige Meilen von dem gefürchteten Gibraltar, wo ein halbes Dutzend Kriegsschiffe bereit stand, auf die unter dem Namen „Der Rächer" schon seit Jahren signalisirte Piraten-Brigg Jagd zu machen, gebot die Selbsterhaltung das schonungsloseste Blutvergießen. — War es ja schon tollkühn, und von der Mannschaft wie den Offizieren mit gleichem Kopfschütteln aufgenommen worden, als der Capitän des „Rächer" plötzlich am gestrigen Tage den Entschluß kund gab, einmal auch das mittelländische Meer zu durchkreuzen; die Unzufriedenheit und die Bedenken, welche der Befehlshaber des „Rächer" dadurch erweckt hatte, schwanden aber alsbald vor der Aussicht auf eine gute Prise. — Unweit von Gibraltar gewahrte man nämlich vom Piratenschiffe, das eben im Begriffe stand, mit einbrechender Dämmerung sich längs der afrikanischen Küste in die Meerenge zu schleichen, eine schmucke Brigantine, welche auf offener See von einem englischen Schiffe eine große Anzahl von Waarenballen einlud. Es war Hundert gegen Eins zu wetten, daß diese Brigantine, welche unter spanischer Flagge fuhr, ein Schmugglerschiff sei und seine gewiß werthvolle Ladung irgendwo an der spanischen Küste absetzen werde. Diese Annahme fand sich noch mehr dadurch bestärkt, daß der Spanier statt den für ihn nächsten Weg, nämlich nach Nordost, einzuschlagen, als er sich von dem Engländer am gestrigen Abende trennte, auf Südost abhielt. Er hatte es offenbar darauf abgesehen, dem spanischen Zollkutter, der sich in

der Meerenge von Gibraltar herumtrieb, und das verdächtige Manöver der Umladung auf offener See aus einer Entfernung von einigen Meilen so gut beobachtet haben mochte, wie der Pirat, irre zu führen, zu welchem Zwecke dem Schmuggler eben nichts übrig blieb, als sich von Ceuta an, längs der afrikanischen Küste durch das Rifflabyrinth auf jede Gefahr hin durchzuschleichen.

Die „schöne Isabella“, so hieß die spanische Brigantine, wie wir aus den auf ihrem Sterne angebrachten ebenso großen als zierlichen Goldbuchstaben entnehmen, hatte zwar gleich bemerkt, daß ihr ein anderes Schiff sozusagen auf dem Fuße nachfolge, ohne aber dadurch im mindesten beunruhigt zu werden. Man hielt am Bord der „schönen Isabella“ die gleich einem Trabanten nachsegelnde Brigantine einfach für einen Collegen im Schmuggelgeschäfte und fand es deshalb ganz natürlich, daß derselbe sich gleichfalls vor dem naseweisen spanischen Zollkutter rechtzeitig zu drücken suchte. Um die Täuschung vollends zu bewerkstelligen, hatte der Pirat kurz vor Einbruch der Dämmerung am Fokmaste die nordamerikanische Flagge aufgehißt, darunter eine kleine spanische Flagge, um anzudeuten, daß auch sein Schiff mit der iberischen Halbinsel Geschäfte vorhabe.

Die Ueberraschung der spanischen Schmuggler war daher umso größer, als sie durch den Anblick der mit Kanonen bespickten Breitseite und der die gewöhnliche Bemannung einer Handelsbrigg um das Fünffache übersteigende Anzahl der Gegner, sowie durch das verwilderte Aussehen derselben gründlich eines Andern belehrt wurden.

Der Capitän des Piratenschiffes ging langsam einige Male auf dem Verdecke der geenterten Brigantine auf und ab, dabei zur Abwechslung die Arme auf dem Rücken kreuzend. — Endlich blieb er, wie aus tiefen Gedanken erwachend, und sich der eigentlichen Ursache seiner Anwesenheit auf diesem Schiffe erst bewußt werdend, plötzlich stehen, rieb mit der rechten Hand leicht seine hohe, von einem breiten Panama-Hute beschattete Stirne und rief, sich der spanischen Sprache bedienend, mit etwas fremdartigem Accente, im kurzen, befehlenden Tone:

„Wo ist der Capitän!“

Auf diese Frage packte der Pirat, welcher den Unglücklichen bisher bewacht, oder richtiger gesagt, mit dem kurzen Matrosensäbel bedroht hatte, diesen am Kragen der Jacke und stellte ihn mit einem einzigen jähen Ruck auf die schlotternden Beine.

„Gnade, Erbarmen!“ jammerte der Capitän des Schmugglerschiffes, und hob flehend beide Hände empor.

Der Befehlshaber des Piratenschiffes würdigte ihn jedoch keines Blickes, sondern schritt voran auf die Stiege zu, welche nach der Officiers-Cajüte führte. Einen Augenblick später war der Riese unter dem Verdecke verschwunden. Seine Leute wußten, was in einem sol- Fall zu thun. — Der Schmuggler-Capitän wurde in die Officiers-Cajüte nachgeschleppt, um daselbst bei der raschen Durchsicht der Bücher, welche den Inhalt der Schiffsladung nachwiesen, gegenwärtig zu sein.

Der „Rächer“ pflegte nämlich von den gekaperten Schiffen in der Regel nur das Werthvollste sich anzueignen. Heute, wo er ohnehin mit mehreren guten Prisen, die er erst unlängst an der Küste von Marokko gemacht, stark beladen war, mußte die Auswahl der Beute umso sorgfältiger stattfinden. Das Piratenschiff führte zudem, da es vollständig wie eine Kriegsbrigg ausgerüstet war, sechzehn Kanonen und über hundert Matrosen, daher auch einen weit größeren Vorrath an Proviant und Munition mit sich als eine Handelsbrigg.

Der Capitän des „Rächer“ ließ sich, als ob er hier ganz zu Hause wäre, vor dem Schreibtische des Eigenthümers der „schönen Isabella“ nieder, und nachdem er das Logbuch flüchtig durchblickt, langte er nach einem dicken Folianten, dabei barsch die Frage hinwerfend: „Ist dies das Verladebuch?“

„Zu dienen, Excelencia!“ erwiderte der Schmuggler mit zitternder Stimme und vor Angst ganz hörbar klappernden Zähnen.

Der Pirate schlug gleich die letzten der beschriebenen Seiten auf und nickte befriedigend, als er auch jene Waarenballen, welche die „schöne Isabella“ gestern auf offener See aufgenommen hatte, bereits ordnungsmäßig eingetragen fand. Er sah sich nicht getäuscht, — diese Ballen, aus lauter schweren Sammt- und Seidenstoffen, Goldbrokaten, Bijouterien, Uhren und anderen dergleichen kostbaren Luxusartikeln bestehend, betreffs welcher der hohe spanische Einfuhrzoll das Schmugglergeschäft zu einem sehr lohnenden gestaltet, bildeten wirklich den werthvollsten Theil der übrigen nur aus Tabak und Mehl bestehenden Ladung der „schönen Isabella“ und nahmen dazu nur so viel Raum ein, als der „Rächer“ gerade noch übrig hatte, um sein Verdeck klar zu erhalten, welch’ letzteres für ein Schiff,

das, gleich dem Piraten, jeden Augenblick bereit sein muß, in ernste Actionen einzutreten, von großer Wichtigkeit ist.

Die Cajüte war durch eine einzige Hängelampe beleuchtet, deren Schirm so tief herabging, daß das Licht zwar auf die Papiere dicht unter demselben ziemlich grell fiel, das kleine Gemach selbst aber, sowie die drei darin befindlichen Personen, nämlich der Piratenchef, der Schmuggler-Capitän und dessen ungebetener Begleiter, der Matrose mit dem gezückten Säbel, in ein fast gänzliches Dunkel gehüllt blieben.

Der arme Gefangene strengte daher ganz vergeblich seine Sehkraft an, um in den Zügen des fürchterlichen Mannes, an dessen Lippe sein und der Seinigen Leben hing, zu lesen.

Auch der Riese schien endlich Lust zu verspüren, die Person kennen zu lernen, über deren Eigenthum und Blut er in der nächsten Minute verfügen sollte. Ohne viel Umstände riß er den Papierschirm von der Lampe herab, welche nun die Cajüte und die darin befindlichen drei Personen ziemlich hell beleuchtete.

„Bei der heiligen Jungfrau!" rief jetzt der Schmuggler, theils erstaunt, theils freudig erschrocken, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „darf ich meinen Augen trauen? Ihr, Ihr seid es, Don Roberto?"

Der Riese zuckte einen Augenblick convulsivisch an allen Gliedern, wie von einem heftigen electrischen Schlage getroffen, als er einen einzigen Blick auf den Schmuggler geworfen. Er bezwang sich jedoch sogleich, und mit eiskalter Miene, sowie in kurzem, schneidenden Befehlshabertone herrschte er dem Matrosen, der hinter dem Capitän der „schönen Isabella" stand, die Worte zu:

„Rechts um — auf's Verdeck! Master Litton soll mit beiden Schiffen auf Malaga abhalten."

Der Matrose verschwand, und da er keinen Befehl erhalten hatte, nach der Cajüte zurückzukehren, nahm er nächst dieser auf dem Verdecke bei der Stiege seinen Posten, nachdem er an Master Litton, nach dem Capitän der erste Officier an Bord des „Rächer", seinen Auftrag pünktlich ausgerichtet hatte.

„Teufel!" brummte der Riese und betrachtete eine Weile den Schmuggler mit verschränkten Armen, „Sie sind es wirklich, Don Manuel?! Ich wollte in diesem Augenblick eine Hand darum geben, wenn eine Täuschung dadurch möglich wäre. Sonderbare Fügung!

Man möchte abergläubisch werden trotz einer alten Zigeunervettel! Hm! Sie bringen mich da in eine saubere Lage, ja in eine Verlegenheit, aus der ich keinen Ausweg sehe!“

Der Pirate faßte seinen Kopf mit beiden Händen und seine sonst so stolze Miene verrieth große Besorgniß; die Lippen übereinander gekniffen, sann er eine lange Weile rathlos nach; zwei ganz widerstreitende Gefühle schienen in ihm einen harten Kampf zu kämpfen.

Endlich fand der Riese seine sonst so sichere imponirende Haltung wieder; er war mit sich in's Reine gekommen, und wie der hellleuchtende Blitz, der aus seinem schönen dunkelblauen gegen Himmel gerichteten Auge schoß, unschwer errathen ließ, hatte das „gute Princip“ dieses Mal in seiner mit so mancher bösen That belasteten Brust die Oberhand gewonnen.

„Nein, nein!“ murmelte er, sein Titanenhaupt zur Seite gewendet, halblaut vor sich hin, „ich kann nicht vor sie hintreten, befleckt mit seinem Blute! Ich bin wohl einer Mordthat, aber keiner Lüge fähig, und wenn sie mich fragen würde: „Robert, wo ist er?“ Ich müßte ihr sagen: „Siehe, diese Hand, durch sie ist er gefallen!“ Nein, tausendmal nein! den Fluch der ganzen Welt trage ich mit Hohngelächter, denn ich bin der „Rächer!“ Aber ihre Verachtung, ihr Haß, ihre Abneigung würde mir dieses elende Leben völlig werthlos, die furchtbare Laufbahn, die ich erwählt, doppelt qualvoll machen!“ — — —

Don Manuel hatte die Ohren gespitzt, so daß er, obwohl er nicht jedes Wort verstand, welches der von tiefer innerer Bewegung ergriffene Pirat von sich gab, dennoch wenigstens theilweise den Sinn errieth.

„Don Roberto!“ begann der Schmuggler etwas zögernd und beklommen, als der Riese nach obigem Selbstgespräche in dumpfes Hinbrüten versank und dabei auf die Flamme der Hängelampe den stieren Blick heftete, „Don Roberto! Sechs volle Jahre sind verstrichen, seit Sie nichts mehr von sich hören ließen; die Frist, für welche unser Vertrag von dazumal galt, ist also bereits um, zudem wußte ich nicht, daß Sie — —“

Der Spanier zögerte, den Satz zu vollenden, der Pirat aber ergänzte ihn mit bewegter, fast tonloser Stimme, indem er sagte:

„Sie wußten nicht, daß ich ein Seeräuber werden würde,

der Schrecken aller Meere, der blutdürstige unerbittliche „Rächer“ einer furchtbaren Schmach, welche mir auf der Seele brennen wird bis zu meinem letzten Athemzuge! Doch, sprechen wir nicht von Dingen, die Ihnen unbekannt sind, und mit unserem Vertrage, als später vorgefallen, gar nichts zu schaffen haben, in meiner Brust aber eine tiefe Wunde von Neuem aufreißen! — — Don Manuel — Sie irren, wenn Sie glauben, daß die festgesetzte Frist bereits verstrichen sei. Am 20. Mai des Jahres 1847 haben wir den Pact unterzeichnet und beschworen — heute zählen wir erst den 14. Mai 1853. Ich werde die sechs Tage, die noch mein sind, zu benützen wissen!“

„Herr Jesus, stehe mir bei!“ schrie der Schmuggler ganz entsetzt und verzweiflungsvoll die Hände ringend, „was Sie beabsichtigen, Don Roberto, ist inzwischen unmöglich geworden!“

„Schweige, eidbrüchige Memme!“ grollte der Pirat und seine Augen rollten fürchterlich, „schweige! Ich bin von Allem genau unterrichtet und weiß, daß ich eben noch zur rechten Zeit in diese Gegend kam, um meine Ansprüche zu wahren und, bei allen Höllenteufeln, ich werde sie zu wahren wissen!“ —

„Wie!“ sprach Don Manuel mit ungläubigem Kopfschütteln, „Sie wollten tollkühn an der Küste Andalusiens landen? Von meinem Wohnorte kaum zwei Seemeilen entfernt liegt Malaga, wo jetzt zufällig ein Kriegsgeschwader stationirt ist, dem Sie nicht entrinnen werden.“

„Lassen Sie dies meine Sorge sein!“ entgegnete der Pirate mit geringschätzigem Lächeln, „der „Rächer“ hat schon weit schlimmere Affairen bestanden, und wenn ich durch eine ganze Flotte hindurch mir den Weg mit Gewalt bahnen müßte, heute Nacht wird mein Schiff, dreihundert Faden von Ihrer prächtigen Villa entfernt, vor Anker gehen!“

„Gnade, Erbarmen, Gnade!“ heulte der Schmuggler, und sich in die Kniee werfend, umschlang er mit beiden Armen krampfhaft die Füße des Riesen, der ihn jedoch etwas unsanft abschüttelte, und im entschiedenen befehlenden Tone sprach:

„Laßt diese Narrenpossen! Vergeuden wir nicht unsere kostbare Zeit mit sentimentalen Scenen, sondern setzen wir unsern Vertrag als Geschäftsleute in Vollzug. — Sie haben, Don Manuel, vor sechs Jahren gewünscht, daß ich einiges Vermögen besitzen solle, um meine bewußten Ansprüche geltend machen zu können; wohlan — ich

besitze zur Stunde mehr als 200.000 Dublonen, Alles wohlangelegt in sicheren Banken, und es stünde mir frei, mich jeden Tag von meinem blutigen, gefährlichen Gewerbe zurückziehen; dies will und werde ich auch thun. Californien, Australien oder sonst ein jungfräuliches Land soll meine fortan friedliche Thätigkeit als Landmann schauen. Ich werde trachten, mich und Andere vergessen zu machen, was ich gewesen! Und Ihnen, Don Manuel, soll noch heute ein sprechender Beweis meiner Umkehr werden — Ihr Schiff, sammt Allem, was darauf, wäre nach den Gesetzen, welche der „Rächer" sich selbst gegeben, mein und meiner Leute Eigenthum; noch mehr, unsere Sicherheit würde es erfordern, Sie und Ihre ganze Mannschaft kalt zu machen und schließlich dieses Schiff in Brand zu stecken!"

Der Schmuggler erbleichte bis in den Mund und war einer Ohnmacht nahe. So groß hatte er sich doch nicht die Gefahr vorgestellt, in der er schwebte.

„Doch nichts von Allem dem soll geschehen! Nicht ein einziger Dollar soll Ihnen abgenommen werden und frank und frei sollen Sie noch in dieser Stunde Ihres Weges ziehen."

Der Schmuggler seufzte aus erleichterter Brust auf, blickte aber ganz wirr um sich, denn die Ereignisse der letzten Stunde hatten seine sonst sehr wohl bestellten Denkorgane außerordentlich stark angegriffen.

Der Pirat fuhr fort:

„Die Erhaltung Ihres Lebens, Ihres Eigenthumes knüpft sich aber an eine Bedingung. Statt direct nach der spanischen Küste zu segeln, werden Sie unter irgend einem Ihnen beliebigen Vorwande vorerst nach Oran einen Absteher machen, — dort mögen Sie dann nach Belieben Ihr Abenteuer von heute Nacht erzählen, denn bis Sie dort anlangen, hat der „Rächer" bereits längst wieder die Meerenge von Gibraltar hinter sich, und einmal draußen im weiten Ocean, spotte ich aller Flotten der Welt. — Sind Sie bereit, meine Bedingung zu erfüllen?"

„Ja!" hauchte Don Manuel.

„Dann schwören Sie hier auf dieses Crucifix bei Ihrem Schutzpatron und bei Ihrer Jungfrau Maria! Ich weiß, daß dieser Eid Sie vor Ihrem Gewissen wirklich bindet, während Sie auf Gott

oder Christus einen Meineid unter Umständen gewiß nur für eine läßliche Sünde ansehen würden."

Der Schmuggler kniff die Lippen ziemlich betroffen, daß der Pirat wirklich bezüglich seiner bigotten Anschauungen in's Schwarze geschossen. — Don Manuel hob die Rechte zum Schwure empor und gelobte feierlichst in der verlangten Form, daß er direct nach Oran steuern und vor dem Eintreffen daselbst unter keiner Bedingung irgend Jemanden eine welch' immer geartete Auskunft über den „Rächer" ertheilen wolle.

Der vorsichtige Pirat behielt nämlich die Eventualität im Auge, daß die „schöne Isabella" während der Fahrt nach Oran einem Kriegsschiffe begegnen könnte, welches dann sogleich auf die lang gesuchte Seeräuber-Brigg Jagd gemacht und die Flottille von Gibraltar allarmirt haben würde, so daß dem „Rächer" die Rückkehr nach dem atlantischen Ocean schier unmöglich gemacht worden wäre.

Als Don Manuel mit zitternder Stimme den Eid geleistet hatte, legte der Pirate das Crucifix, welches er dem Schmuggler vor das Antlitz gehalten hatte, auf den Tisch und wandte sich zum Gehen. — Bereits einen Fuß auf der Cajütentreppe, sah er sich nochmals nach dem unschlüssig dastehenden Capitän der „schönen Isabella" um und sprach in kurzem Commandotone:

„Sie bleiben hier, bis Sie von Ihren eigenen Leuten geholt werden! A Dios compadre!"

Zweites Capitel.

Meuterei an Bord!

Mit drei Sätzen über die steile Cajütenstiege stand der Riese auf dem Verdecke der „schönen Isabella", woselbst die Piraten bereits über sein langes Verweilen in der Cajüte besorgt und ungeduldig zu werden begannen.

Das Schmuggelschiff lag noch immer fest geentert am Steuerbord des „Rächer", und beide Brigantinen hatten inzwischen in Folge des Befehles, welchen der Piratencapitän dem Master Litton ertheilen ließ, sich bereits um einige Seemeilen von der Stelle, wo der Ueberfall stattgefunden, in nordwestlicher Richtung entfernt.

Die gesammte Mannschaft des Schmugglers verharrte noch immer in derselben höchst unerquicklichen Haltung, welche sie seit dem Momente der Ueberrumpelung beobachten gemußt. Noch immer stand hinter jedem der armen Kerle ein ebenso mordgewandter als mordlustiger Pirat, dem der scharfgeschliffene Säbel in der Faust juckte; aber diese wilden Bestien waren zu wohl dressirt, um eine Befriedigung ihrer Blutgier anders als auf Commando zu wagen.

Die Seeräuber erwarteten mit Bestimmtheit, daß sofort das Signal zu Niedermetzlung der Gefangenen gegeben werden würde, als endlich ihr Capitän wieder das Verdeck betrat. Silberhell schien der Mond hernieder; die feenartige wahrhaft theatralische Beleuchtung, welche über die beiden Schiffe, die noch deutlich sichtbare afrikanische Küste und die unabsehbare Wasserfläche des mittelländischen Meeres ausgegossen lag, die gleich lautlose Stille der armen, von allen Schrecken des Todes eisig angehauchten Opfer und ihrer erbarmungslosen Würger boten ein grauenhaftes, erschütterndes Gesammtbild dar,

dessen naturgetreue Wiedergabe selbst dem Pinsel des größten Meisters wohl kaum gelingen dürfte!

Langsamen, aber festen dröhnenden Schrittes begab sich der Riese stumm, ohne einen Blick nach rechts oder links zu werfen, von dem Verdecke der „schönen Isabella“ auf jenes des „Rächer“ zurück. Hier machte er plötzlich Kehrt, und mit dem Gesichte nach dem Schmugglerschiffe gewendet, commandirte er mit lauter, weithin vernehmbarer Stimme:

„Versorgt die Säbel!“

Die Piraten auf dem Verdecke der „schönen Isabella“ glaubten nicht richtig verstanden zu haben und blickten einander fragend an.

„Versorgt die Säbel!“ wiederholte der Riese mit einer Stimme, welche dem Grollen des fernen Donners glich.

Eins, zwei! Zwanzig Klingen fuhren blitzschnell in ihre Scheiden.

„Alle Mann herüber!“ befahl der Piraten-Capitän weiter.

Brum! Dum! Bum! — Ein kurzes Getrampel von einigen Dutzend schwer beschlagener Matrosenschuhe — und auch dieses Commando war vollzogen.

„Enterhaken los!“ lautete das dritte Commando, welches mit derselben Schnelligkeit und Präcision, wie das vorgehende, in Vollzug gesetzt wurde.

Die „schöne Isabella“ fiel augenblicklich vom Steuerborde des Piratenschiffes ab, und ehe zehn Secunden vergingen, waren beide Brigantinen bereits auf eine Entfernung von etwa zwanzig Faden getrennt.

An Bord des Schmugglers regten sich jetzt alle Hände mit fieberhafter Hast, um nur recht bald aus dem Bereiche des gefährlichen Nachbars zu gelangen.

Der „Rächer“ begünstigte übrigens diesen leicht erklärlichen Wunsch des Schmugglerschiffes, denn der Riese hatte seinem Steuermanne eine Richtung anbefohlen, welche zu jener der „schönen Isabella“ beinahe einen rechten Winkel betrug.

Die leichte Brise um Mitternacht war schon während der Dauer der Enterung des Schmugglers in eine flaue Kühle übergegangen und hatte jetzt einer steifen Kühle Platz gemacht, welche beiden Brigantinen, vorzügliche Segler, die ihres Gleichen suchten, sehr gut zu

Statten kam. Ehe eine halbe Stunde verging, waren der „Rächer" und die „schöne Isabella" einander schon fast ganz außer Sicht gerathen.

Als endlich das Oberbramsegel der „schönen Isabella" im fahlen Mondlichte nur mehr einer knapp am Meeresspiegel herumschwirrenden Möve glich und der Rumpf des Schiffes selbst bereits längst unsichtbar geworden war und im Osten es zu dämmern begann, schickte sich der Piratencapitän an, seine Cajüte aufzusuchen.

Schweigend, aber in tiefes Nachdenken versunken, war er die ganze Zeit über auf dem Verdecke des „Rächer" auf und abgegangen. Seit er das Piratenschiff nach der Unterredung mit Don Manuel wieder betreten, war kein anderer Laut über seine Lippen gekommen, als was sich stricte auf die von ihm beliebten Manöver des „Rächer" bezog. Kein einziger seiner Leute, selbst nicht Master Litton, wagte es, an ihn ein Wort oder gar eine Frage zu richten. Nichtsdestoweniger lag auf dem Antlitze eines Jeden, von Master Litton bis zum letzten Matrosen herab, tiefer Unmuth und nur mühsam zurückgehaltener Groll.

Dem scharfen Auge des Riesen, der das wilde Naturell seiner Leute ganz wohl kannte, waren diese bedenklichen Symptome einer nahen Meuterei durchaus nicht entgangen. Er that jedoch, als wenn er nichts bemerkte, und nachdem er einen letzten Blick ringsum gethan, ob Officiere und Mannschaft auf ihren Posten seien, verschwand er unter dem Verdecke.

Die Cajüte des Piraten-Capitäns lag unter dem Compaßhäuschen, also im hintersten Theile des Schiffes. Ein Sprachrohr ermöglichte dem gerade oberhalb der Cajüte befindlichen Steuermann, sich bei wichtigen Anlässen mit dem Capitän zu verständigen.

Die Cajüte maß kaum zehn Fuß im Gevierte, war aber sehr geschmackvoll und reich ausgestattet; die Wände strotzten von oben bis unten von Trophäen und kriegerischem Zierrath, ja selbst der Plafond aus kunstvoll geschnitztem Eichenholze war symmetrisch mit einer kleinen aber auserlesenen Sammlung von Waffen wilder Völker geschmückt. Auch eine Anzahl von Scalps fehlte nicht; die zu Leder vertrockneten Kopfhäute mit den langen ausgedorrten Haaren von meist dunkler Farbe hingen an den Tomahawks ihrer einstigen Besitzer. Kleine Zettelchen enthielten, von zierlicher Hand geschrieben und mit pedantischer Genauigkeit geordnet, die näheren Daten über den Ur-

sprung, sowie die Erwerbungsweise aller dieser Gegenstände, deren jeder einzelne mit dem Verluste eines oder mehrerer Menschenleben gleichbedeutend war.

Das auffallendste und am meisten in die Augen springende Object dieses sonderbaren Raritäten-Cabinetes ist ein Todtenschädel, der knapp oberhalb des kleinen Schreibtisches unter einem Glassturze auf einem Becken aus massivem Golde ruht. — Die fleischlosen, zartgeformten Kinnbacken besitzen vollzählige blendend weiße, kleine, perlenartige Zähne. — Die Stirne des Schädels trägt eine mit kostbaren Diamanten besetzte goldene, ziemlich breite Spange, welcher mit gothischen Buchstaben in deutscher Sprache die Worte eingravirt sind:

„Robert! Robert! Mein edler, guter, armer Bruder! Mein einziger Freund und Beschützer! Gedenke Deines Schwures! Hamburg 12. Juli 1848.“

Diese sonderbare Reliquie, betreff welcher wir erst an späterer Stelle die aufforderliche Aufklärung finden werden, konnte mittelst eines einfachen Zugwerkes durch eine Draperie aus schwarzem Sammte verhüllt werden.

Der Riese betrachtete, als er die Cajüte betreten, einige Secunden lang den ihm entgegengrinsenden Todtenschädel und krampfhaft preßte er, zugleich mit den Zähnen knirschend, eine Weile mit beiden Händen die linke Seite seiner Brust, als wolle er auf diese Weise den grausamen Schmerz seines Herzens, die wilde Aufregung, die ihn zu erfassen drohte, mit Gewalt erdrücken.

Mit beinahe zitternder Hand langte er nach der Schnur der Draperie; ein Ruck und der Schädel war seinem Blicke verhüllt. — Der jetzt glatt und straff ausgespannte Sammtvorhang trug das einzige in Silber gestickte Wort: Amalie, darunter ein zerpflückter Myrthenzweig, der ein von einem Pfeile durchbohrtes Herz umgab.

Der Pirat ließ sich jetzt auf den Stuhl vor seinem Schreibtische fallen und stützte nachdenklich sein martialisches Haupt auf den rechten Arm.

Wir wollen diese Gelegenheit benützen, um die bisher nur flüchtige Schilderung des Aeußeren dieses Mannes, der in unserer Geschichte eine so hervorragende Rolle zu spielen berufen ist, entsprechend zu ergänzen.

Wie wir schon erwähnten, ist sein Körper der eines Riesen,

eines Athleten. Seine Höhe beträgt weit über sechs Fuß; seine Brust ist breit, hochgewölbt, sein Arm muskulös, jeder Nerv eine Sehne von Stahl. Die Hände aber sind verhältnißmäßig klein, gleich den Füßen; in seine Halbstiefel aus feinem Cordova-Leder würden wohl nur wenige Männer weit schwächlicheren Körperbaues hineingekonnt haben. Diese Attribute sowie seine gebogene Adlernase, seine hochgewölbte, breite, höchst ausdrucksvolle Stirne, der gebieterische Blick seiner großen, blauen Augen verliehen ihm ein echt aristokratisches Wesen, obwohl sein Aeußeres im Uebrigen etwas den Charakter der Vernachlässigung an sich trägt. — Sein dichtes, hellblondes, beinahe in's Aschgraue spielendes Kopf- und Barthaar ist offenbar nicht mit jener Sorgfalt gepflegt, welche eine solche wahrhaft Simson'sche Fülle wohl verdienen würde. — Der Bart wallt ihm tief auf die Brust herab und bedürfte einiger Zustutzung der Regelmäßigkeit willen; die leicht gekräuselten, auffallend feinen und weichen Locken seines Kopfhaares, um das ihn jede Dame beneiden konnte, hing unordentlich über die Schultern herab und glich eher der Mähne eines Löwen, als dem Schmuck, den Mutter Natur seinem Haupte in wahrhaft verschwenderischer Pracht und Menge verliehen hatte.

Obwohl Gram und Sorgen, Leidenschaften und Anstrengungen schon manche tiefe Furche dem Antlitze dieses in seiner äußeren Erscheinung ganz außerordentlichen Mannes eingegraben haben, zählt er doch nicht mehr als siebenundzwanzig Jahre.

Der Zug der Härte und des Stolzes, welchen wir an ihm bemerkten, so lange er oben auf dem Verdecke hin- und herwandelte, ist jetzt aus seinem Antlitze verschwunden, das nur tiefe Wehmuth athmet; ja selbst eine Thräne hat sich in sein Auge geschlichen.

Diese Weichheit dünkte ihm jedoch Schwäche, und vom Stuhle hastig empor springend, rief er über sich selbst zürnend:

„Hinweg, hinweg mit all' und jeder Erinnerung an die Vergangenheit, wo eine ernste Gegenwart nach energischen Thaten ruft!"

„Ich ahne," fuhr er nach einer Pause in seinem Selbstgespräche fort und ein Zug von Hohn, gepaart mit wildem Trotze, umspielte seine Lippen „ich ahne, was in diesem Augenblicke da oben auf dem Verdecke vor sich gehen mag. Aber noch ist es zu früh, unter die Canaillen zu treten und fürchterliche Musterung zu halten. — Sie mögen ihr Werk zu Ende bringen, damit ich die Schuldigen mit einem einzigen Schlage vernichten kann. Ich spiele Va banque;

ich weiß, welche Elemente ich zum Kampfe auf Leben und Tod herausgefordert habe; ich werde entweder untergehen oder meine Herrschaft über dieses elende Gesindel nur noch mehr befestigen."

Nach diesen Worten lud der Piraten-Capitän zwei doppelläufige Pistolen mit großer Vorsicht und verbarg sodann diese Schußwaffen nebst einem scharfgeschliffenen Handschar unter seiner weiten groben Wolljacke, denn mit Ausnahme der feineren Stiefel, unterschied er sich in der Bekleidung kaum von der übrigen Mannschaft des „Rächer"; er trug auch sonst kein einziges Abzeichen, das seine Stellung als oberster Befehlshaber des Piratenschiffes kennbar gemacht hätte.

Robert, dies war wirklich der Taufname des Piraten-Capitäns, warf sich sodann in seine Hängematte, ohne die nach dem Verdecke führende Thüre der Cajüte abzuschließen; die Meuterer sollten Gelegenheit haben, ihn nach Belieben hier aufzusuchen, falls sie dazu Lust verspürten.

Das Schiff begann plötzlich heftig zu schaukeln und zu rollen.

„Oho!" lachte Robert höhnisch vor sich hin, „so weit sind wir schon!? Man wendet das Schiff im Winde; man wagt es also, von der Richtung abzufallen, die ich befohlen! Ei, Master Litton, du gerirst dich etwas voreilig als Capitän des „Rächer"; das kann Dir sehr übel bekommen; einer von uns Beiden wird heute für immer das Feld räumen! Schon lange ist mir Dein Ehrgeiz, Dein Widerspruch lästig; wohlan, Du hast die Katastrophe, die Dir schon lange bevorstand, selbst beschleunigt. Doch — lassen wir, euch Schufte, nur weiter gewähren!"

Nach diesen Worten warf sich der Piraten-Capitän phlegmatisch auf die Seite und schloß die Augen; er schlief jedoch nicht ein, sondern lauschte aufmerksam, um nicht das Opfer eines Ueberfalles zu werden.

Aus der Cajüte führte eine zweite, stets von innen verriegelte Thüre nach der anstoßenden Pulverkammer, welche wieder mit der Proviantkammer in Verbindung stand.

Von dieser Seite her vernahm Robert plötzlich ein leises Scharren an der gedachten Thüre. Es schien das Kratzen eines um Einlaß begehrenden Hundes zu sein.

„Das ist Nero!" murmelte Robert vor sich und erhob sich von der Hängematte; „hm! sollte vielleicht auch er von den Meuterern gewonnen sein? Will man mich von dieser Seite her durch

eine schnöde List überrumpeln? Nein, nein — der schwarze Kerl ist treu wie ein Hund; ich will ihm öffnen!"

Gesagt, gethan. Der Piraten-Capitän zog mit der linken Hand den Riegel zurück, dabei die rechte unter der Jacke an den Handschar legend.

Ein häßlicher, halbnackter Neger huschte in die Cajüte; Robert verriegelte hinter ihm sogleich die Thüre wieder.

„Ach Massa, Massa!" gurgelte der Schwarze an allen Gliedern zitternd und mit den Kinnladen hörbar klappernd, „ach Massa, Massa! schlimme Dinge da oben geschehen! Au, au! Wenn Massa sterben, auch Nero sterben muß!"

„So? will man mich denn ermorden?" warf der Riese gleichgiltigen Tones hin.

„Ja, ja, Hals abschneiden und in Meer werfen!" zischelte der Neger und machte dabei die entsprechenden Pantomimen.

„Da muß ich wohl auch dabei sein und um meinen Willen gefragt werden!" lachte Robert mit Bitterkeit und Hohn, „doch beruhige Dich, guter Bursche!" setzte er dann ruhig bei und klopfte dem Neger vertraulich auf die Schulter; hierauf wandte er sich abseits und murmelte sehr ernst zu sich:

„Also nicht blos absetzen, sondern auch aus dem Leben will man mich schaffen?! Die Sache ist am Ende doch gefährlicher als ich mir gedacht; ich darf den Strom der Empörung nicht vollends alle Dämme durchbrechen lassen! He, Nero!" rief er dem Neger ganz nahe tretend, „sind meine Landsleute auch unter den Meuterern?"

„Massa meinen die Mann mit Haaren wie Gold?" entgegnete Nero, der eine Menge Sprachen nothdürftig verstand, aber keine einzige vollkommen inne hatte, daher auch sein Jargon aus einem schauderhaften Gemische von Englisch, Französisch, Deutsch, Spanisch, Italienisch und Griechisch bestand, denn soviele Zungen waren am Bord des „Rächer" unter dem Freibeuter-Gesindel vertreten, das außerdem einen Malayen, einen polnischen Juden, zwei Chinesen und drei Hindu unter sich zählte.

Robert bestätigte die Frage des Schwarzen durch ein Kopfnicken.

„Oh nein! diese nicht Massa umbringen wollen, aber zu wenig sein; andere alle gegen Massa sein!" erwiderte Nero.

Ein Strahl freudiger Genugthuung und fester Zuversicht glitt

über das Antlitz des Piraten-Capitäns. „Mein guter Junge,“ sagte er, indem er die schmale Thüre nach der Pulverkammer öffnete, „nimm jetzt wieder denselben Weg, den Du hierhergekommen. Deine ganze Aufgabe besteht darin, daß Du den Männern mit den gelben Haaren sagst, sie sollen sich in die Nähe des großen Mastes begeben, sobald ich am Verdecke erscheinen werde. Hast Du mich verstanden, Nero?“

Statt aller Antwort grinste der Neger seinen Herrn an, wobei er den Mund bis an die Ohren aufriß; lautlos und behend wie eine Katze huschte er davon. — Der Riese schloß hinter ihm schnell die Thüre ab, dann blickte er auf den auf seinem Secretär befindlichen Schiffs-Chronometer und murmelte:

„Nero wird in fünf Minuten seinen Auftrag vollzogen haben; dann ist es Zeit, höchste Zeit, wie ein Löwe unter die Meuterer zu fahren!“

Als die festgesetzte ihm unendlich lang dünkende Frist endlich um war, warf Robert noch einen Blick auf den schwarzen Sammtvorhang und im weichen, fast elegischen Tone, der von seiner gigantischen Gestalt und seinem etwas verwilderten Aeußern ziemlich sonderbar abstach, sprach er leise:

„Vielleicht ist es das letztemal, daß mein Auge auf dieser Stelle gehaftet. Amalie! ich rufe Deinen Geist im dunklen Jenseits zu Hilfe!“

Festen Schrittes eilte dann der Piraten-Capitän die Cajüten-Treppe hinan. — Er gewahrte, daß die Matrosen, in mehrere Gruppen, vertheilt und zwar zumeist nach ihrer Nationalität rangirt, vollzählig auf dem Verdecke umherstanden und in großer Aufregung untereinander debattirten. Die fünfzehn Deutschen, welche sich unter der Bemannung des „Rächer“ befanden, standen ganz in der Nähe des großen Mastes; beim Erscheinen des Riesen durchzuckte sie eine freudige Bewegung, Robert that aber, als ob er sie gar nicht gewahre und trat auf Master Litton zu, dem sein Nahen unbemerkt geblieben war, weil er eben mit dem Rücken gegen das Compaßhäuschen inmitten einer kleinen Gruppe seiner Landsleute stand, um sie vollends zu überreden; die englischen Matrosen waren nämlich mit dem Pronunciamento der Meuterei durch Litton und namentlich mit dessen Antrage, den Capitän Robert zu ermorden, nicht so ganz und gar einverstanden; der bisherige Commandant genoß als tüchtiger

Seemann und kühner Held ihre vollste Achtung, ja Bewunderung, während der heimtückische Litton, obgleich auch ihm es an Geschick und Muth keineswegs mangelte, für eine vollständig unsympathische Natur gelten konnte.

Der Riese faßte Master Litton mit starker Faust an der Schulter. — Halb erschrocken, halb zornig, sah sich der erste Lieutenant um; sein Antlitz verfärbte sich, als er den Capitän, den man im festen Schlafe wähnte, in drohender Haltung auf sich niederschauen sah; Master Litton war um mehr als einen Kopf kleiner als Robert.

Dieser ließ ihn nicht zu Wort kommen, sondern frug gelassen, aber mit ernster Stimme:

„Warum hält das Schiff nicht die Richtung ein, die ich angeordnet? Wer hat es gewagt, gegen meinen Befehl zu handeln?"

Master Litton sah, daß Alles auf dem Spiele stand, denn auch auf die Matrosen hatte das unvermuthete Erscheinen des Capitän's höchst überraschend gewirkt. — Alle Gruppen stellten ihre Gespräche ein und ließen theils verwirrt, theils besorgt die Blicke auf der Gestalt des Capitäns haften.

„Ich habe den Gegenbefehl gegeben, ich!" erwiderte Master Litton nach kurzer Pause, allen seinen Muth zusammenraffend und Robert trotzig anstarrend.

„War eine absolut zwingende Nothwendigkeit vorhanden, daß Sie so und nicht anders handelten?!" inquirirte der Capitän ruhig weiter.

„Ich habe es gethan, weil wir Ihren absurden Launen nicht länger fröhnen wollen" zischelte Master Litton in Aufregung gerathend, denn es begann ihm unheimlich zu werden, als er die Bestürzung der gesammten Schiffsmannschaft gewahrte; ohne einen offenen Losbruch der bis jetzt erst verabredeten Meuterei sah er sich verloren.

„Sie haben also absichtlich meinem Befehle zuwider gehandelt?" fuhr der Capitän mit gehobener Stimme fort und seine ohnehin riesenhafte Gestalt schien sich noch um einige Zoll zu verlängern.

„Ja!" knirschte Master Litton.

„Dann haben Sie den Tod verdient, den Tod an der Raa!" schrie der Riese mit markerschütternder Stimme, und blitzschnell Master

Litton am Halse packend, schleuderte er ihn wohl über drei Klafter weit von sich, mitten unter die fünfzehn deutschen Matrosen, welche fest aneinander geschaart in der Nähe des großen Mastes standen.

Der erste Lieutenant that einen so schweren Fall, daß er am Fuße des genannten Mastes besinnungslos liegen blieb.

Die spanischen und griechischen Matrosen, welche am ersten Master Litton's Verführung das Ohr geöffnet gehabt hatten und von dem Capitän ob ihrer Faulheit, Liederlichkeit, Diebssucht und Falschheit schon häufig scharf auf's Korn genommen worden waren, machten Miene, offen loszubrechen. Die Mehrzahl von ihnen zog die Säbel. — Robert ließ sich jedoch dadurch nicht irre machen oder gar einschüchtern. Der entscheidende Moment war da.

„Die Waffen weg!“ commandirte Robert, und schritt, hoch aufgerichtet langsam auf die beiden Gruppen der Spanier und Griechen los. — Unter den letzteren schien ein Mainotte der Haupträdelsführer zu sein. Die Augen aller seiner Landsleute sowie auch der Spanier richteten sich auf ihn; offenbar waren Alle bereit, seinem Beispiele zu folgen.

„Die Waffen weg!“ herrschte der Capitän nochmals und trat mit über die Brust gekreuzten Armen bis auf zwei Schritte tollkühn dem Meuterer entgegen, der den beiden gedachten Gruppen etwa um acht Fuß voranstand.

Statt zu gehorchen, holte der Grieche mit dem Säbel zu einem Hiebe auf den Capitän aus; in demselben Augenblick stürzte aber der Angreifer von einer Kugel mitten in die Stirne getroffen lautlos zu Boden und ein zweiter fast gleichzeitiger wohlgezielter Schuß streckte einen der Spanier nieder, welcher ebenfalls Miene gemacht hatte, auf Robert mit der blanken Waffe einzudringen.

Der Capitän ließ die abgeschossene Pistole auf's Verdeck fallen, riß aber dafür die zweite noch geladene hervor, selbe mit der Linken handhabend, während seine rechte Faust den Handschar schwang.

„Waffen weg!“ donnerte Robert mit Löwenstimme und sein Auge schoß wilde, todtverkündende Blitze.

Waren die Meuterer bereits durch das unvermuthete Erscheinen des Capitäns und die plötzliche Niederlage Master Litton's in Verwirrung gebracht worden, so wirkte die Tödtung der beiden Matrosen, welche dem ersten Lieutenant als Hauptwerkzeuge gedient hatten, geradezu erschütternd und entmuthigend. Die Meuterei konnte jetzt

nur reussiren, wenn ein Paar Andere rasch die Rolle der Gefallenen übernommen haben würden. Keiner von den Matrosen verspürte aber Lust, sich dem gewissen Tode zu weihen für die Anderen. Alle hatten den Capitän schon so oft im wüsten Kampfesgetümmel gesehen; sie wußten daher, wie er zu „arbeiten" verstand! Bevor er jetzt der Uebermacht unterlag, hätte es sicher acht bis zehn der Angreifer das Leben gekostet. Zudem machten die fünfzehn Deutschen bereits Miene, dem Capitän rechts und links die Flanke zu decken und die Engländer, zwölf Mann, zogen sich in bewaffneter Neutralität nach dem Compaßhäuschen zurück, während die Malayen und Chinesen, sowie der polnische Jude, sich gleich beim ersten Schusse aus des Capitäns Pistole unter das Verdeck salvirt hatten.

Der zum drittenmal gegebene Befehl: „Waffen weg!" verhallte daher nicht ungehört.

Zuerst ließen zwar nur Einzelne von den Spaniern und Griechen die Säbel auf's Verdeck fallen. Es genügte aber, daß Robert langsam seine Pistole empor hob und nach dem ersten Besten zielte, der noch jetzt ungehorsam zu sein wagte, um die allgemeine Entwaffnung der beiden meuterischen Gruppen zu bewirken. — Klirrend fielen etwa vierzig Klingen auf die Dielen nieder, jedoch in secundenlangen Zwischenräumen, ein Beweis, daß manche der Meuterer noch bis zu diesem Augenblicke zum Kampfe entschlossen gewesen wären, und nur die Niederlage der Anführer und die eingerissene Panique das Gemetzel verhindert hatte.

Die englischen Matrosen versorgten jetzt ohne Commando die Säbel, und die Deutschen, welche ihre Seitenwaffen gar nicht entblößt gehabt hatten, kehrten an den Hauptmast zurück, nachdem auf einen Wink des Capitäns, von ihnen die weggeworfene Armatur der Meuterer aufgelesen und in der Nähe der zur Cajüte des Capitäns führenden Treppe aufgeschichtet worden war.

Stumm, theils niedergeschlagen und voll banger Erwartung, theils noch von wildem Trotze durchglüht, stand die ansehnliche Schaar der entwaffneten Meuterer da; ihre Anzahl betrug über fünfzig. Der Neger Nero hüpfte wie ein Kobold auf dem Verdecke herum, schier toll vor Freude und grausamer Lust über das den Meuterern bevorstehende Schicksal. Waren es doch stets zuvörderst die Spanier und Griechen am Bord gewesen, welche ihn beinahe täglich ohne allen Anlaß schlugen und kneipten, seinen Wollschädel zerrten, ihm die

Nahrung durch allerlei Unflath verdarben, kurz alle rohen Späße mit ihm trieben, wie sie nur die wenig wählerische Phantasie solch' roher, durch ihr blutiges Räuberhandwerk völlig entmenschter Bursche zu ersinnen vermag.

Master Litton war inzwischen wieder etwas zur Besinnung gelangt; er hielt, am Fuße des Hauptmastes auf den Boden hingekauert, mit der rechten Hand sein ihm furchtbar schmerzendes Haupt, während er mit dem linken Arme den Oberleib in aufrechter Stellung zu erhalten suchte. Wirr und unstät schweifte sein Blick umher; so confus auch seine Gedanken durcheinander liefen, begriff er doch, daß er die Partie vollständig verloren habe, als er die beiden Gruppen der Spanier und Griechen entwaffnet gewahrte. Ebenso wenig konnte er, mit den Satzungen des „Rächer“ und dem Naturell des von ihm so schwer beleidigten Capitäns wohl vertraut, einen Augenblick im Zweifel schweben, welches Schicksal ihm bevorstand.

Die Katastrophe ließ auch nicht lange auf sich warten.

Robert trat in die Mitte des Schiffes an die Steuerbordseite und mit dem Rücken gegen die See, begann er in englischer Sprache, welche als die allen Matrosen des „Rächer“ mehr oder minder am besten geläufige, auch als die Commandosprache diente, langsamen, deutlichen Tones, so daß jedes seiner Worte am Bugspriet ebenso gut verständlich klang als beim Compaßhäuschen, wie folgt:

„Jeder von Euch kennt die Bedingungen, unter welchen wir an Bord des „Rächer“ einen einzigen Körper bilden. Ihr Alle ohne Ausnahme habt geschworen, dem Haupte dieses Körpers unbedingt zu gehorchen, wann immer, wo immer und wie immer bei Verlust des Lebens im Augenblicke des Ungehorsames! Dies ist das erste, das oberste Gesetz unserer Gemeinschaft. Dagegen hat jeder von Euch das Recht, seine wie immer gearteten Beschwerden, und sollten diese selbst den Capitän betreffen, vor ein Schiedsgericht zu bringen, welches aus fünfzehn Richtern besteht, und, um jede Parteilichkeit oder Beeinflußung auszuschließen, durch das Loos gewählt wird. Wer auf irgend einem anderen Wege sein Recht sucht oder gar es sich gewaltsam zu verschaffen trachtet, verwirkt das Leben; so steht es in unserem Codex geschrieben, und Jeder von Euch hat ihn mit der in das eigene Blut getauchten Feder unterschrieben, bevor er als Genosse dieses Schiffes anerkannt worden ist. Unwissenheit entschuldigt daher Keinen!“

Der Piraten-Capitän machte eine kurze Pause, um das Gesprochene seine Wirkung besser thun zu lassen. — Unter den Schuldigen war jetzt fast kein Einziger, der nicht mit der Hand über die Stirne fuhr, um den Angstschweiß zu trocknen.

„Ihr Alle," fuhr endlich der Riese mit drohender Stimme zu den Gruppen der Spanier und Griechen gewendet fort, „Ihr Alle habt also den Tod durch den Strick verdient, doppelt verdient und die Strafe wird dem Vergehen auf dem Fuße folgen! Doch," setzte der Sprecher plötzlich auffallend milden Tones bei, „doch, wie schwer wird es mir, die volle Strenge des Gesetzes walten zu lassen, wenn ich der Tapferkeit der Schuldigen gedenke, die erst in unserem letzten heißen Gefechte mit einer portugisischen Kriegsbrigg in der Nähe der Azorren so Außerordentliches geleistet! Ja ich möchte blutige Thränen weinen, wenn ich daran denke, daß solche Helden, die sich im offenen ehrlichen Kampfe mit Ruhm bedeckten, dort an jener Raa verenden sollen, gleich feigen Dieben und Landstreichern! Nein, nein," rief der Piraten-Capitän in Extase gerathend, „nein, ich kann sie nicht Alle dem Tode weihen, ich will, ich muß für diesesmal Gnade für Recht ergehen lassen und darum mögen nur die Schuldigsten das Verbrechen der Uebrigen büßen!"

Diese Worte klangen wie Musik in den Ohren der gebändigten Meuterer, von denen die Mehrzahl wirklich nur durch einzelne Rädelsführer auf Veranlassung des ersten Lieutenants aufgestachelt worden war.

Robert's Antlitz nahm sogleich wieder den Ausdruck von Strenge an und auf Master Litton weisend, sagte er mit kalter, schneidender Stimme:

„Und der Schuldigste von Allen, dort ist er! Ohne ihn wäre es ganz gewiß Niemandem eingefallen, auch nur in Gedanken die Gesetze der Subordination zu verletzen! Nicht wahr, meine armen, verführten Jungen?!"

Die letzten, im meisterhaften Pathos des Mitleidens gesprochenen Worte zündeten in den Reihen der Schuldigen wie ein electrischer Funke und Alle schrieen: „Ja, Capitän, ja so ist es; er allein hat's angestiftet!"

„Nun gut," rief der Riese nach Master Litton gewendet, „nun gut, dann soll er auch allein büßen! An die Raa mit ihm!"

Zwei der deutschen Matrosen faßten den ersten Lieutenant an, der einen gellenden Schrei ausstieß und mit Händen und Füßen verzweifelt um sich schlug. Ein heiseres Lachen und Kichern wurde auf der untersten Raa des großen Mastes hörbar; es ging von Nero aus, der dort schon seit längerer Zeit, von Niemand bemerkt, hockte und ohne erst einen Befehl abzuwarten, ein Seil in Bereitschaft hielt, dessen mit einer Schlinge versehenes eine Ende er auf's Verdeck fallen ließ, während er das andere Ende durch die Rolle eines Flaschenzuges schob.

Rasch ward die Schlinge um den Hals von Master Litton geworfen, der vor Wuth und Todesangst wie ein Stier brüllte und sich vergeblich aus den eisernen Fäusten der deutschen Matrosen zu befreien trachtete. Plötzlich erstickte aber seine Stimme, denn seine Füße verloren den Boden unter sich.

Nero hatte sich an dem anderen Ende des Seiles auf's Verdeck herabgelassen, und da der kräftige, starkknochige Neger etwas schwerer war, als Master Litton, so mußte natürlich dieser, nach dem Gesetze der Schwere, an dem Hauptmaste emporschnellen.

Der Todeskampf des ersten Lieutenants war entsetzlich anzuschauen; man hatte ihm weder die Hände noch die Füße gebunden und nun zappelte er mit beiden einige Minuten lang, wie ein Hampelmann. Mehrmals erfaßte er den Strick oberhalb seines Kopfes bald mit der rechten, bald mit der linken Hand, um seiner zugeschnürten Kehle Erleichterung zu verschaffen; für Secunden gelang ihm dies auch, aber er ermattete allmälig und verlor die Besinnung; unter wahrhaft gräßlichen Verzerrungen seines ohnehin von Natur aus sehr häßlichen Antlitzes gab er endlich den Geist auf.

Robert verharrte während dieser ganzen grauenhaften Scene auf derselben Stelle am Steuerbord, von wo er die Schiffsmannschaft zu haranguiren begonnen hatte. Lautloses Stillschweigen herrschte am Bord des „Rächer"; Alle, sowohl die Schuldigen als Nichtschuldigen, hefteten starr die Augen auf den großen Mast, und unwillkürlich drängte sich jetzt den Meuterern die erschütternde Ueberzeugung auf, daß ihnen Allen nur durch die Großmuth des Capitäns ein ganz gleiches Schicksal erspart geblieben sei.

Der erste Befehl, welchen der Piraten-Capitän wieder ertheilte, betraf den Justifizirten, dessen noch warme Leiche entkleidet, sammt

einer Kanonenkugel in einen Sack gesteckt und sodann über Bord geworfen wurde. Dasselbe geschah mit den durch Robert niedergeschossenen zwei Matrosen. Robert ließ nun die gesammte Mannschaft in Reih und Glied rangiren und selbe in guter Ordnung einen Halbkreis vor sich bilden.

„Meine lieben Jungens!" begann er sodann im ruhigen Tone, „nach einer Richtung hin ist dem beleidigten Gesetze Genüge geschehen. Der Schuldige, der einen Augenblick Euch im Gehorsame gegen Euren selbstgewählten Capitän irre machte, hat die wohlverdiente Strafe empfangen; er ist nicht mehr. — Es gibt aber noch einen zweiten Schuldigen am Bord des „Rächer", dem nun ohne Verzug das Urtheil gesprochen werden soll!" Robert hielt inne.

Niedergeschlagenheit, ja maßlose Bestürzung malte sich auf den Gesichtern der gebändigten Meuterer, welche mit der Hinrichtung des Master Litton die ganze Affaire abgethan wähnten, nun aber Einen unter ihnen für das Opfer einer zweiten Execution ansahen. Keiner der Kerle besaß ein hinlänglich gutes Gewissen, um sich in diesem Momente völlig außer Gefahr zu sehen.

„Dieser Schuldige, meine lieben Genossen," fuhr der Capitän nach einer für die meisten Zuhörer höchst qualvollen Pause fort, „dieser Schuldige — bin ich selbst!"

Ein allgemeines Ah! des Erstaunens durchlief die Reihen und ungeachtet der strammen eisernen Disciplin, an welche die Mannschaft des „Rächer" gewöhnt war, sobald sie unter Commando stand, gab sich unter der Masse eine wellenartige Bewegung kund. Ein einziger strenger Blick des Capitäns genügte jedoch, und Alle standen wieder da, fest wie eine Mauer, stumm wie Fische.

„Ich habe," sprach Robert mit Betonung, „unseren Vertrag verletzt, indem ich den Schmuggler heute Morgens ungeplündert von dannen ziehen ließ, ohne alle zwingende Nothwendigkeit, blos weil es mir so beliebte. Ich habe Euch dadurch in Euerem Eigenthum gekränkt und Ihr hättet das Recht gehabt, ja Ihr habt es noch, eine Jury aus Euerer Mitte zusammenzusetzen und über diesen Fall ein Verdict zu fällen, dem ich mich unbedingt fügen werde, möge es lauten, wie es wolle. Das Gesetz über Alles! — Es hat seinen Lauf gehabt gegen den Anstifter der Meuterei, es soll nun seine Allgewalt auch über mich äußern, denn vor unseren Satzungen steht Jeder von uns gleichberechtigt und gleichverpflichtet da, der letzte Schiffsjunge

so gut wie der allgewaltige Capitän, Euer Herr über Leben und Tod!" — —

Die fieberhafte Spannung, von der die Seeräuber ergriffen worden waren, stieg auf's Höchste. Diese Wendung der Dinge hatte keiner erwartet; jetzt, wo auf einen bloßen Wink des Capitäns zehn, ja zwanzig Hinrichtungen der Schuldigen stattfinden konnten, ohne daß nur ein Einziger den Muth gehabt haben würde, dagegen zu protestiren, entkleidete sich der gefürchtete Riese freiwillig seiner Allmacht und stellte sein Leben dem Urtheile derjenigen anheim, die er soeben gerichtet hatte und die ihr Dasein blos seiner Gnade verdankten. Diese Seelengröße, dieser Muth überstieg zwar die Fassungsgabe solch' roher Naturen, aber unwillkürlich ergriff sie tiefe Bewunderung.

Robert benützte geschickt diese günstige Stimmung und fuhr ruhig fort:

„Indem ich Euch einlade, sofort zur Bildung des Gerichtes über mich zu schreiten, Ihr habt, wie Ihr wißt, zu diesem Behufe fünfzehn aus Eurer Mitte durch das Loos wählen zu lassen, fühle ich mich weiters verpflichtet, zugleich authentisch den Schaden zu constatiren, der Euch durch den Entgang der Prise erwachsen ist. Von der gesammten Fracht der „schönen Isabella" hätten wir mit Rücksicht auf die mit Beute schon vollgepfropften Räume des „Rächer" blos jene Waaren an uns nehmen können, welche der Schmuggler auf offener See nächst Gibraltar eingeladen. Hier ist die Factura — der Werth der achtzehn Ballen beträgt in runder Summe 6000 Pfd. Sterlings. Unseren Satzungen gemäß wird jede Beute in drei Theile getheilt; einer gehört mir, einer den übrigen Officieren des „Rächer", einschließlich der Steuer- und Oberbootsleute, einer der Mannschaft. Glücklicher Weise bin ich in der Lage, meinen Fehler wenigstens in soweit gut zu machen, als es die materielle Seite meiner Schuldfrage betrifft, ja ich will in dieser Beziehung sogar noch weiter gehen! Ich ersetze den Officieren und der Mannschaft nicht blos die ihnen gebührenden 4000 Pfund, sondern schenke beiden zu gleichen Theilen auch meinen Antheil. Unser Zahl- und Proviantmeister, Master Hornung, wird diese Angelegenheit in der nächsten Viertelstunde in Ordnung gebracht haben!"

„Es lebe der Capitän! Hoch! dreimal hoch! Vivat! Hurrah!" brach jetzt wie ein Orkan der lang verhaltene Sturm der Begeisterung

unter den Piraten los, welche ihre kühnsten Erwartungen übertroffen sahen. Und gerade die früheren Meuterer waren jetzt die lautesten Schreier. Die Ovationen ihrer rauhen Kehle genügten ihnen nicht. Zwei Spanier und zwei Griechen, die unter den Empörern eine Hauptrolle gespielt hatten, drängten sich an Robert, hoben denselben auf ihre Schultern und trugen ihn, wie einen Triumphator, von seinem Platze am Steuerbord zum Bugspriet hinvor und dann zum Compaßhäuschen zurück, unter nicht enden wollendem Gejohle und Hüteschwenken aller Uebrigen.

Der Riese verzog keine Miene. Als er wieder den Boden berührte, wandte er sich zu dem zweiten Lieutenant, der seit Litton's Justificirung nach dem Capitän die höchste Person an Bord war und sagte mit absichtlich sehr lauter Stimme:

„Monsieur Baroche! Lassen Sie jetzt die Jury zusammentreten und übernehmen Sie bis auf Weiteres das Commando des „Rächer", wie es meine Eigenschaft als Angeklagter erheischt!"

Der Franzose war ein feiner Kopf und vielleicht von Allen am Bord des Corsaren der Einzige, der das schlaue, wohlberechnete Manöver Robert's völlig durchschaut hatte. Die Worte des Capitäns entlockten ihm daher ein Lächeln, jedoch that er anscheinend, wie ihm geheißen, das heißt, er gebot Ruhe und als die Matrosen wieder gleich Bildsäulen dastanden, theilte er die letzten Worte des Capitäns mit.

Der älteste der Matrosen, ein alter graubärtiger Catalonier, trat drei Schritte vor die Front und salutirte vor dem Lieutenant.

„Sie können reden!" sagte Monsieur Baroche kurz.

„Ich glaube," begann der Spanier, „nur den Wunsch Aller auszusprechen, indem ich Sie, Herr Lieutenant, gehorsamst bitte, unserem tapferen glorreichen Capitän unseren Dank für die gnädige Behandlung des heutigen Vorfalls, sowie für sein großmüthiges Geschenk zu überbringen. Es lebe Don Roberto!"

„Es lebe Don Roberto!" donnerte es im Chorus aus mehr denn hundert Kehlen wieder.

„Ihr verzichtet also auf die Zusammenstellung des Gerichtes?" frug Baroche.

„Selbstverständlich; Alles ausgeglichen!" riefen die Matrosen wie aus einem Munde.

„Dann," sagte der Lieutenant, „dann wählet Drei aus Euerer

Mitte, um den Capitän zu bitten, daß er das Commando wieder übernehme."

Der alte Catalonier winkte einem seiner Landsleute und einem der Griechen. Die kleine Deputation marschirte im Paradeschritt auf Robert zu, der sich um die letzten Vorgänge gar nicht zu bekümmern schien, sondern nächst dem Compaßhäuschen über die Brüstung gelehnt dastand und, eine Cigarre schmauchend, dem Spiele zweier Delphine aufmerksam zusah.

„Herr Capitän!" rief der Catalonier mit halbgedämpfter, ehrfurchtsvoller Stimme. Jetzt erst blickte Robert sich um und sagte kurz:

„Was gibt's? Wendet Euch an den Lieutenant, wenn es einen dienstlichen Gegenstand betrifft; ich bin nicht mehr Euer Capitän!"

Der Catalonier richtete nun im Namen der gesammten Bemannung seinen Auftrag aus, dabei ausdrücklich betonend, daß von der Jury einstimmig Umgang genommen worden sei.

Robert schien zu zögern und zweifelnd das Haupt schüttelnd, fuhr er den Spanier ziemlich barsch an:

„Kannst Du mich Alles dessen, was Du sprichst, auf Dein Ehrenwort versichern?"

„Ich werde den Herrn Lieutenant als Zeugen hierher bitten!" entgegnete der alte Matrose ernst.

Monsieur Baroche war inzwischen ungerufen hinzugetreten und die Hand an die Mütze legend, sagte er lächelnd:

„In Bestätigung der Aussage des alten José erlaube ich mir zu melden, daß mein Ober-Commando hiermit sein schnelles Ende erreicht hat!"

„Es ist gut!" sagte Robert würdevoll mit dem Kopfe nickend, „lassen Sie die Mannschaft abtreten und derselben zum Frühstücke doppelte Portionen an Fleisch und Rum verabreichen."

Monsieur Baroche machte auf dem linken Absatze Kehrt und verschwand, um die Befehle des Capitäns zu vollziehen, der nun zum Steuermann trat und demselben bedeutete, nach der Küste von Andalusien und zwar zunächst auf Malaga abzuhalten.

Drittes Capitel.

Die Braut des Piraten.

Sehr wesentlich sind die Unterschiede, welche Andalusien und seine Bewohner im Vergleiche zu dem übrigen Spanien darbieten. — Der Verband dieses schönsten aller Länder, welche die iberische Halbinsel ausmachen, mit Spanien war und ist daher sowohl in moralischer als geistiger Beziehung stets ein sehr lockerer, und es würde wahrlich keines allzu heftigen äußeren Impulses bedürfen, um Andalusien bleibend von der Gesammt-Monarchie abzutrennen, welcher der Sohn dieser Provinz gar wenig Sympathien entgegenträgt.

Die Erinnerung an den einstigen Glanz Andalusiens unter dem Scepter der Araber, die noch immer deutlich kennbaren Spuren jenes frommen Vandalismus, der durch Habsucht, Intoleranz und Scheiterhaufen die thätigsten und tüchtigsten Elemente der Bevölkerung entweder aus dem Lande trieb oder vernichtete, das dunkle Bewußtsein des Andalusiers, daß er etwas Anderes, etwas Besseres sein könnte, als wozu ihn im Laufe dreier Jahrhunderte die bigotte Regierung zu Madrid herabgedrückt hat bis an die Schwelle der tiefsten Erniedrigung und Verthierung, Alles dieses hat das Volk, das die Südspitze Spaniens bewohnt, obgleich es spanisch spricht, nicht zu echten Spaniern werden lassen.

Der castilianische Hidalgo-Stolz, in welchem sich so viel des Erhabenen mit dem Grotesken und Lächerlichen paart, ist dem Andalusier völlig fremd, dagegen ein stets willkommener Gegenstand

seiner munteren Laune, seines scharfen, beißenden Witzes, seiner etwas übermüthigen, sprudelnden Laune. Dabei ist er keck, streitsüchtig, herausfordernd, ein Freund des Messers, oft auch nur ein prahlerischer Zungenheld. Er ist aber ebenso leicht zur Versöhnung wie zur Wuth geneigt und nichts weniger als rachedürstend. Seine reiche Phantasie macht ihn äußerst munter, witzig, lebensfroh. Der fruchtbare Boden begünstigt seinen natürlichen Hang zum Müßiggang. Dessenungeachtet haben die Feldarbeiter wegen der brennenden Hitze, des dichten Staubes, geringen Schattens und dürftigen Lohnes eine sehr angreifende Arbeit, zumal in der Erntezeit zu verrichten, wo dann heftige und gefährliche Fieber aufzutreten pflegen. Alles dieses vermag aber nicht den Frohsinn dieser Arbeiter zu ersticken. Wenn sie Abends vom Felde nach Hause zurückkehren, sieht man sie nicht selten tanzen und Guitarre spielen; dabei wird gescherzt und gelacht, getrunken und gesungen. Dieser heitere Gemüthszustand ist ein Hauptcharakterzug der Andalusier, weshalb auch die meisten Bilder derselben tanzende oder singende Personen darstellen.

Selbst in den höheren Classen dieser Provinz herrscht wenig Luxus im Aeußeren; dagegen ist man im Betragen überaus zuvorkommend und bis zur Unbequemlichkeit ceremoniös. Das Complimentiren beim Kommen und Gehen nimmt kein Ende, und der Herr des Hauses begleitet jeden Gast, jeden Besucher beim Abschied bis in den Hof. Dabei weiß der Andalusier sich so zu geben, daß diese Begleitung nicht den Anschein bloßer Höflichkeit gewinnt, sondern vielmehr dem Wunsche, ja dem Bedürfnisse zu entspringen scheint, das Vergnügen der Gesellschaft zu verlängern und das Gespräch, wo möglich, bis an die Schwelle des Hauses fortzusetzen. Der Andalusier weiß sich dabei stets witzig, ja poetisch auszudrücken und sein Gespräch besteht nie, wie bei den Deutschen, Franzosen und Engländern, aus fertigen Redensarten, deren Gebrauch hier als Mangel an Bildung angerechnet werden würde, weil bei dem Andalusier jede Höflichkeit und Schmeichelei das Gepräge eines Impromptu annimmt.

Am Fuße mehrerer Berge, in schöner Ebene am mittelländischen Meere gelegen, an der Mündung des den größten Theil des Jahres trockenen Guadal medina liegt die Seestadt Malaga, welche durch ihren Handel, sowie ihre an 100.000 Seelen betragende Einwohnerschaft zu den wichtigsten Hafenplätzen Spaniens zählt.

Der schon von Natur aus vortreffliche Hafen wird durch einen Molo, der sich 4000 Fuß in's Meer erstreckt, zu einem großen, sturmfreien Bassin erweitert und ein hoher Leuchthurm dient, schon auf viele Meilen weit, den Seefahrern als Wegweiser nach dieser wundervollen, mit allen Producten des Südens überreich gesegneten Küste. Namentlich ist es der unvergleichliche Wein, der auf den ziemlich steilen Bergabhängen um Malaga herum wächst, wodurch diese Stadt und Gegend einen weltbekannten Namen erlangt haben.

Dabei herrscht hier das mildeste und schönste Klima Europa's, so daß Malaga vielfach von Lungenkranken mit Erfolg besucht wird. — Ungeachtet dessen wurde diese Stadt im Jahre 1804 durch Einschleppung von dem gelben Fieber so stark heimgesucht, daß an dieser fürchterlichen Krankheit binnen wenigen Tagen 20.000 Menschen starben, also nahezu ein Viertheil der ganzen Bevölkerung. — Ueber sechs Jahrhunderte befand sich Malaga im Besitze der Mauren, welchen es erst im Jahre 1487 von Ferdinand dem Katholischen entrissen wurde.

In der Umgebung von Malaga gibt es eine Unzahl reizend gelegener Landhäuser, von denen jedoch nur sehr wenige einigermaßen durch ihren Baustyl hervorstechen. Die meisten sind rohe, geschmacklose Ziegelbauten und im Innern von jener landesüblichen, wir möchten beinahe sagen, systematisch durchgeführten Unzweckmäßigkeit und Unbequemlichkeit in Anordnung und Einrichtung der Gemächer, welcher wir in keinem anderem Lande als in Spanien begegnen.

Eine wohlthuende Ausnahme hiervon macht eine, etwa zwei schwache Stunden von Malaga auf der Straße nach Marbella gelegene Villa, im reinsten toskanischen Styl angelegt und in allen Details auch der schönen Grundidee entsprechend, sinnvoll durchgeführt. — Auch der mehrere Morgen Landes umfassende Garten, oder besser gesagt Park, in dessen Mitte das imposante Hauptgebäude auf einer kleinen Anhöhe liegt, läßt in All' und Jedem eine Sorgfalt, ein Verständniß und einen Luxus erkennen, welche in diesem Lande durchaus nicht heimisch getroffen werden, sondern geradezu als importirt zu betrachten sind.

Der Eigenthümer dieses herrlichen Besitzthums, das einen bedeutenden Reichthum voraussetzt, um alle diese kostbaren Bauten und Anlagen nicht nur auszuführen, sondern auch entsprechend in Stand zu erhalten und inmitten dieser Herrlichkeiten einer entspre-

chend comfortablen Lebensweise zu huldigen, ist Don Manuel, dessen Bekanntschaft wir auf offener See unter für ihn wenig erquicklichen Umständen gemacht haben.

Der Schmuggler-Capitän mochte ein Schooßkind des Glückes sein, wenn er sich durch sein waghalsiges Metier solche Schätze zu erwerben im Stande war. — Der Eigenthümer dieser Villa und der schmucken Brigg „Die schöne Isabella“ zählte in der That zu Fortuna's auserlesensten Lieblingen. Alles, was er unternahm, gelang, und wenn ein Kaufmann in Malaga mit irgend einer Speculation sich zu „verlaufen“ drohte, so suchte er gewiß Don Manuel's Theilnehmerschaft um jeden Preis, denn dann kam Alles wieder, wie durch einen Zauber, in's richtige Geleise. Das Glück des Schmugglers hatte sich übrigens auch unter unseren eigenen Augen als standhaft erwiesen, da sein Zusammentreffen mit den Piraten ohne alle Schädigung an Leben und Gut abgelaufen war, während doch beides so augenscheinlich auf dem Spiele stand.

Don Manuel hatte übrigens schon von seinem Vater ein recht ansehnliches Vermögen ererbt, das er seit zwanzig Jahren mindestens verzwanzigfachte, so daß er zur Stunde zu den reichsten Männern von ganz Andalusien zählte. — Das Schmugglergeschäft gab er jedoch keine Stunde lang auf; von einem brennenden Durste nach Gold beseelt, war er zudem ein Seemann aus Leidenschaft, daher alle Herrlichkeiten und Annehmlichkeiten, die ihm seine feenhafte Villa darbot, ihn nicht dauernd an's Land zu fesseln vermochten. Drei Tage hielt er höchstens auf der Bellaria, wie er sein Besitzthum getauft hatte, aus. Dann wurde er von Stunde zu Stunde mürrischer und unleidlicher, gewann aber die ihm als Andalusier von echtem Schrott und Korn angeborne gute Laune sogleich wieder, wenn die „schöne Isabella“, welche stets in der Nähe der Villa in einem prächtigen kleinen Hafen vor Anker ging, nachdem sie ihre gepaschten Waaren salvirt hatte, schmuck ausstaffirt und herausgeputzt wie eine Braut, die zur Hochzeit fährt, mit vollen Segeln und schäumendem Buge die ihm wohlbekannten Wogen des mittelländischen Meeres theilte, daß der silberhelle Schaum bis an's Vorderdeck hinanspritzte und eine lange weiße Furche hinter dem Steuerruder weithin nach rückwärts ihre pfeilschnell durchmessene Bahn erkennen ließ.

Und wenn endlich die Küste von Malaga immer mehr und mehr dem Auge entschwand, wenn selbst die hohe Gebirgskette der Alpu-

jarras mit ihrem von ewigem Schnee bedeckten Pik, Mula genannt, am fernen Horizonte immer tiefer und tiefer untertauchte, dann stand Don Manuel sinnend in der Nähe des Steuermannes und blickte unausgesetzt nach der Gegend, wo Bellaria lag und er das einzige Wesen, das er auf dieser Welt außer seinem Schiffe wirklich liebte, zurückgelassen hatte. — In solchen Augenblicken grollte er mit sich selbst und schalt seine thörichte Leidenschaft für die See und die gefährlichen, aber gerade deshalb für seine unternehmende, thätige Natur so reizvollen Streifzüge durch alle Meere. In solchen Stunden der inneren Einkehr kam es ihm vor, als ob sein Schutzgeist ihm in's Ohr raunte: „Manuel, lass' es jetzt einmal gut sein; bleibe an deinem Herde, genieße, was dir die Vorsehung im Uebermaße beschieden, an der Seite deiner Tochter; befasse dich von nun an ausschließlich mit Isabella, dieser schönsten und lieblichsten Perle Andalusiens! Vernachlässige sie nicht länger um deines hölzernen Götzen willen, dem du freventlich den Namen deines Kindes gegeben! Isabella, die dich so zärtlich, ja enthusiastisch liebt, sie wird Wunder wirken, um dich zu erheitern, dir unvergleichlich schöne Tage durch ihren herrlichen Geist, durch ihr engelgleiches Gemüth bereiten! Manuel, Manuel! du willst nicht hören? Baue nicht allzudreist auf dein Glück! Es ist wetterwendisch wie die See, die dir bisher Alles gab, aber auch Alles wieder nehmen kann!" —

So hatte auch Don Manuel's innere und bessere Stimme gesprochen, als er das letztemal, u. z. vor zwei Monaten, in die See stach, um eine Fahrt nach Bordeaux zu unternehmen. Auf der Rückreise war endlich die seit zehn Jahren unabläßig ausgesprochene Drohung seines guten Genius in Erfüllung gegangen. Das erste Mal seit den zwei Decennien, die er auf dem Meere verbrachte, war ihm ein so gefährliches Abenteuer, wie mit dem „Rächer", begegnet, und die Unterredung mit Robert zeigte ihm urplötzlich, daß eine furchtbare Wendung seines ganzen Geschickes angebrochen sei.

Doch greifen wir nicht der naturgemäßen Entwicklung der Handlung vor, sondern begeben wir uns nach Bellaria, wo wir vielleicht über manche Dinge, welche dem Leser bisher nur durch einen Schleier aus der Ferne bemerkbar geworden sind, einige nähere Aufschlüsse erhalten werden.

An demselben Tage, wo der ebenso kluge als kühne Piraten-Capitän am Bord des „Rächer" die entstandene Meuterei nicht

nur gedämpft, sondern auch seine Macht nur noch mehr befestigt hatte, stand eine junge, einfach aber äußerst elegante Dame auf dem mit Pracht und Geschmack ausgestatteten Observatorium, welches sich in der Mitte des Wohngebäudes befand und aus einem die Villa symmetrisch krönenden Aufsatze bestand.

Von hier aus genoß man eine weite Fernsicht sowohl nach dem Meere, als auch nach rechts und links längs der Küste von Malaga bis nach Marbella, sowie im Rücken nach der malerischen Gebirgskette der Alpujarras.

Die erwähnte Dame, eine nicht minder liebliche als imposante Erscheinung, mochte kaum neunzehn Jahre zählen. Unschuld und Naivetät sprach aus ihren feingeschnittenen Zügen, und der kleine Mund mit den Rosenlippen und schneeweißen Zähnen war stets etwas schelmisch zu einem Lächeln gespitzt, das an ihr das heitere Temperament einer echten Tochter Andalusiens verrieth. — Ihr rabenschwarzes volles Haar, wie Seide glänzend, war blos von einem Netze aus Goldfäden nachlässig zusammengehalten; ihr Auge, merkwürdiger Weise tiefblau, blitzte feurig zwischen langen feinen Wimpern und unter etwas beinahe allzustarken Augenbraunen hervor, aber mit einer Klarheit und Milde, welche die Reinheit und Güte ihrer Seele auf die überzeugendste Weise wiederspiegelte.

Der Wuchs des Mädchens war nicht blos tadellos, er war unvergleichlich. Obwohl hoch aufgeschossen, ja die gewöhnliche mittlere Größe des weiblichen Geschlechtes entschieden überragend, blieben ihre Statur und ihre Formen doch dem Gigantesken und jener grobknochigen Derbheit ferne, welche nun und nimmer einem Frauenzimmer zur Zierde gereicht und selbst dem schönsten Antlitze in seiner Gesammtwirkung Abbruch thut.

Die Taille der Tochter des See-Vagabunden Don Manuel war vielmehr äußerst schmächtig, ihre Hände und Füße überaus klein und wohlgeformt, dagegen ihre Brust breit und hochgewölbt, ihr voller Arm muskulös; ihre ganze Haltung verrieth überhaupt eine für ein Frauenzimmer seltene physische Kraft und einen männlichen Muth. —

Isabella war in der That schon von erster Jugend an etwas Wildfang gewesen. Bis zu ihrem zehnten Jahre hatte sie sich sogar als Knabe getragen; Don Manuel that dem tollen Uebermuthe ihrer Kindheit nie einen Einhalt, im Gegentheile, er freute sich, daß

sein Töchterchen ein „ganzer Kerl“ war, der jeden Jungen desselben Alters zu bändigen verstand. Turnen, Reiten, Schwimmen bildeten einen Haupttheil des Programmes, welches Don Manuel für Isabella's Erziehung vom vierten bis zum vierzehnten Jahre vorgezeichnet hatte. Der Schmuggler war Witwer seit der Stunde, wo Isabella das Licht der Welt erblickte. Seine einzige Schwester, eine gute, würdige aber sehr beschränkte Dame, vertrat bei Isabella Mutterstelle bis zum heutigen Tage. Sie liebte ihre Nichte über Alles; sie hatte ihren Mann nach kaum einjähriger Ehe verloren, und ihr nachgebornes Töchterchen folgte seinem Vater bald in's dunkle Jenseits. Letzteres geschah fast zur selben Zeit, wo Isabella geboren wurde. Donna Estefania lebte sich bald absichtlich und ohne Schwierigkeit in die Täuschung hinein, daß das Kind ihres Bruders ihr eigenes sei, gewiß nicht zum Nachtheile des kleinen lieblichen Kobolds.

Merkwürdiger Weise wurde Isabella, obwohl ihre Tante sie verhätschelte, weder eigensinnig, noch launenhaft, noch rechthaberisch oder anmaßend und eingebildet; kein einziges dieser gewöhnlichen Attribute einziger und reicher Kinder wurde an ihr je bemerkbar. Ihr gutes, heiteres Gemüth, sowie ihre zur Leidenschaft ausgearteten gymnastischen Uebungen, bildeten ein heilsames Gegengewicht. Jeder Augenblick, der ihr vom Lernen, womit man sie übrigens nie allzusehr in Anspruch genommen hatte, übrig blieb, gehörte von früh Morgens bis spät in die Nacht ihren Hunden, Pferden, Singvögeln, Hühnern, Tauben und anderem Gethier, von welchen allen sie eine reiche Anzahl in vorzüglicher Auswahl besaß, so daß ihr, ganz entgegen ihren von Langeweile viel geplagten Landsmänninnen, der Tag immer zu kurz wurde und sie sich recht oft Abends beim Schlafengehen zu ihrem lieben Tantchen beklagte: heute schon wieder einmal keine Zeit zu einer kleinen Partie mit ihrer niedlichen, ganz seemännisch aufgetakelten Jolle erübrigt zu haben, denn die Lust am Meere hatte sie von ihrem Papa überkommen. Wie oft bat sie ihn schon mit aufgehobenen Händen, sie wenigstens ein einzigesmal auf eine seiner Reisen mitzunehmen! Aber Don Manuel, der unbedenklich eine Hand geopfert haben würde, um irgend einen anderen Wunsch Isabella's zu befriedigen, blieb in dieser Hinsicht unerbittlich und mit Recht. Da natürlich Donna Estefania dabei kräftig ihren Bruder secundirte und Isabella schließlich einsah, daß ihre gedachten Bitten nicht nur nutzlos seien, sondern auch ihr regelmäßig Doppelverweise

eintrugen, außerdem dann durch mehrere Tage eine tiefe Verstimmung der guten Tante eintrat, so verzichtete sie seit etwa zwei Jahren, wo sie reifer zu denken begonnen, auf das vor der Hand Unerreichbare; dafür entschädigte sie sich von nun an um so öfter durch kleine Spazierfahrten mit ihrer Jolle, deren Segel und Steuerruder sie zu handhaben verstand, trotz eines alten Matrosen. Don Manuel empfand hierüber im Stillen einen nicht zu beschreibenden Stolz, dem er aber in vernünftiger Würdigung von Estefania's Argumente, daß eine Belobung der seemänischen Talente Isabella's das ohnehin vorwitzige Mädchen zu tollkühnen Streichen veranlassen könnte, seiner Tochter gegenüber niemals Worte lieh. Isabella würde in der That gar nichts Besonderes darin erblickt haben, mit ihrem „Seelentränker" längs der Küste einmal einen Abstecher nach Gibraltar zu machen, das sie schon seit Jahren zu sehen wünschte; nur der Umstand, daß die Tante ihr das Ehrenwort abgenommen, sich von Bellaria nie allein weiter zu wagen als bis zu dem kleinen, etwa eine Seemeile entfernten Hafen, der zur Besitzung gehörte und woselbst, wie wir wissen, das Schiff ihres Vaters zu ankern pflegte, hielt sie ab, eines Tages das gedachte Vorhaben bei einem günstigen Nordost auch auszuführen.

Das zuvor genannte Observatorium erfreute sich von Seite der so vielfach von ihren unschuldigen Passionen in Anspruch genommene Isabella keiner allzu häufigen Benützung. Mit ihrem lebhaften Temperamente harmonirte es auch gar wenig, daß sie, wie heute, schon seit Mittag bis jetzt zum nahen Untergange der Sonne, kurze Unterbrechungen abgerechnet, fortwährend durch das auf einem großen Stative aufgestellte Fernrohr mit Ernst und Aufmerksamkeit nach der hohen See in südöstlicher Richtung ausschaute.

„Aber liebes Kind!" ließ sich plötzlich die Stimme von Donna Estefania vernehmen, welche auf der einen kleinen Ziergarten bildenden Terrasse, dem Observatorium nebenan, saß und mit einer kunstvollen Stickerei ihre alten, mit einer riesigen Hornbrille bewaffneten Augen, so erbarmungslos marterte, als arbeite sie um das tägliche Brot, „aber liebes Kind, schone doch einmal Deine Aeuglein und hilf mir, um Gottes Willen, die Masche suchen, die ich schon vor einer halben Stunde verloren habe und durchaus nicht finden kann. Mich sticht es schon da in den Schläfen, daß mir schier das Hören und Sehen vergeht!"

Isabella warf auf ihre Tante einen Blick hinaus und lachte vom ganzen Herzen; die gute Estefania machte in der That ein so ernstes Gesicht, als hinge an der verlornen Masche das Heil der Welt, und das Komische in dem Wesen der alten Frau wurde noch durch den weinerlichen, ja wahrhaft elegischem Ton ihrer sanften Stimme erhöht. — Indessen hüpfte Isabella behend hinaus und gewahrte auf den ersten Blick, wo die Ursache des großen Herzleides ihrer Tante lag. Die Masche, die sich heimtückisch der Autorität der alten Frau zu entziehen gesucht, ward von den niedlichen Fingerchen des schönen Mädchens mit der Nadel aufgespießt und dann zur Strafe für immerwährende Zeiten in das straffe Joch ihrer Kameradinnen gespannt.

Isabella umarmte hierauf ihre Tante und drückte ihr einen herzhaften Kuß auf die Stirne, wobei sie ihr unbemerkt die goldene Tabakdose aus dem Sacke herausstipitzte.

Dann stellte sich die Muthwillige hochaufgerichtet vor die alte Frau hin, nahm die Dose in die linke Hand, klopfte mit dem Zeige- und Mittelfinger der rechten laut hörbar zweimal auf den Deckel und präsentirte hierauf der Tante mit ernster Miene und einer höflichen, aber etwas ceremoniösen Verbeugung eine Prise.

„Oh Du Schalk!“ lächelte Donna Estefania freundlich mit dem Kopfe wackelnd und die Faust ballend, „also seines Eigenthums ist man in Deiner Nähe nicht mehr sicher? doch ich danke Dir für Deinen Einfall; vor lauter Eifer habe ich seit einer vollen Stunde kein Körnchen Tabak genommen! Nun aber, mein Herzchen, sag’ mal, bist Du mit dem Schiffe, das du schon seit fünf vollen Stunden betrachtest, noch immer nicht in’s Reine gekommen? Warum zweifelst Du, daß es unsere Brigg sei? Mein Bruder schrieb doch von Lissabon aus, wo er auf einige Tage vor Anker gegangen war; Wind und Wetter erwiesen sich seitdem fortwährend günstig; die „schöne Isabella“ könnte also heute ganz gut in Sicht kommen. Je nun,“ schloß Donna Estefania schmunzelnd, „was das Laviren des Schiffes da draußen anbelangt, so finde ich es ganz natürlich, daß Don Manuel die Nacht abwarten will, um in jener Bucht dort vor Anker zu gehen. Wie er in seinem Briefe andeutete, wird er diesesmal eine besonders kostbare Ladung hier an’s Land zu bringen haben.“

Isabella’s Antlitz wurde bei den letzten Worten ihrer Tante sehr ernst, und beinahe traurigen Tones sagte sie:

„Ach, wenn mein lieber Vater dieses schnöde und gefährliche Handwerk doch endlich ganz aufgeben wollte! Es wird eines Tages entsetzliches Unglück über uns Alle bringen! Namentlich seit einiger Zeit plagen mich schwere, schauderhafte Träume. Doch — ich will jetzt bei der Hauptsache bleiben; ich behaupte nochmals und bestimmter als zuvor, daß das Schiff da draußen, obwohl es dem unsrigen an Gestalt und Größe auf ein Haar zu gleichen scheint, dennoch nicht das von uns so sehnlich erwartete ist. Du weißt, ich verstehe mich etwas darauf! Die Bramstange des Hauptmastes jenes Schiffes unterscheidet sich etwas von der unserer Brigantine, auch führt das sonderbare Schiff alle seine Evolutionen beim Wenden mit einer Schnelligkeit und Präcision aus, welche weit mehr Hände an Bord voraussetzt, als einem simplen Kauffahrer zu Gebote stehen."

„Dann ist es vielleicht ein Kriegsschiff", bemerkte die alte Dame und warf die Brille auf die Stirne empor, dabei das junge Mädchen mit wachsender Neugierde betrachtend.

Isabella verneinte entschieden mit ihrem schönen Haupte und sagte:

„Das ist es gewiß nicht. Vor einer Stunde, wo es etwa zwei Seemeilen der Küste näher sich befand, als in diesem Augenblicke, wurde mir durch mehrere Minuten die Gelegenheit, auch den Rumpf und das Verdeck zu mustern. Die Männer, die ich, wiewohl sehr verschwommen, am Bord gewahrte, trugen gewiß keine Uniformen."

„Ei, ei!" murmelte Donna Estefania vor sich, „fast möchte man auf üble Gedanken gerathen, aber lächerlich — seit zwanzig Jahren hat man in diesen Gewässern nichts mehr von einem Seeräuber gehört. Na, — ein solcher möchte hier auch übel ankommen. In Malaga liegen eine Fregatte und zwei Corvetten vor Anker und die Herren Engländer in Gibraltar würden sich der Jagd sogleich anschließen. An ein Entwischen in den Ocean hinaus könnte der tollkühne Pirate wohl nicht denken, und hier im mittelländischen Meere würde der Kerl binnen wenigen Tagen wie in einem Netze gefangen werden. Doch — ich will Isabella nicht beunruhigen; sie macht mir ohnehin seit kurzer Zeit mit ihren Träumen ernstlich bange; wahrscheinlich leidet sie an zu dickem Blute, und gleich morgen will ich unseren Hausarzt aus Malaga hierher bescheiden."

Isabella hatte sich während des Monologes ihrer guten Tante wieder in das Observatorium begeben, aus welchem sie aber

schon nach wenigen Minuten zu ihrer Tante mit aufgeheiterter Miene zurückkehrte.

„Das Schiff ist jetzt gänzlich außer Sicht", sagte sie, dabei unwillkürlich ihre Brust durch einen tiefen Seufzer erleichternd, „ich möchte jetzt beinahe über meine Albernheit lachen. Jene Brigg hat mir, ohne daß ich eigentlich einen triftigen Grund dafür anzugeben wüßte, Furcht eingeflößt, obwohl ich sonst an dieser Schwäche nicht zu leiden pflege."

Die Sonne neigte sich dem Untergange zu. Von den Alpujarras her fielen ihre Strahlen bereits sehr schräg. Donna Estefania erhob sich und sprach:

„Komm, mein liebes Kind! Lass' uns das Innere des Hauses aufsuchen; die Abendluft bekommt mir nicht wohl zu meiner Gicht."

Isabella packte rasch mit einem Griffe die Stickerei und die dazu gehörigen Utensilien zusammen und wollte sodann ihre Tante nach dem ersten Stockwerke führen, in welchem das Schlafgemach der alten Dame neben jenem Isabella's lag.

„Nicht doch, mein Herzchen", wehrte die alte würdige Dame ab, als ihre Nichte eine der Thüren der ersten Etage öffnen wollte „nicht doch — lasse uns gleich in den Empfangssaal des Erdgeschoßes hinabgehen; die siebente Stunde hat geschlagen; Don Fernandez wird gewiß bald erscheinen und ich möchte nicht die Unartigkeit begehen, ihn warten zu lassen."

Isabella kniff leicht die Lippen und erwiderte etwas pikirten Tones:

„Nun gut, ich werde Sie auch noch über diese Treppe geleiten; dann wollen Sie mir aber gestatten, im Hühnerhofe und in den Stallungen meiner Menagerie nachzusehen."

Donna Estefania schüttelte ganz entschieden verneinend das Haupt und mit einem unverhohlenen Anfluge von Aerger rief sie:

„Nein Sennorita! für heute wollen Sie in dieser Beziehung unserem Schaffner volles Vertrauen schenken; er ist ein pünktlicher Mann und wird für die Pflege der Thiere gewiß auf das Beste sorgen."

„Ach, wenn Sie wüßten, liebe Tante!" sagte Isabella halb zornig, halb weinerlich, „ach, wenn Sie wüßten, wie sehr mir Ihr Don Fernandez tief in die Seele hinein zuwider ist. Das ist eine geschniegelte Modepuppe, aber kein Mann; überhaupt wozu diese

Eile mit einem Bräutigam? Ich bin kaum den Kinderschuhen entwachsen, und wenn ich eines Tages schon heiraten muß, dann muß mein Gemal ganz anders aussehen —"

Donna Estefania ließ ihre Nichte nicht aussprechen, sondern rief:

„Vielleicht so wie jener junge Abenteurer, dem Dein Vater in unbegreiflicher Verblendung und Leichtfertigkeit vor sechs Jahren Deine Hand versprach? — Gott sei Dank; die gütige Vorsehung hat diesen dummen Streich wett gemacht! Der blonde deutsche Fant hat seit jenem Augenblicke nichts mehr von sich hören lassen; wahrscheinlich ging er inzwischen zu Grunde. Außerdem ist der Termin, für welchen Don Manuel sein Wort verpfändet hatte, bereits um."

„Da irren Sie", entgegnete Isabella mit Heftigkeit, „heute zählen wir den 15. Mai und erst in fünf Tagen werden es volle sechs Jahre sein."

Die alte Dame riß die Augen weit auf und betrachtete ihre Nichte mit forschenden Blicken, dann sagte sie:

„Valga me Dios! Ich will doch nicht hoffen, daß jener Fremde ohne vornehmen Namen und Stand — wenigstens wußte er damals keinen anzugeben, oder er hatte triftige Gründe, sie zu verschweigen —, daß jener Fremde, sage ich, wirklich Deinem Herzen nahe steht?" —

„Nun, und wenn es wäre?" antwortete Isabella kurz, „thäte ich etwas Unrechtes, etwas Unerlaubtes damit?"

„Heilige Jungfrau!" seufzte Donna Estefania, die Hände über dem Kopfe zusammenschlagend, „was muß ich da hören! Doch nein, Du warst immer ein zu gutes, liebes und folgsames Kind, als daß Du Deinem Vater und mir den Schmerz bereiten könntest, den hochgebornen, wohledlen, so fein gebildeten Don Fernandez wirklich zurückzuweisen."

„Sie werden gut thun, sich auf diese Eventualität vorzubereiten!" bemerkte Isabella kurz.

„Aber, aber mein Täubchen!" flehte Donna Estefania, „bedenke doch, welche Ehre unserer Familie durch diese Verbindung erwachsen würde. Don Fernandez, der Neffe eines Herzogs, der zu den ersten Günstlingen unserer Königin zählt! Die höchsten Aemter und Würden des Staates sind ihm sicher, sobald er nur —"

„Sobald er nur", fiel Isabella mit Bitterkeit ein, „sobald

er nur zu dem Gelde meines Vaters mich als Zugabe geheiratet hat. Lassen Sie ihm die zwei Millionen Francs, die Papa als meine vorläufige Mitgift ausgesetzt hat, auf andere Weise werden, und ich schwöre darauf: Don Fernandez erklärt vor der ganzen Welt die Heirat mit der Schmugglerstochter für eine Mesalliance, die sie auch wirklich ist, und sucht sich seine Braut in einer altcastilischen, hoffähigen Familie."

„Verleumde mir den edlen jungen Mann nicht!" eiferte Donna Estefania beinahe erbost, „ich sehe, ich bin gegen Dich viel zu nachsichtig gewesen; Du fängst an, mit meiner Langmuth Mißbrauch zu treiben. — Doch, da hält eben Don Fernandez vor dem Gartenthore; sein dampfendes Roß läßt vermuthen, daß er von Malaga her die Sporen nicht geschont habe, um mit gewohnter Pünktlichkeit uns seine Aufwartung zu machen."

„Elender Pferdequäler!" zürnte das schöne Mädchen vor sich hin, als sie das schaumbedeckte, abgehetzte Thier betrachtete, auf welchem Don Fernandez durch die Allee einhergesprengt war, um dann vor der breiten Glasthüre, welche in der Mitte der Villa in den Empfangssalon führte, mit theatralischem Aplomb aus dem Sattel zu springen. — Die Flanken des schönen Rosses wiesen von den unbarmherzig gemißbrauchten Sporen mehrere Blutspuren auf.

Donna Estefania empfing den Hidalgo mit übergroßer Freundlichkeit, ja mit einer an Unterwürfigkeit grenzenden Hochachtung. Sie war in diesem Punkte ganz Spanierin. Es wäre ihr nicht einmal im Schlafe eingefallen, je daran zu zweifeln, daß Pfaffen und Adelige höhere Wesen seien, als der Bürger und Bauer. Da Don Fernandez in der That darauf rechnen konnte, binnen Jahresfrist den Herzogstitel zu erlangen, wenn er nur zu Geld kam, so betrachtete ihn Donna Estefania schon jetzt wie einen Halbgott; es war ihr total unbegreiflich, wie ihre Nichte so thöricht sein konnte, das ungeheure Glück, die unermeßliche Ehre, die ihr durch eine Verbindung mit dem Günstlinge der Königin bevorstand, derart hartnäckig zu verkennen.

Don Fernandez war übrigens ein leidlicher, wohlgestalteter junger Mann von siebenundzwanzig Jahren, aber in seinem hübschen Angesichte standen die Spuren einer wüsten Lebensweise deutlich zu lesen. Eine gewisse Schlaffheit und Apathie gab sich in seinem ganzen Wesen kund, das zudem in all und jedem etwas Erkünsteltes

an sich hatte und ohne die feine Politur seiner vornehmen Erziehung und seiner Gewandtheit im Gebrauche der geselligen Formen völlig ungenießbar gewesen wäre. — Geist und Kenntnisse besaß Don Fernandez zwar nicht sehr viele, aber doch mehr als genug, um in den hohen Kreisen, in denen er sich zu bewegen pflegte, für einen Gesandtschaftsposten vollkommen geeignet zu erscheinen, falls er seine tief zerrütteten Vermögensverhältnisse rangirt haben würde. — Sein Onkel, der Herzog von A......, der sich in pekuniärer Beziehung selbst nur mit Mühe über dem Wasser hielt, gab, wiewohl ungern, die Zustimmung zur Bewerbung seines Neffen um Isabella; aber da nach genau eingeholten Erkundigungen das Vermögen Don Manuel's sich auf wenigstens zehn Millionen Francs belief, so durfte wohl zur Restaurirung einer alten Familie, die ihren Stammbaum bis in die Zeiten Karl Martell's zurückführte, der Zweck das Mittel heiligen.

Die Aufgabe, Don Fernandez zu unterhalten, fiel heute der alten Dame ausschließlich zu. Isabella schützte ein leichtes Unwohlsein zur Entschuldigung ihrer Schweigsamkeit vor. Im Stillen beschloß sie, mit ihrem Vater ein ernstes Wort zu sprechen, und sie hoffte zuversichtlich, daß in Folge dessen dem ihr verhaßten Brautwerber die Thüre gewiesen werde. Sie sehnte sich jetzt nach dem morgigen Tage, um auf ihrem Observatorium neuerdings auszulugen. Sobald das erwartete Schiff wirklich in Sicht kam, wollte sie dann ihre Jolle besteigen, um ihrem Vater noch am Bord der „schönen Isabella“ in der ersten Freude des Wiedersehens ein Versprechen abzulocken, das sie von Don Fernandez für immer befreite.

Der Herzog in spe fühlte sich heute recht ungemüthlich auf Bellaria, und die diesen Abend prägnanter denn je sich kundgebende Abneigung Isabella's war ihm natürlich nicht entgangen; er beschäftigte sich daher heute auch angelegentlicher denn je mit Donna Estefania, von deren Bundesgenossenschaft er allein einen Erfolg für seine Pläne hoffen durfte.

Gegen neun Uhr wurde ein leckeres Abendmahl servirt und eine Stunde später empfahl sich Don Fernandez den Damen, um langsamer, als er gekommen war, wieder nach Malaga zurückzureiten.

Ziemlich verstimmt nahm bald hierauf Tante Estefania von ihrer Nichte Abschied, welcher sie für den morgigen Tag ob ihres an

Unart streifenden, frostigen Benehmens gegen den hochadelichen Cavalier eine lange Strafpredigt zugedacht hatte.

Die arme Isabella suchte seufzend ihr Lager auf, denn heute war ihr erst vollkommen klar geworden, wie erpicht die alte Dame auf ihr Heirats-Project sei, und daß Donna Estefania bei der ihrem Charakter eigenthümlichen Zähigkeit gewiß Alles daransetzen werde, um ihren Bruder, der für die seinem Hause zugedachte hohe Ehre ohnehin nicht unempfindlich schien, vollends auf ihre Seite zu bekommen.

Es war schon nahe um Mitternacht und Isabella hatte noch kein Auge geschlossen; sie war wieder vom Lager aufgestanden und zog einige Kleidungsstücke im Halbdunkel an; die Ampel vor dem Madonnabilde machte nämlich die ganze Beleuchtung des Gemaches aus. Dann öffnete sie das Fenster, um nach dem Wetter zu sehen. Ein fernes Wetterleuchten tief am Horizonte des Meeres verkündete das Nahen eines Gewitters; einzelne schwere Wolken zogen als dessen Vorboten bereits von der afrikanischen Küste herüber in der Richtung der Alpujarras. Der Wind begann immer heftiger zu blasen, aber statt Kühlung zu fächeln, brachte er nur jene Abspannung und jenes unbehagliche Gefühl, das den Hauch des Samum der Sahara kennzeichnet.

Es währte eine halbe Stunde, und ein heftiger Gußregen strömte nieder; das Firmament wurde Secunden lang durch Blitze erleuchtet und der Donner begann immer näher und näher der Küste zu grollen.

Isabella fuhr plötzlich sehr betroffen zusammen. Bei einem etwas länger zuckendem Blitze glaubte sie in einer Entfernung von kaum dreihundert Klaftern auf der wild gährenden See die Umrisse eines Zweimasters wahrgenommen zu haben. Es konnte übrigens auch nur die Täuschung ihrer heute so sehr aufgeregten Sinne obwalten. Sie sehnte sich indeß nach einem zweiten Blitze von derselben Stärke und Dauer, und in dieser Hoffnung sah sie starr hinaus in die dichte Finsterniß, genau nach der Richtung, in welcher sie kurz zuvor ein Schiff erblickt zu haben glaubte.

Die Wuth des kurzen Ungewitters schien sich jedoch rasch ausgetobt zu haben; die Blitze zuckten bereits wieder in der Ferne, u. z. über den Alpujarras; aber auch die Donnerkeile haben ihre Nachzügler, die, gleich den Marodeurs einer großen Armee, in der Regel weit schlimmer zu wirthschaften pflegen, als das voran-

gezogene Gros. So geschah es auch diesmal; als im Südosten durch die zerrissene Wolkendecke hier und da wieder einige der freundlich flimmernden Sterne sichtbar wurden, krachte es plötzlich ganz in der Nähe der Villa, als ob hundert Kanonen auf einmal losgefeuert worden wären. Der Blitz hatte kaum zwanzig Schritte von Isabella's Fenster in eine prächtige hohe Cypresse eingeschlagen, daß die Splitter weit umherflogen und der dürre Stamm sofort helle Flammen schlug.

„Jesus, Maria!" rief die sonst so muthige Isabella, zu Tod erschrocken, aus und bekreuzte sich inbrünstig. Dann setzte sie, von abergläubischer Furcht ergriffen, laut vor sich hinsprechend bei:

„Sollte dies irgend eine Vorbedeutung sein? Mein Gott, mein Gott! seit zwei Stunden bin ich die Beute einer schrecklichen, mir ganz räthselhaften Unruhe! Heilige Jungfrau, stehe mir bei — es ist mir, als stände ich in diesem Augenblicke an einem Scheidewege für mein junges Leben." — Isabella verhüllte das Antlitz mit beiden Händen und begann zu schluchzen.

„Errathen mein holdes Kind!" sprach gedämpften Tones eine Männerstimme, und eine nervige Faust legte sich leicht auf ihre linke Schulter. „Errathen sage ich Dir; der Himmel hat den Eintritt Deines Verlobten in dieses jungfräuliche Gemach mit einer Salve begrüßt, würdig der vollen Breitseite dreier Fregatten!" —

Isabella wandte sich rasch um; sie wollte schreien, um Hilfe rufen, aber die Stimme versagte ihr und halb ohnmächtig wich sie in die Fensterbrüstung zurück.

„Du fürchtest Dich vor mir?" fuhr der Eindringling fast traurigen und überaus milden Tones fort, „erkennst Du mich denn nicht wieder? Hast Du das Versprechen vergessen, das Du mir vor sechs Jahren mit Einwilligung Deines Vaters gabst?"

Das Mädchen gewann bei der bescheidenen Haltung und der mit zauberischem Wohlklang gesprochenen Worte des Fremden die Besinnung wieder.

„Robert, Sie sind es?" preßte sie mit einem seltsamen Gemische furchtsamen Erstaunens und freudiger Ueberraschung hervor, „mein Gott, wie sind Sie hierher gelangt? Meine Ehre ist compromittirt — um Christi Willen, entfernen Sie sich auf der Stelle — am Tage sollen Sie mir herzlich willkommen sein."

„Ja, ich entferne mich sogleich", entgegnete der Riese mit

etwas sonderbarer Betonung, „sogleich, auf mein Ehrenwort, aber — Sie, Isabella, werden mich begleiten."

„Sind Sie von Sinnen?! Sie zwingen mich, nach unseren Leuten zu rufen, einen Scandal herbeizuführen."

„Oh, der Scandal wird nicht ausbleiben!" sagte Robert mit Bitterkeit, „doch ich habe keine Zeit, hier Verhandlungen zu pflegen und Auskünfte zu ertheilen, ich habe nur zu befehlen und Sie — haben zu gehorchen! Wollen Sie mir, Ihrem Bräutigame, folgen oder nicht?"

Isabella rang in stummer Verzweiflung die Hände und eine Fluth von Thränen entrann ihren schönen Augen. Und dennoch! Es fiel ihr so schwer, nach Hilfe zu rufen und dadurch dem Manne, mit welchem sie sich, am Vorrathe einer theuren unauslöschlichen Erinnerung zehrend, im stillen Kämmerlein ihres Herzens so oft beschäftigt hatte, Schmach und Mißhandlungen zuzuziehen. — Die Bellaria zählte an dreißig handfeste Diener und Knechte, denen der Riese, mochte seine Kraft auch an's Unglaubliche grenzen, schließlich unterliegen mußte, kam es einmal zum Handgemenge.

„Ich beschwöre Sie nochmals, Robert, gehen Sie", flehte Isabella, „in wenigen Stunden ist es heller Tag; kommen Sie dann, wann es Ihnen genehm! Mit offenen Armen will ich Sie empfangen, Sie, den Retter meines Lebens, ja noch mehr, ich will Ihnen gestehen, daß mir Ihre Anwesenheit Freude bereitet, denn Sie, Sie werden mir jenen verhaßten Don Fernandez gewiß vom Halse schaffen; und — Sie sollen ein Recht dazu haben. Beim Grabe meiner Mutter! ich selbst erkläre mich freiwillig als Ihre Braut!"

„Das thust Du, Isabella!" rief der Pirate wonnetrunken, alle Vorsicht vergessend, und schloß Isabella in seine nervigen Arme, „jetzt, jetzt", jauchzte er, „jetzt soll Dich mir die ganze Armada Spaniens nicht entreißen. Du selbst hast Dein Schicksal besiegelt; freiwillig bist Du meine Braut, die „Braut des Piraten." Auf, auf an Bord des „Rächers!"

Mit diesen Worten umschlang Robert das laut aufkreischende Mädchen mit dem linken Arme und stürzte mit seiner menschlichen Beute davon.

Donna Estefania, welche seit dem fürchterlichen Blitzschlage in Angstschweiß gebadet und die Decke über die Ohren gezogen ein Pater noster nach dem andern herableierte, war entsetzt aus dem

Bette gesprungen, als sie, im zweiten Zimmer nebenan, eine Männerstimme und bald darauf das Geschrei ihrer Nichte vernahm. Die alte Dame lief zum Fenster nach dem Garten, von welchem herauf jetzt Isabella's Hilferufe erschollen.

„Räuber! Diebe! Mörder!" zeterte Don Manuel's Schwester in's Freie hinaus und wahnsinnige Verzweiflung ergriff sie, als sie den durch Isabella's schneeweißes Nachtgewand verrathenen Corsaren plötzlich um die Biegung einer Allee in der Richtung nach der See verschwinden sah.

In weniger als fünf Minuten waren die gesammten Bewohner der „Bellaria" auf den Beinen. Ein halbes Dutzend der flinkesten und entschlossensten Diener saßen dem kühnen Eindringlinge bald auf der Ferse. Robert hatte einige Zeit damit verloren, die inzwischen völlig ohnmächtig gewordene Isabella mit Hilfe des Negers Nero, der bei der Gartenmauer lauerte, über diese hinüber zu schaffen.

Ein Kahn stand ganz in der Nähe. Der Schwarze sprang in denselben und langte nach dem Ruder. In diesem Augenblicke kamen die Verfolger ganz nahe. Um nicht von rückwärts erfaßt und niedergestochen zu werden, mußte Robert Front machen. Isabella auf dem linken Arme haltend, riß er mit der rechten Hand einen Dolch aus der Brust und setzte dessen Spitze auf das Herz des Mädchens.

„Zehn Schritte zurück, oder ich lasse eine Leiche in Eueren Händen!" drohte Robert mit Donnerstimme und einer Wildheit, die an dem Ernst seiner Worte nicht zweifeln ließ. In diesem Augenblicke war er in der That ganz Corsar und fest entschlossen, seine Beute eher zu tödten als aufzugeben. Eine wahnsinnige Eifersucht hatte ihn erfaßt; lieber wollte er das schöne Kind tödten, als es die Braut eines Andern werden lassen.

Die Drohung des Riesen wirkte. Der kühnste der Diener, der sich am nächsten an das Boot herangewagt, ließ entsetzt sein Messer zu Boden fallen, als er das Leben seiner geliebten Herrin so augenscheinlich in Gefahr sah. Dieses Beispiel entmuthigte auch seine Begleiter vollends. Der Piraten-Capitän benützte die Verwirrung seiner Gegner und sprang, selbstverständlich Isabella mit sich schleppend, behend in das Boot.

Nero stieß mit kräftiger Faust ab, so daß das Boot im nächsten Augenblicke aus dem Bereiche der Verfolger kam. —

Jetzt griff auch Robert zum Ruder, nachdem er die arme Isabella behutsam auf den Boden des Bootes niedergelegt und mit einem Mantel bedeckt hatte.

In weniger als zehn Minuten legte das Boot am Steuerbord des „Rächer“ bei, der hierauf ohne Verzug die Anker lichtete und mit vollen Segeln in die offene See hineinsteuerte.

Es ist wohl selbstverständlich, daß von der Villa aus sogleich die ganze Umgegend allarmirt und auch die Behörden zu Malaga von dem schrecklichen, ganz unerwarteten Vorfalle in die Kenntniß gesetzt wurden.

Donna Estefania befand sich in einem an Wahnsinn grenzenden Zustande. Sie gewann erst etwas Ruhe, als Don Fernandez auf Bellaria eintraf und ihr die Versicherung des Gouverneurs überbrachte, daß seinerseits Alles aufgeboten werden würde, um des nichtswürdigen Menschenräubers habhaft zu werden.

Zu jener Zeit existirte aber zwischen Malaga und Gibraltar noch keine telegraphische Verbindung, um in letzterem Orte das englische Geschwader mit der erforderlichen Raschheit verständigen zu können.

Bei der Seetüchtigkeit und Schnelligkeit des „Rächer“ war daher, trotz der schönen Trostworte, die Fernandez überbracht hatte, wenig Hoffnung vorhanden, den Corsaren wirklich einzuholen.

In der That vermochte die spanische Flotille, welche ohne Verzug aus Malaga auslief, um auf den „Rächer“ Jagd zu machen, von diesem keine Spur mehr zu entdecken.

Viertes Capitel.

Sechs Jahre zuvor.

Mitten in der stürmischen Nordsee, fast acht geographische Meilen entfernt von der Mündung der Elbe, liegt eine der sonderbarsten und merkwürdigsten Inseln dieser nordischen Gewässer, das Felseneiland Helgoland. Aehnlich einem riesigen, von Blut bespritzten Opfer-Altare, steigt die Insel aus den blaugrünen Wogen empor, wegen der eigenthümlichen Färbung ihres Gesteins auch die „rothe Klippe" genannt.

Ehedem war Helgoland eine umfangreiche, stark bevölkerte Insel. Viele wollen sogar behaupten, daß es die äußerste Spitze des germanischen Festlandes, die Heimat des tapferen, sieggewohnten und freiheitsliebenden nordfriesischen Stammes gewesen sei. Gewiß ist indeß, daß Helgoland noch vor mehreren Jahrhunderten eine Menge Ortschaften enthielt und erst im Laufe der Jahrzehnte durch die furchtbaren Sturmfluthen der Nordsee nach und nach bis auf die jetzige braunrothe Klippe zerstört worden ist.

Noch heutigen Tages wird Helgoland von Friesen bewohnt, einem kühnen, originellen Völkchen, das ebenso stolz auf seine Abkunft, als unabhängig und unternehmend ist. Man schätzt die Bevölkerung der „rothen Klippe" auf 4000 Seelen, eine Zahl, die überraschen muß, wenn man die unfruchtbare Insel betrachtet, auf welcher kaum die Kartoffel und etwas Hafer reift. Aber der Bewohner Helgoland's ist äußerst genügsam, von Jugend auf an Entbehrungen aller Art gewöhnt und mit dem knappen Erwerbe,

den ihm der Fischfang und Lootsendienst gewährt, vollkommen zufrieden.

Helgoland gehörte in früheren Jahren, wie alle übrigen nordfriesischen Inseln, zum Herzogthum Schleswig; es blieb jedoch immer ziemlich unabhängig. Diese Selbstständigkeit hat es sich auch bis auf den heutigen Tag zu erhalten gewußt. England, das sich die überaus wichtige Klippe vor der Mündung der Elbe im Kieler Frieden 1814 zu sichern wußte, schmälert den Insulanern ihre alten Rechte ebenso wenig, als es Eingriffe in deren Sitten und Gebräuche sich erlaubt, und so befindet sich Helgoland unter Albion's mildem Scepter so wohl und so frei, als sei es eine Republik, die sich, unbekümmert um die ganze übrige Welt, selbst ihre Gesetze gibt.

Auf Helgoland residirt zwar ein englischer Gouverneur, der aber sehr wenig von Regierungssorgen belästigt ist, daher dieser Posten für eine angenehme Sinecure gilt und zumeist einem alten gedienten Haudegen zur Belohnung als Ruheplätzchen verliehen wird. Die eigentlichen Regierungsgeschäfte besorgt ein Rath, welcher aus sechs Mitgliedern besteht. Alle müssen eingeborene Helgoländer sein. Der Schreibfähigste von ihnen führt das Protokoll. Sie entscheiden in allen Sachen erster Instanz und vereinigen in sich die gesammte Polizei- und Criminal-Gewalt. Criminalfälle kommen übrigens bei der großen Sitteneinfalt der Helgoländer nur höchst selten vor. Diebereien kennt man gar nicht, daher es auch Niemandem einfällt, seine Hausthüre zu verschließen. Die meisten Thore und Thüren besitzen gar keine Schlösser, sondern nur hölzerne Klinken.

Die Rathmänner, zumeist Lootsen von Profession, erhalten jeder eine Jahresbesoldung von 460 Mark; der Vorsitzende, dem eigentlich die Führung aller Geschäfte obliegt, bezieht von der englischen Regierung einen kleinen Zuschuß zur genannten Summe. Die Regenten der „rothen Klippe" können daher eben nicht sehr verschwenderisch leben, und nur dann, wenn durch zahlreiche Schiffbrüche, die in dieser stürmischen, klippenreichen Gegend leider sehr häufig vorkommen, der Strand „gesegnet" wird, befinden sich die Helgoländer Behörden sammt der ganzen Bevölkerung wohl. Auf Helgoland gilt nämlich noch immer das Strandrecht; um „Segnung des Strandes" wurde noch vor einem Jahrzehnt jeglichen Sonntag von der Kanzel herab gebetet, und nach Gütern gestrandeter Schiffe

streckt noch heutigen Tages jeder Helgoländer gierig die Hände aus. Ist nun dieser Segen groß, so jubelt die ganze Insel und die Rathsherren schwelgen in der rosigsten Stimmung, weil sie für die Leitung der „Bergung", wie man das Retten, oder besser gesagt, das Rauben der antreibenden Güter nennt, eine Quote zu beanspruchen haben.

Betritt ein Fremder zum erstenmale Helgoland, so fällt ihm gewiß die grenzenlose Unthätigkeit der männlichen Bevölkerung auf. Da lungern die Männer, gleichviel ob jung oder alt, den Tag müßig auf den Felsen umher, lehnen in Massen, oft zu dreißig, vierzig, am sogenannten Fallm, einer Brüstung des Oberlandes, unmittelbar an der zum Felsen heraufführenden Treppe, rauchen, starren Meer und Himmel an und rühren keinen Finger. Frauen und Mädchen dagegen schaffen Tag und Nacht ununterbrochen mit immer gleicher Liebe. Ihnen liegt nicht allein die Besorgung des Hausstandes, die Pflege und Ueberwachung der Kinder ob, sie müssen auch, einer alt hergebrachten Sitte zufolge, alle Arbeiten verrichten, die anderwärts nur der Mann vollzieht; die Frauen spalten Holz, tragen auf ihren mit turbanartigen Tüchern umwundenen Häuptern die schwersten Lasten die hohe Treppe hinauf, als da sind: Torf, Backsteine und andere vom Festlande herüber kommende Gegenstände. Sie arbeiten ohne Aufhören und keuchen unter der Last dieser Arbeit, während der Mann nichts thut. Allein dieser Müssiggang der Helgoländer ist doch eigenthümlicher Art, so eigenthümlich wie die Menschen, die sich ihm hingeben.

So still und unthätig der Helgoländer während des Schlummers der Elemente ist, so rührig, unternehmend, befehlshaberisch tritt er auf in der Zeit der Noth, beim Brüllen der stürmenden See. Dann gleicht jeder Sohn dieser kleinen Felseninsel einem Feldherrn, und Mancher in grober Friesjacke und betheerter Hose verrichtet dann Heldenthaten, die in marmornen Gedenktafeln eingegraben zu werden verdienten.

So wie Helgoland vor Jahrhunderten weit größer war, als es jetzt ist, wird es wahrscheinlich dereinst ganz ein Raub des Meeres. Immer mehr spülen die Wellen von dem Vorlande hinweg; die Meerstraße zwischen Klippe und Düne wird immer breiter, und so läßt sich wohl mit ziemlicher Bestimmtheit voraussagen, daß Helgoland früher oder später zu Grunde gehen muß, ja daß der

Stempel der Vernichtung der merkwürdigen Klippe unverkennbar aufgedrückt ist.

Die Düne, deren fester und feiner Sandgrund den herrlichsten Badestrand der Welt darbietet, hat eine Länge von 1600 Schritten bei einer Breite von 400. Die Dünenhügel, mit rauschendem Sandhafer reich bewachsen und von Kaninchen bevölkert, auf die Jagd zu machen verboten ist, erheben sich bis zu 70 Fuß Höhe über die Meeresfläche, bilden kleine Thäler und Schluchten und gleichen einer aus der grünen Fluth aufsteigenden niedrigen Gebirgskette. Höchst eigenthümlich, anziehend, ja geisterhaft ist ihr Anblick in stillen Vollmondnächten. Dann liegt die blendend weiße Düne mit dem auf das schlummernde Meer gezeichneten Schatten ihrer Hügel auf der See, wie der Geist einer Insel. Tausende von Möven streichen über sie hin wie Raubvögel um einen Leichnam, und die nie schweigende Brandung singt der verstorbenen kleinen Welt immer und ewig, bald leise, bald lauter, den weithin hallenden Grabgesang.

Das heutzutage weltberühmte Seebad von Helgoland ward erst im Jahre 1826 errichtet. Es fand in Kurzem so große Theilnahme, daß es jetzt zu den besuchtesten Bädern der Nordsee gehört, wie es auch unstreitig das heilsamste und kräftigste ist. Zweimal wöchentlich geht, von Hamburg aus, ein Dampfschiff nach Helgoland ab. Die Lage der Insel, fern vom Continente, fern von der Mündung der größern Ströme in's Meer, eignet sich vortrefflich. Man hat hier reinstes Meerwasser, Seeluft aus erster Hand, und da ein Luftbad an der See zur Kräftigung geschwächter Körper ebenso viel beiträgt, wie ein Bad in der salzigen Fluth, so leistet Helgoland den Heilung Suchenden in der Regel doppelt gute Dienste.

Das meerbeherrschende England, für handelspolitische und strategische Punkte mit Adlerblick begabt, weiß gar wohl, was es sich mit dieser unscheinbar aussehenden Felseninsel erobert hat. Helgoland kann im Falle eines europäischen Krieges für seinen Besitzer von unberechenbarer Wichtigkeit werden. Vor der Mündung der beiden bedeutendsten Flüsse Nord-Deutschlands, der Elbe und Weser, gelegen, beherrscht es beide Ströme und dadurch sämmtliche an dieselben grenzenden Uferstaaten. Eine bei Helgoland stationirende Kriegsflotte ist Gebieterin der Nordsee, Beherrscherin aller transatlantischen Handelsstraßen.

Aus diesen Gründen spart England, dem die „rothe Klippe" keinen Pfennig einträgt, weder Arbeit noch Kosten, um es in Zukunft sich nutzbar zu machen. Es hat nicht allein ansehnliche Summen zur Erbauung der bereits erwähnten eleganten Treppe hergegeben, welche das „Unterland" mit dem „Oberlande" verbindet, es hat auch einen 80 Fuß hohen Leuchtthurm erbaut, dessen runde gläserne Laterne ihr glänzend helles Licht gegen sieben Meilen weit nach allen Seiten hin über das Meer ausgießt.

Vor dem Helgoländer als Seemann besitzt der Engländer einen großen Respect. Der Sohn der „rothen Klippe" gehört unstreitig zu den kühnsten und unerschrockensten Lootsen aller Meere, aller Zonen. Zuverlässigen Charakters, obwohl nicht ohne Eigennutz, ist er immer kalt, immer besonnen, immer nüchtern. Ein berauschter Helgoländer gehört zu den Raritäten und verscherzt sich die Achtung seiner Landsleute auf Lebenszeit.

Es gibt auf Helgoland eine Art Lootsenschule oder Lootsengesellschaft, die vortrefflich organisirt ist. Wer in diese Zunft aufgenommen werden will, muß 24 Jahre zählen und das Lootsenexamen bestanden haben, welches hauptsächlich darin besteht, daß der Candidat das Meer und seine heimatlichen Klippen wohl kennen und jedes Schiff, das seine Hilfe begehrt, bei Tag und Nacht, bei Wind und Nebel durch das watten- und sandbänkereiche Fahrwasser der Elbemündungen, sowie alle schiffbaren Gewässer von Helgoland bis Glückstadt zu steuern verstehe.

Besteht der aufzunehmende junge Mann das Examen, so wird ihm eine Medaille eingehändigt, der „Lootsenpfenning" genannt. Begehrt ein fremdes, gegen die Insel ansegelndes Schiff Hilfe, so losen die Lootsen unter sich. Diejenigen, welche das Loos trifft, erwählen unter sich einen Befehlshaber, dem sie unbedingten Gehorsam leisten müssen. Den Ertrag, welchen die ebenso schwere als gefahrvolle Beschäftigung abwirft, theilen sämmtliche Lootsen zu gleichen Theilen unter einander. Die Anzahl der Lootsen ist so groß, daß der Einzelne kaum ein Drittheil des Jahres wirklich beschäftigt wird, daher die erwähnten Antheile ihren Mann nur dürftig ernähren.

Die Helgoländer, zu den Nordfriesen gehörend, sprechen unter sich ihr altfriesisches Idiom, verstehen aber alle ohne Ausnahme Hochdeutsch. —

Es war gegen Ende Juni des Jahres 1847, als zwei, zwar

nicht luxuriös, aber sehr anständig und geschmackvoll gekleidete Frauen am breiten Fuße des vorerwähnten prächtigen Leuchtthurmes von Helgoland standen und sehnsüchtig nach dem bereits vor einer Stunde in Sicht gekommenen Dampfboote aus Hamburg blickten.

Immer deutlicher wurde der Rumpf des Schiffes sichtbar, welches ziemlich rasch der Rhede nahte. Die scharfen, seegewohnten Augen der beiden Späherinnen nahmen alsbald auch das Gewimmel der zahlreichen Passagiere an Bord wahr, obwohl es unmöglich war, einzelne Persönlichkeiten näher zu unterscheiden.

„Ach theures Mütterchen!" begann die jüngere der beiden Frauenzimmer, eine äußerst liebliche, sanfte Blondine, deren wundervolle blauen Augen soeben abermals einen langen, sehnsuchtsvollen Blick nach dem Dampfer geworfen, „wie ungeschickt war es doch von mir, das Fernrohr zu Hause zu vergessen, und jetzt lohnt es wohl nicht mehr der Mühe, es zu holen. Zudem kann ich Dich hier nicht allein lassen; Du bist so schwach, so angegriffen; Dein böser Husten macht mir ernstlich bange; Du hättest gar nicht Dein Bett, geschweige denn Dein Zimmer verlassen sollen!"

„Wie vermag ich zwischen meinen vier Pfählen zu bleiben, wenn ich weiß, daß er kommt!" entgegnete die alte Frau hastig und suchte gewaltsam den Husten zu unterdrücken, der bereits schon seit einigen Minuten ihre Kehle reizte, aber jetzt unwiderstehlich zu einem heftigen Ausbruche gelangte. Das Mädchen umschlang ihre Mutter, damit selbe in ihrer Schwäche nicht etwa zu Boden stürze und trocknete dann der armen Kranken, denn krank, schwer krank war offenbar diese gute alte Frau mit dem sanften, liebevollen Wesen, die von Angstschweiß benetzte Stirne. Der Erstickungsanfall, dem sie seit Wochen so häufig ausgesetzt war, ging aber auch jetzt glücklich wieder vorbei; für einige Stunden hatte sie dann immer von ihrem gefährlichen Leiden Ruhe, ja es trat dann meistens sogar eine scheinbare Besserung und Kräftigung ihres bereits ganz zerrütteten Organismus ein.

„Gott sei Dank!" hauchte endlich die alte Frau, „Gott sei Dank, daß dies früher kam, bevor er hier. Wie würde der gute Junge gleich erschrocken sein; nein, nein, er darf, er soll gar nicht wissen, wie schlimm es um seine Mutter steht! Nur acht bis vierzehn Tage darf er, wie er schrieb, bei uns verweilen, dann geht er wieder fort

in die weite Welt! — Mein lieber, mein edler, mein theurer Robert, mein einziger Sohn, — es wird das erste und auch das letztemal sein, daß ich dich belüge! Ich kenne dich zu gut; ein wilder, verzweiflungsvoller Schmerz würde dich an meinem Sterbebette ergreifen — in der Ferne, im Kampfe mit den Elementen wirst du die Botschaft ruhiger hinnehmen und leichter Trost finden. Nicht wahr, Amalie, Du wirst als ehrliches Mädchen Dein Versprechen halten und ihm nichts, gar nichts, keine Silbe von dem sagen, was Du gestern von dem Gespräche unseres Arztes mit mir erlauscht hast?"

„Ich will es!" preßte ihre Tochter aus schwer beklommener Brust und mit hellen Thränen in den Augen.

„Nun, dann bin ich ruhig", sprach die alte Frau mit wahrhaft erhebender Resignation, „wenn die Bäume sich zu entlauben beginnen, ist meine Zeit um, und ich werde wieder mit Eurem Vater vereinigt sein, dort oben jenseits der Sterne! — Doch, mein gutes Malchen, jetzt lass' uns gehen; das Schiff hat bereits beigelegt und wir müssen uns sputen, noch rechtzeitig unseren Robert an der großen Treppe zu treffen. Der feurige, prächtige Junge wird vom „Unterland" heraufstürmen, als gelte es, eine Festung zu nehmen; ach, wie sehr liebt er uns Beide, wie rührend, wie zärtlich sind alle seine Briefe geschrieben! Welch' kindlich fromme Einfalt, welch' reines, unverdorbenes Gemüth, welch' edle Geistesrichtung spricht aus jeder Zeile! Ach, mein Robert, du kannst, du mußt noch ein großer Mann werden! Zu gewöhnlichen Dingen bist du nicht geboren, das hat schon dein leider zu früh verstorbener Vater gesagt, und das hat die ganze Welt wiederholt, die dich näher kennt!"

Die beiden Frauenzimmer hatten sich während der enthusiastischen Lobsprüche der entzückten, erwartungsvollen Mutter in Gang gesetzt. Amalie mußte dabei die Schritte der alten Frau, welche an ihrem Arme hing, mit sanfter Gewalt mäßigen, so groß war die Ungeduld der Witwe Westenholz, recht bald die Freitreppe zu erreichen, welche vom Oberlande nach dem Unterlande, daß heißt von dem oberen auf dem Felsen selbst ziemlich hoch gelegenen Theile des Städtchens nach dem unteren am Strande führt. Die arme Frau fürchtete zu spät zu kommen, aber mit Unrecht. Es verstrich noch eine volle Viertelstunde, bis die Passagiere sämmtlich ans Land gesetzt waren und sich in mehreren dichten, mit Lastträgern und Boots-

leuten untermischten Knäueln endlich der mehrerwähnten 190 Stufen zählenden Freitreppe zuwälzten.

„Er kommt, er kommt, da ist er!“ riefen plötzlich beide Frauenzimmer aus einem Munde und streckten weit ihre Arme aus, obwohl der sehnlichst Erwartete noch gut dreihundert Schritte entfernt war.

Schon aus der Ferne präsentirt sich der junge Westenholz als ein überaus stattlicher, hübscher Mann von etwa einundzwanzig Jahren; sein Wuchs ist übergroß und die ungewöhnliche Breite seiner Brust deutet auf eine seltene Körperkraft hin. Zwei große schwere Ledertaschen rechts und links in der Hand tragend, eilt er, als er Mutter und Schwester gewahrt, die hohe Treppe hinan, drei Stufen auf einmal nehmend und dennoch langt er oben mit noch vollem Athem an.

„Nun, da bin ich wieder einmal nach zehn vollen Monaten,“ rief der junge Riese im heimatlichen Dialecte, nachdem er bald die Mutter, bald die Schwester unzählige Male umhalst und geküßt hatte. „Heisa! Soll das jetzt ein Leben werden! Volle vierzehn Tage kann ich bei Euch bleiben! Na — Ihr werdet schön die Augen aufmachen über die vielen Neuigkeiten, die ich Euch zu erzählen habe; werde vor drei Tagen gar nicht fertig damit. Aber — laßt uns jetzt gehen. Dieses neugierige Affenvolk von Fremden glotzt uns bereits so dummdreist und spöttisch an, daß mir die Galle überläuft und es mich in den Fingern juckt, einem Dutzend dieser Pavians die Köpfe zu frisiren!“

„Um Gottes willen ruhig!“ flehte Amalie und ergriff den Arm des jungen Hitzkopfes; Robert war in der That nahe daran, an einem Badegaste, einem faden, blasirten Engländer, der sich ganz in die Nähe gedrängt hatte und die kleine Gruppe durch den Augenzwicker in etwas unverschämter Weise fixirte, seine Drohung ohne viele Umstände zu verwirklichen.

Der junge Westenholz nahm indeß Raison an. Er begnügte sich, dem zudringlichen Beobachter in etwas markirter Weise knapp vor die Füße zu spucken, hob dann seine Ledertaschen auf und eilte, Mutter und Schwester voraus, nach dem nahen Häuschen, wo einst seine Wiege gestanden hatte und wo auch schon sein Vater und Großvater geboren worden waren.

Dieses Haus, sehr einfach aber solid in Bauart und Einrichtung, besaß ein Stockwerk, welches an Badegäste vermiethet war,

während Frau Westenholz und ihre Tochter das Erdgeschoß bewohnten. In diesem Erdgeschoße befanden sich außer Küche und Speisekammer drei kleinere und zwei größere Gemächer.

Der junge Westenholz durchschritt, ohne sich aufzuhalten, die beiden Zimmer, von denen eines als gemeinschaftliches Arbeitszimmer von Mutter und Tochter benutzt wurde, während das andere die Stelle eines Empfangssalons zu vertreten hatte, in welchem zugleich die besseren Habseligkeiten an Wäsche, Kleidung und Geschirr aufbewahrt wurden. Die erwähnten drei kleinen Gemächer waren nämlich so klein, daß in denselben außer für je eine Bettstätte und ein Nachttischchen kein Raum übrig blieb, um irgend welch' anderes Meublement unterzubringen. Diese Kabinete glichen in der That eher Schiffscabinen, als Bestandtheilen eines aus Stein und Mörtel erbauten Hauses, zumal die Wände von oben bis unten, sowie die Decke, mit Getäfel aus amerikanischem Eichenholze verschallt waren. Dieses Getäfel rührte von einem an der „rothen Klippe" vor vielen Jahren gestrandeten Schiffe her und der „Rathsmann" Robert Westenholz, Vater unseres jungen Helden, hatte sich damals gewiß nicht das Schlechteste als seinen Antheil am „Strandrechte" erwählt, als er das in Rede stehende unverwüstliche, mit kunstvollen Schnitzereien reich verzierte Holzwerk in seinen Besitz brachte. Dasselbe reichte gerade hin, um die mehrerwähnten drei kleinen Gemächer entsprechend auszustatten.

Der junge Westenholz schleuderte seine beiden Ledertaschen, die sein gesammtes Habe an Kleidung, Wäsche und Büchern enthielten, in eine Ecke, und indem er in dem Zimmerchen einen Blick ringsum warf, murmelte er vor sich:

„Ach, wie schön weiß und fein sind die Linnen, mit denen lieb' Mütterchen mein Lager überzog, und wegen des Blumenstraußes auf dem alten, mir so wohl bekannten Tischchen dort hat die gute Amalie ihren kleinen Garten unbarmherzig geplündert; das thäte sie wohl sonst Niemandem, als mir zu Gefallen! Aber wartet nur, auch Ihr sollt freudig überrascht werden durch die vielen kleinen Geschenke, die ich Euch mitgebracht."

Rasch öffnete Robert eine der Ledertaschen und holte aus derselben einen ziemlich umfangreichen, in mehrere Tücher sorgsam eingewickelten großen Bündel hervor und sprang in den an sein Gemach unmittelbar anstoßenden Empfangssalon hinaus, in dessen Mitte

ein großer massiver Tisch stand, ein Jahrhunderte altes Möbel gleich der ganzen übrigen Einrichtung.

Mit fieberhafter Eile legte er seine vielen Gaben aus, befürchtend, dabei von Mutter und Schwester überrascht zu werden, ehe er sein Vorhaben ins Werk gesetzt haben würde, denn schon vernahm er die Tritte seiner Lieben in der engen Hausflur. Frau Westenholz und ihre Tochter schienen aber aus Erfahrung zu wissen, womit Robert in diesem Augenblicke beschäftigt sein mochte; sie machten sich im anstoßenden Arbeitszimmer zu schaffen und warteten, einander stumme Blicke zuwerfend, ruhig der Dinge, die da kommen würden.

Ehe fünf Minuten um, riß Robert die Thüre auf und lud mit fröhlichem Lachen Mutter und Schwester ein, doch einmal einzutreten.

Ein doppeltes Ah! der Ueberraschung entglitt unwillkürlich beiden Frauenzimmern. Dann blickten sie eine lange Weile bald den jungen Mann, bald den kleinen prachtvollen Bazar an, welcher den doch so umfangreichen Tisch nach allen Richtungen bis an die äußersten Kanten bedeckte. Sie waren, wie angedeutet, schon seit Jahren gewohnt, daß Robert, selbst um den Preis der größten persönlichen Entbehrungen, ihnen bei jeder Einkehr in das traute Vaterhaus nach seinen langen Seefahrten durch sinnreiche und mehr oder minder zugleich auch praktische Geschenke große Freuden zu bereiten pflegte. Heute jedoch übertraf Alles, was sie sahen, ihre kühnsten Erwartungen.

Frau Westenholz schüttelte ein- über das anderemal das Haupt, und endlich sagte sie sehr ernst:

„Mein Sohn, mein Sohn! Was soll dies bedeuten? Ich kenne das bescheidene Maß Deiner Einkünfte als jüngster Offizier eines Kauffahrers; was da ausgebreitet liegt, kannst Du seit zehn Monaten nicht von Deinem Solde erspart haben!“

„Ganz richtig“, entgegnete der junge Mann, und die Hand seiner lieben Mutter ergreifend, blickte er ihr treuherzig in das ängstlich forschende Auge.

„Ich bin beruhigt“, sagte die Witwe, und seufzte tief erleichtert auf; eine schlimme Ahnung hatte sie beschlichen gehabt. Die Furcht der überaus sittenstrengen Frau, ihr einziger Sohn könnte auf unredliche Weise in den Besitz des kleinen Schatzes gelangt sein, wozu sie un-

bedingt selbst den Erfolg hohen Spieles gerechnet haben würde, schwand jedoch wie ein düsterer Nebel vor dem hellen Strahle der Ehrlichkeit und unnennbar innigen Liebe, die in ihres Robert's Augen wiederglänzte. Sie zürnte sich jetzt selbst, den armen biedern Jungen vielleicht tief gekränkt zu haben.

Amalie, die in den Mienen der meist sehr wortkargen Mutter zu lesen gewohnt war, wie in einem offenen Buche, machte dem Peinlichen der Situation ein rasches Ende, indem sie an die Musterung der vielen schönen Dinge ging.

„Mein Gott!" rief sie ganz erstaunt, als sie ein kleines Etui geöffnet, „hier ist gar ein Brillantschmuck! Dieser allein mag so viel werth sein, als alles Uebrige zusammen. Der kann doch unmöglich für uns sein!"

„Und doch, mein Schwesterchen!" lachte der junge Mann, sich vergnügt die Hände reibend, „und doch ist er gerade für Dich. Um die Sache kurz abzumachen — Alles, was Ihr da seht, hat mich keinen Heller gekostet, und doch ist's ehrlich verdient, sammt einer Braut obendrein, ha, ha, ha!"

„Eine Braut!" riefen Mutter und Schwester aus einem Munde.

„Ja, eine Braut, eine schöne, liebliche, wohlerzogene und reiche Braut", bestätigte Robert ernsten Tones, „sie ist es, mein gutes Malchen, welche diesen Schmuck ihrer künftigen Schwägerin zum freundlichen Angedenken übersendet, und ihr Vater, Don Manuel, der andalusische Krösus, hat den ganzen anderen Plunder dazugelegt. Aber, setzen wir uns — ich sehe, Mütterchen kommt das Stehen gar sauer an, und meine Historie ist ziemlich lang."

Mit diesen Worten führte er seine Mutter zum großen Altvaterstuhl in der zugfreien Ecke, und nachdem er auch für Amalie und sich zwei andere Sessel herbeigeschoben, so daß die alte Frau inmitten ihrer beiden Kinder zu sitzen kam, begann er mit der Frage:

„Nun, habt Ihr eine recht klare Vorstellung von einem spanischen Stiergefechte?"

„Aber Robert!" fiel seine Schwester erstaunt ein, „was soll dies mit Deiner Braut und so weiter zu schaffen haben?"

„Sehr viel!" entgegnete der junge Mann rasch, „denn einem solchen Stiergefechte verdanke ich eben mein ganzes, unnennbar großes Glück. Wie Ihr wißt, liebe ich es als Mathematiker, in All' und

Jedem recht logisch und methodisch zu Werke zu gehen, und außerdem kann ich dadurch Euere brennende Neugierde etwas auf die Folter spannen, zur Strafe für den bösen, bösen Verdacht, in welchem Ihr mich offenbar gehabt. Ihr thatet gerade so, als ob ich unter die Seeräuber gegangen wäre. Doch — fangen wir an; zuvor will ich jedoch lieb' Mütterchen ein Gläschen aus dieser Flasche da serviren. Es ist uralter und echter Malaga, wie ihn kein Kaiser und König um Geld zu kaufen bekommt. Es ist Don Manuel's Eigenbau; und das halbe Dutzend dieser mit wahrer Lebensmilch gefüllten Bouteillen, die er mir für Sie, liebe Mutter, mitgegeben, schätzt er gewiß höher, als den ganzen Tand von Seidenstoffen und Bijouterien, mit denen er mich so reichlich beladen."

Der liebevolle Sohn entkorkte bei diesen Worten eine der Flaschen und kredenzte dann Mutter und Schwester je ein Gläschen des wahrhaft kostbaren Inhaltes. Amalie getraute sich von dem Göttertranke nur zu nippen; die alte Frau hingegen leerte mit unendlichem Wohlbehagen das Gläschen auf die Gesundheit ihres Sohnes und des ihr unbekannten Spenders in Malaga.

„Wie das wärmt und stärkt!" sagte Frau Westenholz und richtete ihren Oberleib ganz gerade empor, was ihr schon seit Monaten aus Schwäche nicht mehr möglich gewesen war, „aber jetzt, mein lieber Robert, erzähle, erzähle!"

Der junge Mann begann:

„Gerade vor zehn Monaten, nämlich am 4. October 1846 lichtete unser schöner neuer Dreimaster „Bertha", von unserem Rheder zu Ehren seiner Gemalin derart getauft, zu Cuxhaven die Anker, um seine zweite Fahrt nach der Küste von Brasilien und Westafrika anzutreten. — Als neugebackener Offizier trat ich in den Dienst der Gebrüder Schottenheim zu Hamburg, und ich glaube, daß wir gegenseitig mit einander zufrieden waren. Meinerseits ist dies gewiß, und von Seite meiner Dienstgeber schließe ich es daraus, weil ich unsere nächste Reise bereits mit dem Avancement zum ersten Lieutenant antrete" — — —

Mutter und Schwester trockneten sich Freudenthränen, während Robert mit ebenso leicht erklärlichem als verzeihlichem Stolze einige Secunden lang mit den Fingern der rechten Hand seinen weichen und glänzenden blonden Vollbart kämmte. — Der junge Mann hatte erst vor drei Jahren die höhere Seemannsschule zu Hamburg ab-

solvirt, und obwohl er das beste Examen von allen Mitschülern bestanden, war dennoch seine Carriere eine ungewöhnlich schnelle zu nennen; als erster Lieutenant, das ist als Stellvertreter des Capitäns, mußte er bereits das Vertrauen der Gebrüder Schottenheim sowohl hinsichtlich seiner Geschicklichkeit als Routine im hohen Grade besitzen, ein Vertrauen, das man in der Regel einem Jünglinge von einundzwanzig Jahren nicht zu schenken pflegt.

„In Pernambuco," fuhr Robert fort," erhielten wir eine bedeutende Rückfracht für Cadix. In dieser rührigen Hafenstadt Spaniens vor zwei Monaten angelangt, fand der Capitän die Ordre unseres Hauses vor, die erwähnte Ladung, welche für Rechnung einer Großfirma in Sevilla auszuladen war, erst dann wirklich abzuliefern, wenn der Capitän an Ort und Stelle entweder über die ungünstigen Gerüchte, die in Hamburg betreffs der Zahlungsfähigkeit des Don Henriquez Morales cursirten, vollkommen beruhigende Nachrichten eingeholt, oder aber entsprechende Deckung erhalten haben würde. Unser Capitän, ein überaus braver und wackerer Seemann, ist jedoch zu nichts weniger als zu Negociationen welch' immer Art zu gebrauchen; er fürchtete sich in dieser wirklich kitzlichen Affaire, für deren glücklichen Ausgang er von Hamburg aus persönlich verantwortlich gemacht worden war, die Finger zu verbrennen; er stellte sich also krank und übertrug mir das in Sevilla abzuwickelnde heikliche Geschäft, welches keinen Aufschub zuließ. Zum Glücke bin ich aber nicht nur als Seemann, sondern auch als Kaufmann auf meinem Platze, und Don Morales, der dem jungen, unerfahrenen Laffen, für den er mich ganz gewiß anfangs hielt, eine Nase zu drehen hoffte, sah sich gar bald genöthigt, die Flagge zu streichen und mit unserem Hause in Hamburg das Geschäft, von welchem die ganze mercantilische Existenz der Firma Morales abhing, genau so abzuschließen und zu regeln, wie es mir vorgeschrieben war. Im Ganzen hielt ich mich in Sevilla zwölf Tage auf, und es wurde mir Gelegenheit, einem Stiergefechte beizuwohnen, welches, wie schon bemerkt, meiner ganzen Zukunft eine andere, so Gott will, recht erfreuliche Wendung geben soll."

Robert machte eine kurze Pause, dann begann er von Neuem:

„Das Charakteristische der Spanier sind die Stiergefechte. Es hatte in Sevilla lange keines stattgefunden, und die Einwohner

dieser schönen, herrlichen Stadt waren dadurch sehr blutdürstig geworden. — An dem Sonntage, an welchem nun endlich einmal ein solches Volksfest gegeben werden sollte, begrüßte man sich mit dem Zuruf: „Corrida de toros!“ oder rief einander auch wohl kurzweg zu: „toro!“ ohne daß es Jemand übel nahm, weil Jeder wußte, was damit gemeint sei. — Die Arena von Sevilla ist wohl nicht kleiner als die des Colosseo zu Rom, aber nur von drei Sitzreihen und einer Reihe Logen umgeben. Der weite Raum war schon mehrere Stunden vor Anfang des Kampfes mit Tausenden von Zuschauern angefüllt. Eine heulende, ohrenzerreißende Musik war die Symphonie zu dem höllischen Schauspiel. In der größten und am reichsten geschmückten Loge erschienen die höchsten Behörden, darunter der Gouverneur. Als die Herrschaften Platz genommen, öffnete sich ein Thor. Es kam ein bettelhaft ausgeputzter Zug daraus hervorgeschritten. Erst ritten vier Männer, die mit spitzen Lanzen bewaffnet waren, auf den allerelendesten Mähren herein. Die Augen der Pferde waren mit Tüchern verbunden. Diesen folgten zwei Matadors, ein alter und ein junger. Beide trugen große rothe Mäntel, Netzmützen und gingen in kurzen Beinkleidern, weißen Strümpfen und Schuhen mit großen Schnallen. Der junge Matador war ein sehr schöner Mann, der alte aber war krummbeinig und hatte wirklich teuflische Züge. Den beiden Matadors folgte ein Schwarm schöner junger Bursche, ebenfalls wie der Matador mit weißen Beinkleidern und Strümpfen und hellblauer Jacke, letztere mit allerlei Silberflitter phantastisch aufgeputzt. Nachdem der Zug die Runde gemacht hatte, hielt er vor der Loge des Gouverneurs und der alte Matador bat in einer langen Rede, den Kampf beginnen und seinen Feind tödten zu dürfen, worauf der Gouverneur als Zeichen der Erlaubniß einen großen, mit bunten Bändern umwundenen Schlüssel auf den Kampfplatz warf. Der Matador hob den Schlüssel ehrerbietig auf und überreichte ihn einem Anderen, der damit den Stall öffnete; beide Matadore zogen sich hinter eine Art spanische Wand zurück. Aus der Thüre sprang ein junger Stier hervor, sah sich schüchtern um und floh vor den Knaben, die ihn umringten und ihm spitze Stäbe, an welchen oben Raketen angebracht waren, in den Nacken stießen. Bei dem Krachen des entzündeten Pulvers, von Dampf und Feuer umgeben, brüllte das arme Thier vor Angst und Schmerz. In einen Kampf mit den Reitern wollte der Stier

sich nicht einlassen und stürzte, da er nicht entfliehen konnte, auf den alten Matador zu, der aus seinem Schirme hervorgetreten war. — Das eigentlich Aufregende der blutigen Scene beginnt nun. Der Matador stellt sich dem Stiere gegenüber und hält das Schwert unter dem Mantel versteckt. Der Stier rennt gerade auf seinen Feind los, und wenn er ihn fast erreicht hat, springt dieser auf die Seite. Der Matador sucht nun dem Stier einen Stich in's Herz beizubringen; er vollführt einen gewaltigen Stoß, darf aber die Waffe nicht zurückziehen, so daß solche entweder in der Wunde bleibt oder zur Erde fällt. — Dreimal mißlang dem alten Matador der Angriff, und erst auf das vierte Rennen tödtete er den Stier, welcher sodann unter dem Jubel des Volkes von acht Maulthieren aus dem Circus geschleppt wurde. — Nun kam ein zweiter Stier an die Reihe, weit größer und wilder, als der erste; das prächtige Thier schnaufte vor Wuth, als es den Kampfplatz betrat und erwartete mit wildem Trotze den Angriff. Die Knaben drangen auch auf ihn von allen Seiten mit den Raketen und Schwärmern ein. Blitzschnell stürzte sich plötzlich der Stier auf einen Reiter, warf Mann und Roß zu Boden und riß mit seinen gewaltigen Hörnern dem Pferde den Leib auf. Das getödtete Pferd ward rasch von Maulthieren hinausgeschleift und der besinnungslose Reiter aus der Bahn hinweggetragen. Jetzt stellte sich der junge Matador zum Kampf; seine Schönheit und Jugend erweckte allgemeine Theilnahme. Er faßte den Stier fest ins Auge; dieser schoß auf ihn zu, der Matador sprang zur Seite, allein der Stoß mißlang und das Schwert fiel zur Erde. Schnell wandte sich der Stier um und griff seinen Gegner nochmals an; dieser aber hatte sein Schwert schon wieder aufgerafft und stieß es ihm in's Herz, so daß der Stier augenblicklich todt niederstürzte. Laute Bewunderung lohnte den Sieger. — Auf ganz dieselbe Weise wurden noch ein halbes Dutzend Rinder abgethan, und tief angeekelt von dieser barbarischen Schlächterei, welche noch drei Pferde kostete und auch den beiden Matadors mehrere Verwundungen eintrug, würde ich mich schon längst aus der Arena entfernt gehabt haben, wenn ich nicht in dem dichten Knäuel von Menschen, die alle wie Bluthunde vor grausamer Begier lechzten, eingekeilt gewesen wäre. Endlich nahm das widerliche Schauspiel sein Ende und die Tausende der Zuschauer begannen sich der Stadt zuzuwälzen."

Der Riese machte eine kurze Pause, um seinem Mütterchen

abermals ein Gläschen zu reichen. Frau Westenholz kostete aber jetzt nur wenige Tropfen, dabei mit den Fingern nach dem Kopfe deutend, zum Zeichen, daß sie befürchtete, das dargereichte Lebenselixir könnte ihre Gehirnnerven angreifen.

„Der wilde Jubel," fuhr Robert fort, „die allgemeine enthusiastische Stimmung der aufgeregten Massen schlug plötzlich in große Bestürzung, in namenloses Entsetzen um. Ein furchtbares Gedränge entstand, Weiber, Kinder und Greise wurden zu Boden gestoßen und erbarmungslos niedergetreten. Die Schreckenskunde, daß ein paar Dutzend der wildesten Stiere, welche für die über acht Tage anberaumte zweite Vorstellung bestimmt waren, aus ihren Stallungen ausgebrochen seien, hatte sich blitzschnell verbreitet gehabt und eine unbeschreibliche Panique erzeugt. Irgend ein Lotterbube war auf den schlimmen Einfall gerathen, die Riegel der Stallthüren zurückzuziehen, und die ganze Heerde der eingesperrten und durch das frühere Schießen und Lärmen in der Arena aufgeregten Stiere floh in's Freie, mitten hinein unter die nach der Stadt zurückkehrenden dichten Menschenmassen. Wohl an fünfzig Menschen lagen in den nächsten fünf Minuten jämmerlich zugerichtet, wo nicht gar elendiglich gespießt und zerquetscht auf dem blutgetränkten Boden. Dieses Schicksal stand auch mir bevor; ein unerklärliches Etwas hielt mich festgebannt, und nicht der handgreiflichen Gefahr achtend, die mir drohte, als die heulende Menschenmenge sich bereits im weiten Kreise entfernt hatte und meine allein zurückgebliebene, aufrecht dastehende Person die Aufmerksamkeit der tollen Thiere auf sich ziehen mußte. Aber keiner der Stiere schien meiner zu achten; einige von ihnen fuhren fort, ihre am Boden liegenden Opfer mit den Hörnern in die Luft zu schleudern und dann mit den Vorderfüßen zu zerstampfen, andere fingen unter sich an, die Kraft ihrer Stirnen zu erproben, andere endlich liefen im weiten Kreise herum, als freuten sie sich der gewonnenen Freiheit und des Entsetzens, das sie der fliehenden Menge einflößten. — Teufel! dachte ich mir, jetzt ist's am Ende doch Zeit, sich zu drücken. Ich hatte gar keine Waffe bei mir, nicht einmal einen Stock, um mich des allfälligen Angriffes der wilden Bestien zu erwehren. Indem ich meinen Blick ringsum warf, ob nicht etwa ein Baum oder eine Mauer nahe sei, welche mir im äußersten Falle Schutz gewähren konnten, vernahm ich in der Richtung, wo die Arena lag, klägliche Hilferufe. Es waren eine männliche und eine

weibliche Stimme. Ohne mich nur einen Augenblick zu besinnen, eilte ich nach dem Kampfplatze zurück. Schon von der Ferne gewahrte ich etwa hundert Schritte vor dem Aufgange zu den Logen eine Equipage, welche von einem Stiere, einem wahren Prachtexemplare an Größe und Wildheit, heftig attaquirt wurde. Diese Equipage hatte sich mit der Abfahrt verspätet und ihre Insassen, ein Herr und ein wunderliebes, etwa dreizehn Jahre altes Mädchen, schwebten in größter Gefahr. Der Kutscher wollte anfangs im Galopp davon fahren, aber eines der Pferde stürzte und dem zweiten war von dem nachsetzenden Stiere im Nu der Bauch aufgeschlitzt. Nun bearbeitete der Toro mit seinen Hörnern die Wände des Wagens, so daß die scharfen Spitzen mehrmals im Inneren sogar durch die Seitenpolster hindurchdrangen. Der Anprall war jedesmal so heftig, daß der Wagen selbst in Trümmer zu gehen oder umgeworfen zu werden drohte. Der Kutscher hatte Reißaus genommen und sich auf die, wie gesagt, etwa hundert Schritte entfernte Galerie der Arena flinken Fußes gerettet. — Mir wäre es ein Leichtes gewesen, mich dort gleichfalls in Sicherheit zu bringen! Solcher Feigheit hätte ich mich aber mein ganzes Leben lang schämen müssen. — Muth, Muth! rief ich den beiden Schwerbedrängten zu und ging geradenwegs auf den Wagen zu, ohne aber zu wissen, wie und ob ich mit dem ergrimmten Stiere fertig werden würde. Ich hatte aber mir zugeschworen, entweder das schöne Mädchen zu retten, oder zu sterben. Mein fester Entschluß steigerte sich zum Enthusiasmus, als das Fräulein, gewahrend, wie ich mit bloßer, unbewaffneter Faust dem Stier einen Schlag in die Weichen versetzte, um seine Aufmerksamkeit und Wuth von dem Wagen ab und auf mich zu lenken, mir zurief: „Der Toro wird Sie umbringen, fliehen Sie, ich will nicht mein Leben erkaufen um den Preis eines anderen!“ — Der Stier säumte auch nicht mit seinem Angriffe auf mich; ich wich keinen Schritt von der Stelle. Von einer einzigen Secunde hing Leben und Tod für mich ab; mißlang meine Absicht, so war ich unrettbar verloren! Aber der liebe Gott schärfte mein Auge, stählte meinen Arm. Der Stier lag in dem Momente, wo er auf mich ansprang, auch schon zu Boden und ich kniete auf seinem Halse. Ich hatte im vorigen Jahre in den Pampas am La Plata, wo wir eine ganze Schiffslast von Häuten einnahmen, zum Zeitvertreib mir das Kunststück des sogenannten Rinderwerfens angeeignet; dasselbe besteht darin, daß man

mit übereinander gekreuzten, aber vorgestreckten Armen die Hörner des Rindes oben erfaßt und in demselben Augenblicke, rasch und mit aller Kraft, den Kopf des Thieres dreht, welches in Folge des dadurch verrenkten Halswirbels zu Boden stürzen muß, und in der Regel auch so eingeschüchtert wird, daß es nicht eher, als bis man es wieder völlig frei läßt, aufzuspringen wagt."

„Ach, wie hast Du uns bange gemacht, Du schlimmer Junge!" rief Frau Westenholz aus erleichterter Brust, und Amalie, stolz auf die Mannesthat ihres Bruders, reichte demselben, wie zum Lohne und als Anerkennung, ihr zartes weißes Händchen. Der Riese dankte seiner theuren Schwester mit einem freundlichen Lächeln und fuhr fort:

„Der Herr und das Mädchen sprangen, ohne sich lange zu besinnen, vom Wagen herab, als sie den Stier von mir gebändigt sahen, und eilten nach der Galerie. Als ich Beide dort geborgen wußte, ließ ich die Hörner des Stieres los, sprang von seinem Nacken auf und schlug gleichfalls den Weg zur Arena ein, wo mich die Geretteten mit Thränen der Freude und tausend Dankesworten empfingen. — Ich erfuhr nun, daß der Herr Don Manuel heiße, in Malaga ansäßig und die junge Dame seine einzige Tochter sei. Da ich ziemlich gut spanisch spreche, so verständigten wir drei uns sehr leicht. Als Don Manuel inne wurde, daß ich ein Seemann bin, kannte seine Freude keine Grenzen, denn auch er pflegt die meiste Zeit seines Lebens auf den blauen Wogen sich herumzutummeln. — Meine Geschäfte mit der Firma Morales nahmen noch eine volle Woche in Anspruch, und da Don Manuel gleichfalls in Sevilla durch einige Zeit verbleiben mußte, so hatten wir Gelegenheit, uns näher kennen zu lernen."

Robert stockte und erröthete; er stand im Begriffe, sich zu verplaudern.

„Ei, ei!" fiel Amalie lächelnd ein, „ist unter diesem wir und uns auch Don Manuel oder blos dessen reizende Tochter zu verstehen, deren Namen Du uns noch ebenso schuldest, als eine kleine Personsbeschreibung."

„Da", sagte Robert in Wärme gerathend, „da, beseht Euch dieses Bild und urtheilt dann selbst. Isabella ist zwar beinahe noch ein Kind an Jahren, aber nicht an Geist und Gemüth."

„Bezaubernd!" riefen Mutter und Schwester wie aus einem

Munde, als sie das Miniatur-Porträt betrachteten, welches Robert in der Brieftasche sorgfältigst verwahrt trug.

„Doch laßt mich endlich zum Schlusse meiner Historie gelangen“, fuhr der Riese fort, „ich will's kurz machen. Am Tage, wo ich Sevilla endlich verlassen mußte, um nach Cadix zurückzukehren, trat die niedliche Isabella vor ihren Vater hin und erklärte demselben rundweg heraus, daß sie in mich und ich in sie verliebt sei und wir uns heiraten wollten. Don Manuel riß zwar die Augen weit auf über diese Ueberraschung, aber er kennt das Naturell seines Töchterchens zu gut; er weiß, daß die kleine Hexe jedesmal ihren Willen durchzusetzen weiß. Uebrigens schien Don Manuel gar nicht unangenehm berührt zu sein. Er schätzt und achtet mich hoch, dessen bin ich überzeugt; er willigte ohne alles Widerstreben zur Stunde in unsere vereinten Bitten, und sicherte mir auf Seemann's Ehrenwort die Hand seiner Tochter zu, jedoch stellte er einige Bedingungen, und ich nahm sie an, denn sie sind keine unbilligen. — „Mein junger Freund“, sagte Don Manuel, „Sie werden es wohl als keine Beleidigung ansehen, wenn ich sowohl Sie, als auch meine Tochter für viel zu jung halte, um schon jetzt eine Ehe einzugehen. Isabella erreicht erst in zwei Monaten das vierzehnte Jahr und Sie selbst haben kaum das zweite Decennium hinter sich. Ich habe Isabella's Mutter auf dem Sterbebette versprechen müssen, daß unser einziges Töchterchen dereinst nicht vor zurückgelegtem zwanzigsten Lebensjahre heiraten dürfe. Die gute Seele war etwas abergläubisch; eine Zigeunerin hatte ihr prophezeit, daß ihrem Kinde durch eine demselben im neunzehnten Jahre zugedachte Verlobung ein großes, ganz entsetzliches Unglück bevorstehe. — Nun sehen Sie, Don Roberto, wenn ich Isabella schon heute verlobe, so breche ich zwar der ganzen Prophezeiung von selbst die Spitze ab, aber an mein gegebenes Wort bin ich dennoch stricte gebunden. Sie müssen sich also sechs volle Jahre gedulden, bis Sie Isabella zum Altare führen dürfen. Ferner, „schloß Don Manuel sehr ernst, „müssen Sie schwören, vor Ablauf zweier Jahre meine Tochter weder zu sehen, noch ihr zu schreiben; dagegen verspreche ich, der Neigung Isabella's völlig freien Spielraum zu gestatten, ohne ihr in dieser Richtung je zu- oder abzureden. Ihr Name, Don Roberto, soll, von heute ab, zwei Jahre lang nicht mehr über meine Lippen kommen. Werden Sie von Isabella vergessen, nimmt

inzwischen ein Anderer Ihre Stelle in dem Herzen meiner Tochter ein, so kümmert mich dieß nicht, und Sie müssen sich dann in Ihr Schicksal fügen. Ist aber Isabella's Neigung zu Ihnen, Don Roberto, keine Selbsttäuschung, dann wird der kurze Zeitraum von vierundzwanzig Monden Sie nicht aus dem Gedächtnisse meiner Tochter verwischen; dann sollen mir Ihre öfteren Besuche, Don Roberto, vom Herzen willkommen sein, und wollen Sie als Capitän der „schönen Isabella" sich ganz mir widmen, so werden Sie von mir mit offenen Armen empfangen werden."

Robert schwieg. Er starrte, von angenehmen Gedanken und Erinnerungen süß bewegt, nach der Zimmerdecke.

Auch Frau Westenholz und Amalie schwiegen eine ziemlich lange Weile; die Nachrichten, die sie von Robert vernommen, waren so inhaltsreich, mannigfach und folgenschwer, daß sie kaum an die Wirklichkeit des großen Glückes, das dem jungen Manne bevorstand, glauben konnten.

Die alte Frau besaß einen sehr gesunden, klaren Verstand, und obwohl sie nur eine ganz einfache Erziehung genossen hatte, war ihr Urtheil in der Regel ein sehr zutreffendes.

„Mein lieber Sohn", begann sie endlich mit weicher, vor Rührung bebender Stimme, „mein lieber Sohn, gebe Gott, daß Du Dich in Deinen Hoffnungen nicht getäuscht findest mögest, sobald die zweijährige Frist um ist; ich setze als selbstverständlich voraus, daß Du die freiwillig übernommenen Bedingungen als Mann von Ehre strenge einhalten wirst. Die Züge des jungen Mädchens, das wir hier in diesem meisterhaften Porträt schauen, sind nicht nur von seltener Schönheit, sondern sie verrathen auch einen sehr frühzeitig ausgeprägten energischen und festen Charakter, wie er den Südländerinnen wohl nur ausnahmsweise eigen zu sein pflegt; und doch, doch — Don Manuel's Tochter ist noch ein halbes Kind, wie Du selbst sagtest. Mache Dich also immerhin mit der Möglichkeit vertraut, daß sich ihre Gesinnung gegen Dich ändert."

„Nein, nein, das ist nicht denkbar!" rief der junge Mann, beinahe heftig werdend, und sprang vom Stuhle empor, „Isabella liebt mich wirklich; sie schwur freiwillig, daß sie nicht blos die zwei Jahre, während welcher ich für sie verschollen bleiben muß, meiner in unverbrüchlicher Treue gedenken werde, sondern auch, daß sie keinem anderen Manne die Hand reichen wolle, bevor sie ihr zwanzigstes

Jahr zurückgelegt haben würde, selbst wenn ich bis dahin nichts von mir hören lassen sollte. — Ja, liebe Mutter, Sie haben meine Braut richtig beurtheilt; Isabella ist ein Charakter; es rollt germanisches Blut in ihren Adern; ihre Mutter war eine Rheinländerin, von ihr hat sie das treue blaue Auge, die tiefe Innigkeit des Gemüthes und den erhabenen Ernst wahrer Sittlichkeit ererbt, Eigenschaften, die so wundervoll zu dem südländischen Typus ihres übrigen Wesens contrastiren und in ihr doch so harmonisch mit der fieberhaften Lebendigkeit und dem stets übersprudelnden Geiste der andulusischen Race in Eins verschmolzen sind. — Nein, nein, liebes Mütterchen, Isabella ist mein, bleibt mein, und sollte der Himmel oder die Hölle mit aller Macht dazwischen treten!" —

„Welch' gotteslästerliches Reden!" verwies die strenggläubige Frau Westenholz, entsetzt die Hände zusammenschlagend, „mein Sohn, mein Sohn, Du betrübst mich tief in die Seele hinein, denn in Deine Seele habe ich soeben einen entsetzlichen Einblick gethan! Der Glaube, und mit ihm zugleich die Ehrfurcht vor dem Allerhöchsten Wesen, sie sind in Dir wankend geworden durch vermessene Selbstüberschätzung menschlicher Kraft. Robert! Du steuerst mit vollen Segeln in die hochgehenden Wogen einer ersten Liebe hinaus, und bemerkst nicht, daß das Steuerruder der Vernunft Dir ungehorsam zu werden beginnt. Wie willst Du auf diese Weise Dein Schifflein über der See halten, wenn ein Orkan plötzlich hereinbricht und des Schicksals vernichtende Blitze auf Dich niederzucken? Doch — sprechen wir ein anderesmal darüber weiter. Ich will den ersten Tag unseres Wiedersehens nicht durch eine noch ausführlichere Darlegung all' jener zahllosen Besorgnisse trüben, die Du durch Deine wenigen Worte mit einem Schlage wachgerufen hast. — Amalie! Leihe mir den Arm. Ich fühle mich sehr angegriffen und will zu Bette gehen! Gute Nacht, mein Robert! Zürne nicht etwa Deiner armen Mutter, die Dich so sehr liebt und Dich nur warnen, aber nicht kränken wollte. Gute Nacht!"

Robert's Augen wurden feucht; er ergriff die ihm von seiner Mutter dargereichte Hand und küßte selbe ehrerbietig und inbrünstig; Frau Westenholz verspürte, daß eine Thräne ihre Hand befeuchtete. Sie wandte sich rasch nach ihrem Sohne um und umschlang schluchzend seinen Hals. Robert hatte sich vor ihr auf ein Knie niedergelassen. Segnend und ein heißes Gebet aus dem

übervollen Mutterherzen zum Himmel emporstammelnd, stand die alte, ehrwürdige Frau da, wie ein Wesen aus dem Jenseits, dem sie auch mit vollem Bewußtsein bereits zur Hälfte angehörte.

Der junge Mann hatte die Augen geschlossen, das Haupt geneigt und die Arme über die Brust gefaltet; der feierlich erhabene Ernst des Momentes ergriff ihn unwillkürlich bis in das Innerste seiner Seele. Als er wieder, wie aus einem tiefen Traume erwachend, den Blick aufschlug, waren seine Mutter und Schwester aus dem Gemache verschwunden. Langsam erhob sich Robert vom Boden, die rechte Hand auf's Herz, die linke auf die Stirne gepreßt.

„Oh, diese Stunde!" murmelte er, von einem ahnungsvollen Schauer durchrieselt, „oh, diese Stunde, möchte ich sie doch nie, nie in meinem Leben vergessen! Es ist wahrhaftig etwas Seltsames um den Scharfblick einer Mutter! Ja, sie hat Recht, leider Recht! Ich besitze zwei große Fehler, die mir und Andern noch vieles Unheil bereiten können; ich poche zu viel auf die Gaben, mit denen die Natur mich in geistiger und leiblicher Beziehung so verschwenderisch ausgestattet hat; ich halte mich für unbesiegbar in jeglichem Kampfe und doch, doch, wie Mütterchen ganz richtig sagt, bin ich nicht Herr meiner selbst, nicht Herr meines eigenen Temperamentes, nicht einmal Herr meines Jähzorns! Und in wie viele schlimme Händel und mißliche Lagen bin ich nicht schon dadurch gerathen? Habe ich aber je daraus eine gute Lehre für mich selbst gezogen? Nein — immer war es nur eine glückliche Fügung von Umständen, die mich vor schlimmen Folgen bewahrte; wird dies jedoch auch in Zukunft stets der Fall sein? Gewiß nicht — also schon die Stimme der Klugheit sollte mir rathen, ein besserer Mensch zu werden. Hm! Bin ich denn etwa ein schlechter Mensch? Gewiß nicht. Ich habe stets ehrlich und redlich gehandelt, nie gelogen, selbst im Scherze nicht, die Armuth unterstützt und mehr als einem Dutzend Mitmenschen das Leben gerettet mit Gefahr meines eigenen. Ich verehre meine Mutter, ich liebe meine Schwester, ich achte meine Vorgesetzten und bin im Stande, für einen Freund Alles zu opfern, die Ehre allein ausgenommen. Ei, das klingt ja nicht so übel; wenn es am Ende doch nur moralische Prüderie wäre, die aus Mütterchens Worten klang und in meinem Innern einen so mißtönenden Nachhall fand? Fehler besitzt ja ein jeder Mensch! Ich will gerade, was ich früher an mir selbst tadelte, jetzt nicht loben, aber warum soll mir nicht etwas mehr Selbstbewußtsein anstehen

als Anderen, wenn ich durch mich allein wirklich mehr gelte, als diese Anderen? Pah! und was meinen Jähzorn anbelangt, so steht es damit wahrlich nicht so schlimm. Ich bin in der Regel sanft wie ein Kind, vertrage sogar etwas Neckerei, und ein Schwächerer darf sich gegen mich sehr Viel herausnehmen, bevor ich ihn deshalb auch nur zur Rede stelle. Ja freilich, wenn ich einmal loslege, dann läuft es immer schlimm ab; packt mich der Zorn und lasse ich ihm die Zügel schießen, so bin ich taub und blind wie ein gereizter Löwe, und erst der Anblick von Blut bringt mich wieder zur Besinnung!"

Robert schritt mehreremale mit verschränkten Armen im Zimmer auf und ab. Ein kleiner Bodensatz von Mißmuth über sich selbst war ihm dennoch zurückgeblieben, obwohl die Gründe und Entschuldigungen, welche er gegen die tadelnde Stimme seines Gewissens ins Feld geführt hatte, in der That für sehr bestechend gelten durften. Der junge Mann konnte sich übrigens bis zur heutigen Stunde kine einzige schlechte Handlung vorwerfen; er laborirte wirklich nur an sogenannten Temperaments-Fehlern, aber der Umstand, daß er in den strengen religiösen Anschauungen, in denen er auferzogen worden war, bedeutend zu wanken begonnen, seit er sich in der weiten Welt umgesehen und sein geistiger Gesichtskreis sich erweitert hatte, trug eben nicht dazu bei, den in ihm gährenden Umwandlungsproceß schließlich einer heilsamen Krise entgegenzuführen, weil er, statt des weggeworfenen Ballastes, sich nicht nach einer entsprechenden neuen Ladung von gesunden, durch eigenes Nachdenken seiner Individualität angepaßten Maximen umsah, sondern dem Indifferentismus mit vollen Segeln entgegentrieb. Die unbehagliche Stimmung, die ihn heute überkommen, zwang ihm indeß sogar die Ueberzeugung auf, daß die überstürzten Reformbestrebungen seines unruhigen, nach Befreiung von anerzogenen Vorurtheilen ringenden Geistes ihm bisher keineswegs einen höheren Grad innerer Freiheit verliehen hatten, sondern vielmehr den Kern seines ganzen Denkens und Wollens nur halt- und gehaltlos zu machen drohten. Die Idee einer höheren, ethischen Weltordnung, in welcher sich alle Dissonanzen des kleinlichen Erdenlebens in den Accorden einer das All' und das einzelne Geschöpf gleich umfassenden Liebe harmonisch aufzulösen vermögen, diese Idee, welche er in der ersten Jugend instinctiv mit den Lehren seiner Kirche, der protestantischen, eingesogen gehabt, sie erblaßten allmälig vor seinem geistigen Auge inmitten der Staffage mancher biblischer

und anderer menschlicher Zuthaten, welche sein scharfer Verstand als widersinnig verwarf, diese herrliche, erhabene Idee, dieser Lebensnerv, der die Menschheit mit ihrem Demiurgos, ihrem Schöpfer, verbindet, sie mußte in ihm erblassen, weil er sich nicht die Mühe gab, Form und Wesen haarscharf zu unterscheiden, sondern die ganze Frucht, Schale sammt Kern, unwillig von sich geschleudert hatte. — — —

Robert sah sich endlich nach seinem Hute um; er wollte, um seines Unbehagens Herr zu werden, einen Spaziergang in's Freie unternehmen. Der Abend ließ sich wunderschön an. Er hoffte, eine Menge Jugendbekannte unten am Strande zu treffen, dann erwartete er ja auch schon lange den Besuch eines Schiffsgenossen, der mit ihm von Hamburg herübergekommen war.

Als der junge Westenholz das Zimmer verlassen wollte, kam ihm seine Schwester entgegen, um ihm das Abendmahl aufzutischen. Sie trug auf einer großen Tasse einen prachtvollen Schinken und einen ganzen, etwa drei Pfund schweren Seefisch; dabei lag ein in der Mitte getheilter Laib schneeweißen, im Hause gebackenen Brotes; auch eine Flasche guten Moselweines fehlte nicht.

„Ei, potz Bomben!" rief Robert mit der Zunge schnalzend, „Du hast Dich aber angestrengt, Malchen! Fürwahr, gute Seele, Du erräthst immer meine Gedanken! Mich hungert wirklich ganz kannibalisch, obwohl ich erst jetzt darauf komme, was meine etwas sauertöpfische Laune verursachte, seit Mütterchen und Du mich verlassen habt."

Mit Seemanns-Appetit fiel Robert über die Schüssel her; mit vollen Backen lud er seine Schwester ein, an der Vertilgung der Eßvorräthe theilzunehmen. Amalie that jedoch nur wenig Bescheid. Das arme Mädchen blickte ungemein melancholisch vor sich hin; ein großer Kummer schien ihr Herz zu belasten, und mehrmals öffnete sie den Mund, um zu sprechen; aber immer fühlte sie ihre Kehle wie zugeschnürt; bald wurde sie leichenblaß, bald purpurroth. Ihr Bruder war so sehr in die Schüssel vertieft, daß er von dem großen Seelenleiden seiner Schwester gar nichts wahrnahm. Endlich stand Amalie unter dem Vorwande, noch eine zweite Flasche Wein zu bringen, vom Tische auf.

„Mein Gott, mein Gott!" murmelte sie vor sich hin, als sie das Zimmer verließ, „ich bringe es nicht über das Herz, ihm Alles zu sagen, und doch, doch, wem sonst als ihm könnte ich das Geheim-

niß meiner Schande anvertrauen?! Ach! vielleicht täusche ich mich nur! Wie Robert schon von Hamburg aus geschrieben hatte, wird seine nächste Reise kaum zwei Monate in Anspruch nehmen. In drei Monaten ist er also wieder hier; dann, dann muß sich's ja entschieden haben! Ja, ja, ich will bis dahin warten."

Nach einigen Minuten kehrte das Mädchen ziemlich gesammelt wieder zu Robert zurück, der soeben die erste Flasche bis auf die Neige geleert hatte und die zweite seiner Schwester mit einem freundlichen Dankesblicke abnahm.

„Meiner Seel'!" rief der junge Riese, der seine gute Laune wieder gefunden hatte, „meiner Seel'! Malchen — wenn Du nicht meine Schwester wärst, Du und keine Andere würde meine Frau werden; Dir zu Lieb' ließe ich sogar meine schöne Andalusierin fahren! Ha, ha, ha! Stoß' an, auf Deine Schwägerin, die reizende Isabella!"

Amalie goß einige Tropfen des edlen Rebensaftes in ein Glas, und indem sie anstieß, sagte sie unwillkürlich:

„Möge sie glücklicher sein, als —" sie vollendete jedoch den Satz nicht; purpurroth und die Lippen kneifend, hielt sie inne.

Robert stellte etwas unwirsch sein Glas auf den Tisch, so daß es auf ein Haar in tausend Scherben gegangen wäre und sagte ernsten Tones:

„Amalie! Hast Du Dich denn noch nicht eines Besseren besonnen? Kann's eine ehrlichere, treuere Seele geben, als meinen braven, lieben Freund und Jugendgespielen, den „schwarzen Fritz" — sprich, was hast Du noch immer gegen ihn? Will nicht auch Mütterchen diese Heirat? Er hat einige tausend Thaler von einer Tante in Bremen geerbt; er will hier einen kleinen Handel beginnen; er ist ebenso geschickt als fleißig und sparsam. — Was soll ich Dir's verschweigen? Fritz hat seinen Abschied als Steuermann auf unserem Schiffe genommen, sehr zum Bedauern der Gebr. Schottenheim, des Capitäns und der ganzen Mannschaft, die diesen Engel in Menschengestalt, ja er verdient diesen Namen, nur ungern ziehen sehen. — Er ist heute mit mir auf Helgoland angelangt, und morgen wird er hier vorsprechen und um Deine Hand feierlich bei Mütterchen anhalten. Es ist schon Alles zwischen ihm und mir verabredet, daß die Hochzeit stattfindet, wenn ich in etwa zwei Monaten von der nächsten Fahrt nach Liverpool wieder auf unsere

liebe „rothe Klippe“ zurückgekehrt bin. Bis dahin muß Alles in Ordnung sein, denn im September geht's nach China, Polynesien und Südamerika; vor ein paar Jahren kann ich dann an eine Rückkehr zu Euch nicht denken. Setze ich aber nach meiner Weltumseglung den Fuß wieder hier an's Land, so soll mir in dieser Stube ein kleiner Neffe entgegenquacken, daß Alles zetert! Ha, ha, ha!“ —

Amalie stand hastig auf und wollte sich entfernen. Robert hielt sie am Arme zurück. — Mäßig wie alle Helgoländer, pflegte er nur sehr selten Wein zu trinken und noch dazu nie so viel auf einmal wie heute. Er befand sich daher in einer etwas angeheiterten Stimmung, fühlte aber nichts desto weniger, daß er seiner so zartfühlenden Schwester gegenüber die Grenzen des Anstandes und der guten Sitte überschritten hatte.

„Bist nur selbst Schuld, Malchen,“ sagte er begütigend, „die zweite Flasche da war überflüßig. Du hast es zu gut mit mir gemeint und schlechten Dank geerntet. Doch Spaß bei Seite, mein liebes Kind. Putze Dich und Mütterchen für morgen fein säuberlich heraus. Punkt zehn Uhr wird mein lieber Fritz seine Aufwartung machen. Vor drei Jahren stand Dir der saubere Bursche noch ganz gut zu Gesicht; warum auf einmal diese Prüderie? Wenn ich Dir eine Sinnesänderung oder überhaupt etwas Schlechtes zumuthen könnte, so möchte ich beinahe glauben, daß Du seitdem eine andere Liebelei angesponnen hast. Unsinn! Meine Schwester wankelmüthig, wortbrüchig! Pfui Teufel, Du niederträchtiger Kerl von einem Bruder, daß Du einen solchen infamen Verdacht nur zu denken wagst! 'S ist Zeit, daß ich an die frische Luft komme; dieser höllische Wein hat mich rein verrückt gemacht!“

Mit diesen Worten stürzte Robert zum Hause hinaus. Amalie aber fiel in die Kniee und weinte und schluchzte wohl eine Viertelstunde lang, daß es einen Stein hätte erbarmen können.

„Mein Gott, mein Gott! Wie wird dies enden?!“ rief sie verzweiflungsvoll die Hände ringend, „in diesem Augenblicke ist mir zur entsetzlichen Gewißheit geworden, was ich bisher nur als wahrscheinlich betrachten durfte. Was beginnen? — Kann ich, darf ich die Wahrheit gestehen? Arme Mutter! Diese schreckliche Enttäuschung würdest Du keine Minute überleben — oh! oh! ich die Mörderin der siechen, bedauernswürdigen Greisin, die ohnehin bereits mit einem Fuße im Grabe steht! In drei Monaten längstens hat sie

ausgerungen, sie, die sanfte Dulderin! Den einzigen Balsam, der noch die Schmerzen ihres wunden Herzens lindert, die einzige letzte Zehrung, die ihr geblieben ist, um mit Muth und Ergebenheit offenen Auges der Grube zuzuwanken, den Glauben an die Tugend und Ehrbarkeit ihrer Tochter soll ich ihr benehmen? — Und Robert! was würde dieser sagen, thun? Hu! Mir, ja mir würde er vergeben, aber er, er, den ich so heiß, so innig liebe, er wäre rettungslos verloren! — — Ach, wenn ich doch nur alle Schuld auf mich nehmen könnte! Wird er jetzt seinen Schwur halten? Ja, ja, er wird es! Feierlich und bindend bei Allem, was der Ehre eines Mannes heilig sein muß, lauteten seine Schwüre, als ich gleich nach der schnöden List, der ich zum Opfer gefallen war, meiner Mutter Alles bekennen wollte. Er gelobte mich zu ehelichen, selbst auf die Gefahr hin, mit seiner hohen Familie zu brechen. Gott ist mein Zeuge, ich wollte die zwei Jährchen in Geduld warten, bis Edward majorenn und damit Herr seines Vermögens, seiner Handlungen sein würde. — Nun aber zwingen die Umstände zur Eile. So ist es — ich muß ihn noch heute auffordern, schon am morgigen Tage, und zwar noch vor zehn Uhr, ehe Fritz erscheint, um meine Hand anzuhalten! — Also schnell ein paar Zeilen an ihn."

Amalie eilte zu einem altmodischen Schreibtische, dem einzigen im Hause, an welchem schon der Großvater Robert's, sich seiner Regentensorgen als „Rathmann" von Helgoland entledigt hatte.

Das unglückliche Mädchen warf nur wenige Zeilen hin, faltete dann das Papier mehrfach zusammen und siegelte es. Dann begab sie sich in Nachbars Haus, wo eine arme Lootsen-Witwe mit ihrem zehnjährigen Töchterchen wohnte.

Die Witwe empfing Fräulein Westenholz mit ungeheuchelter Ehrerbietung, während die kleine Else beim Anblick ihrer gütigen Wohlthäterin laut aufjubelte. — Amalie hatte nemlich diese beiden Verlassenen unter ihren besonderen Schutz genommen; der Mann der Witwe Rottenbaum war vor zwei Jahren in Ausübung seines Berufes ertrunken und hinterließ die Seinigen in der bittersten Noth. Die Westenholz konnten zwar nicht reich genannt werden, nach Helgoländischen Begriffen waren sie aber immerhin sehr wohlhabend. — Frau Westenholz und ihre Tochter leisteten seither redlich, was in ihren Kräften stand, damit Frau Rottenbaum und die kleine Else sich anständig durchzubringen vermochten.

„Else," begann Amalie etwas zögernd, „Deine Mutter wird wohl gestatten, daß Du mir sogleich dieses Briefchen besorgst."

„Sie haben stets nur zu befehlen," erwiederte Frau Rottenbaum.

„Du weißt wohl, für wen es gehört?" fragte Amalie stotternd und verlegen. —

„Weiß schon, weiß schon!" antwortete mit übergroßem Diensteifer das Kind, und schelmisch lächelnd entriß es dem Fräulein das Schreiben und wollte davon eilen.

„Aber klug sein, Else!" mahnte Amalie.

„Das versteht sich!" kicherte der kleine Kobold, pfiffig mit den Augen zwinkend und huschte davon.

„Gute Nacht, Frau Rottenbaum," empfahl sich Amalie, und kaum im Stande, ihrer Scham und Verlegenheit halbwegs Meister zu werden, fügte sie bei, „wenn Else zurückkommt, wird sie bei mir etwas Brot und Fleisch in Bereitschaft finden."

Frau Rottenbaum gab dem Fräulein das Geleite bis auf die Straße. — Kopfschüttelnd kehrte sie dann in ihre Kammer zurück.

„Ei, ei!" sprach die Witwe zu sich, „ei, ei! die ganze Sache will mir nicht gefallen. Das Fräulein ist sonst ein so gutes, gottesfürchtiges Kind und spinnt da hinter dem Rücken ihrer Mutter eine Liebschaft an. Das kann nicht zum Guten führen. Es ist eine große Sünde von mir, daß ich meine Else als Bote hergebe. Will mir's doch einmal ernstlich überlegen, ob ich nicht mit Frau Westenholz darüber ein Wörtchen sprechen sollte. Hm! das wäre aber gewiß sehr unklug von mir. Die alte Frau wird nicht mehr lange leben und ihre Tochter läßt mich natürlich im Stiche, wenn ich einen Tratsch über Dinge beginne, die mich eigentlich gar nichts angehen. Jedermann ist sich selbst der Nächste; ich werde mich also wohl hüten, meine einzige Hilfe in der Noth muthwillig zu verscherzen."

Frau Rottenbaum nahm ihren Strickstrumpf zur Hand und vor sich hinbrummend, wartete sie geduldig die Rückkehr ihres Töchterchens ab.

Else ließ auch nicht lange auf sich warten. Das frische, rothe Gesichtchen des Kindes glühte vor Freude, als es ein schönes Stück Schinken und ein ganzes großes Brot auf den Tisch hinstellte und dann aus der Tasche ihres Schürzchens ein glitzerndes Goldstück zog.

„Herr Jesus!“ rief Frau Rottenbaum ganz versteinert, „das ist ja ein Guinée!“ —

„Ja,“ bestätigte die kleine Else, „so nannte es auch Mylord und er versprach mir deren mehrere, wenn ich meinen Botendienst recht flink und klug versehen werde.“

„So, so,“ murmelte Frau Rottenbarm kopfschüttelnd, „die Sache muß schon sehr interessant und wichtig geworden sein. Bisher hat Else höchstens ein Schillingstück bekommen und jetzt setzt es Gold, pures blankes Gold! Daß ich ein Narr wäre, diesen unverhofften Segen des Himmels durch Schwatzhaftigkeit zu verscherzen!“

Fünftes Capitel.

Aus der vornehmen Welt.

Robert war nicht lange vom Elternhause ferngeblieben. Die Weindünste, welche seinen Kopf betäubt hatten, waren in der frischen Abendluft bald verflüchtigt und mit ihnen seine momentan heitere Laune, zumal er seinen Busenfreund Fritz, der mit ihm von Hamburg herübergekommen, weder in der Behausung von dessen Mutter, noch sonstwo zu treffen vermochte, obwohl er doch so ziemlich in alle Matrosenschänken und Gasthäuser gesehen hatte.

Es schlug gerade die zehnte Abendstunde, als Robert sein Lager aufsuchte. — Er hatte seine Schwester nicht mehr zu Gesicht bekommen. Die Thüre ihres Kabinets war verriegelt.

Amalie schlief jedoch nicht. Völlig angekleidet saß sie auf ihrem Lager; das einzige Fenster ihres Schlafgemaches, welches auf den kleinen Hausgarten ging, stand angelweit offen.

„Gott sei Dank," sprach sie leise vor sich hin, als sie vernahm, wie ihr Bruder die Thüren der beiden großen Zimmer hinter sich zumachte, um sein Kabinet aufzusuchen. „Gott sei Dank, daß Robert heute schon nach Hause kam; hoffentlich ist ihm noch derselbe feste Schlaf bescheert, wie einst. Von ihm hätte ich also keine Störung zu befürchten; aber Mütterchen, wird es nicht seine Tritte vernehmen? Es ist wohl besser, wenn ich Edward draußen im Freien erwarte; ja, ja, so soll es sein — er könnte darauf bestehen, hier herein zu mir zu kommen — ach! wäre ich doch damals nicht so thöricht gewesen, seinen Bitten nachzugeben, seinen Worten zu trauen! — Edward, Edward! Es war nicht schön von dir, daß

du in jener unglückseligen Nacht vorgabst, von Feinden verfolgt zu sein, die dich beschimpfen, vielleicht sogar tödten wollen, daß du mich lügenhaft beschworst, dein Leben, deine Ehre zu retten! Gewiß — nun und nimmer würde sich sonst dir dieses Fenster geöffnet haben. Doch wozu diese Betrachtungen heute, wo nichts mehr zu ändern ist!"

Der Mond schien ziemlich hell. Amalie behielt scharf den rückwärtigen Gartenzaun im Auge. Mit dem Schlage elf Uhr vernahm sie, wie die Thüre jenes Gartenzaunes sich in ihren Angeln drehte. Behend sprang sie jetzt durch das Fenster in den Garten hinaus und eilte einem schönen jungen Manne, der die Uniform eines englischen Marine-Officiers trug, entgegen.

Das Mädchen ergriff zitternd den Arm dieses jungen Mannes und zog ihn sanft auf eine nächst des Gartenzaunes stehende Bank. — Amalien's Kniee wankten und ihre Zähne schlugen hörbar aneinander, denn Scham und Angst drohten sie zu vernichten.

„Mein liebes Kind," begann der junge Mann mit weichem, einschmeichelndem Organ in englischer Sprache, „Du leidest ja an heftigem Fieberfroste. Die kühle Nachtluft wird Dir Schaden bringen, mein Engel. Was Du mir zu sagen hast, können wir weit besser in Deinem Kämmerlein abthun!"

„Nimmermehr!" entgegnete das Mädchen, ihre sonstige Energie durch den sie tief verletzenden Antrag des jungen Mannes wieder gewinnend, „nimmermehr! Wollte Gott, ich wäre das erste- und einzigemal standhafter gewesen; Edward, ich sehe, Du hast mein Schreiben gänzlich mißverstanden!"

„Hm!" sagte der junge Mann sichtlich und sehr unangenehm enttäuscht, „Du hast mich aufgefordert, heute Nacht hierher zu kommen, um mir eine höchst wichtige, unser beiderseitiges Glück betreffende Mittheilung zu machen. Seit zwei Monaten flehe ich vergebens um ein zweites Stelldichein; heute glaubte ich endlich Dein Herz erweicht und bin hierher geeilt."

„Also deswegen, nur deswegen bist Du gekommen!" seufzte das arme Mädchen und Thränen der bittersten Wehmuth feuchteten ihre blassen Wangen, „mein Gott, mein Gott! Eine furchtbare Ahnung bemächtigt sich meiner! Edward, beantworte aufrichtig meine Frage — erinnerst Du Dich der Worte, die Du zu meinem Troste sprachst, als ich Dein Opfer geworden war und mir aus Verzweiflung, aus Reue über meine Schwäche das Messer in die Brust bohren wollte?"

Seite 94.



„Ich bin frei, völlig frei!" schwur der Meineidige.

„Diese Scene,“ entgegnete der Engländer phlegmatisch, „war der tugendhaften Lucretia meisterhaft abgelauscht. Ich habe sie in London nie besser auf der Bühne darstellen gesehen.“

„Elender!“ rief das Mädchen mit tiefster Verachtung und erhob sich würdevoll, „zu dem Schimpfe, den Du meiner Ehre angethan, gesellst Du auch noch den Hohn! Doch zittere, Du nichtswürdiger Heuchler; morgen Früh will ich Alles meinem Bruder entdecken; Ihre hohe Geburt, Sir Edward, Ihre Verwandtschaft mit dem Gouverneur wird Sie nicht vor der wohlverdienten Züchtigung schützen.“

„So,“ dehnte der junge Marine-Officier, offenbar sehr unangenehm berührt, „Ihr Bruder Robert befindet sich auf Helgoland? — Es wird mich freuen, die Bekanntschaft meines künftigen Schwagers zu machen.“

„Edward!“ entgegnete Amalie hastig, „Edward! Um des Himmels willen, keine Lüge, keine Ausflucht! Du wolltest wirklich meine Ehre vor dem Altare retten, wie Du in jener unglückseligen Nacht bei Allem, was Dir heilig, mir geschworen hast!“ —

„Was ich verspreche, das pflege ich zu halten!“ antwortete Sir Edward kurz, „anderseits wirst hoffentlich auch Du Deiner Zusage eingedenk sein, und diese lautete: daß unsere Verehelichung erst nach meiner erfolgten Großjährigkeit vor sich gehen solle.“

„Ja wohl,“ erwiderte Amalie zustimmend, „aber — es war ein einziger Fall ausgenommen.“

„Beim Teufel!“ rief der junge Mann halb erschrocken, halb ärgerlich, „dieser Fall wird doch nicht eingetreten sein?“

„Er ist es!“ entgegnete das Mädchen halb zur Seite gewendet und bedeckte vor Scham das Gesicht mit beiden Händen.

Eine längere Pause trat ein. Sir Edward kniff die Lippen, daß sie beinahe bluteten. Die Worte seines verführten Opfers trafen ihn wie ein Donnerschlag. — Das geleistete Eheversprechen hatte ihm bisher wenig Kopfzerbrechen verursacht. Er rechnete auf die von Amalie selbst zugestandene Galgenfrist von zwei Jahren, mit deren Ablauf er in Ostindien, China, Australien oder weiß Gott sonst wo, die kleine Affaire mit der hübschen Helgoländerin schon längst vergessen haben wollte. — Daß aber der eine Fall, in welchem er sofort der Lootsen-Tochter die Hand vor dem Altare reichen sollte, wirklich eintreten könne, daran hatte der leichtsinnige junge Mann keinen Augenblick gedacht. — Er begriff, daß der „Spaß“, den er sich

erlaubt, etwas zu weit zu gehen drohe; anderseits war gerade auf der „rothen Klippe“ in solchen Dingen nicht zu spaßen, und zudem bereitete ihm die unerwartete Anwesenheit von Amalien's Bruder auf Helgoland schwere Sorgen. Die Furcht vor dem Bruder der Entehrten war auch die Ursache des schnellen Einlenkens und der Nachgiebigkeit Sir Edward's. Er hatte von Robert's Riesenkraft gehört; wenn er es auf einen Scandal ankommen ließ, so stand die ganze Insel auf Seite der beleidigten Familie, und selbst nicht sein Oheim, der Gouverneur, wäre im Stande gewesen, in diesem Falle gegen die öffentliche Meinung zu handeln. — Die Drohung des beleidigten Mädchens war also durchaus keine leere. Sir Edward würde für die Züchtigung, die ihm von Seite Robert's in Aussicht stand, keinerlei Satisfaction erhalten haben, falls er überhaupt noch lebendig den Fäusten des Riesen entkam.

Der gewissenlose Verführer sah sich daher bemüßigt, vor Allem Amalie zu bestimmen, daß sie ihren Bruder nicht zum Mitwisser ihres Vergehens mache. — Zeit gewonnen, Alles gewonnen! dachte er bei sich.

Sir Edward schlug daher alle Saiten der Zärtlichkeit und Schmeichelei an, und die süßen Mollaccorde verklangen nicht wirkungslos in den Ohren der armen, in ihrer jetzigen Lage um so mehr liebebedürftigen Amalie. Ehe eine Viertelstunde verging, war das bethörte Mädchen überzeugt, daß sie Sir Edward falsch beurtheilt, ja ihm großes Unrecht gethan habe. Sie redete sich ein, daß die Beleidigung, die anscheinend in Sir Edward's Worten lag, auf Rechnung des ihm als Engländer angebornen bizarren Naturells zu setzen sei und er vielleicht zur Unzeit nur mit einem classischen Vergleiche habe prunken wollen u. s. w., kurz der heißgeliebte Mann stand wieder rein und erhaben da vor ihren entzückten Augen. Macht doch jede Leidenschaft, und namentlich die Liebe, zwar sehr gute Beobachtungen, aber stets schlechte Schlüsse! —

Die Mitternachtsstunde mahnte zur Trennung; Amalie wäre jetzt noch so gerne in der Gesellschaft ihres Geliebten geblieben, war doch ihr Gemüth durch Sir Edward's liebevolles Benehmen und seine feierlichst wiederholten Versprechungen wieder völlig ausgesöhnt und beruhigt.

Der junge Mann aber stand bereits wie auf glühenden Kohlen;

um den Abschied zu beschleunigen, legte er plötzlich die rechte Hand an's Ohr und that, als ob er auf ein Geräusch in der Ferne horche.

„Mir ist's, liebe Amalie," sagte der Falsche, „mir ist's, als ob ich Deine Mutter heftig husten hörte." —

„Auf Wiedersehen!" rief das Mädchen, drückte nochmals die Hand Sir Edward's und sprang dann behend nach dem Hause zurück.

Der junge Mann eilte rasch nach dem Gouvernement-Gebäude zurück, in welchem er wohnte.

„Potz Wetter!" sprach er zu sich, „bin ich froh, daß ich das dumme Mädchen glücklich bestimmt habe, ihrem Bruder nichts zu sagen. Dieser plebejische Hund würde mir Arm und Bein entzwei schlagen, wenn ich nicht, wie ich heute versprach, seine Schwester binnen zwei Monaten heirate. Ha, ha, ha! Ich, ein künftiger Pair von England, der Gemal einer Lootsen-Tochter! Dieses gemeine Volk ist rein verrückt! Nun, was Amalie anbelangt, so liebt sie mich wirklich; ihr würde es sogar lieber sein, wenn meine Wiege, statt in einem herzoglichen Schlosse, in einer dieser armseligen Baraken gestanden hätte. — Streng genommen, mag auch ich sie ganz gut leiden, und wenn mit ihr ein vernünftiges Wort zu reden wäre, könnte sie die besten Tage, eine prächtige gesicherte Zukunft haben. Meine Maitresse zu sein, darf ich ihr jedoch nicht antragen; sie muß sich also die Folgen ihrer prüden Sitten und altväterischen Anschauungen über weibliche Ehrbarkeit und wie all' das dumme Zeug heißt, an dem das Volk hier noch so zähe festhält, nur selbst zuschreiben. Wie übrigens diese ganze Farce enden wird, ist mir noch nicht klar; nur Eines steht fest — meines Bleibens ist auf dieser erbärmlichen Felsenklippe nicht mehr. Onkel Baldwin wird da schon Rath zu schaffen wissen; der gute Mann kommt morgen wahrlich ganz zur gelegenen Stunde an und ich brenne vor Begierde, ihn nach zwei Jahren wieder zu sehen; doch — seien wir aufrichtig; diese Begierde gilt eigentlich seiner Mündel, der schönen reichen Miß Mary, der ich schon als Kind den Kopf verdreht hatte. Hoffentlich wird sie auch jetzt noch eben so dumm als reizend sein."

Das Wohngebäude des Gouverneurs lag kaum dreihundert Schritte von dem Hause der Witwe Westenholz entfernt. — Als der junge Marine-Officier das breite Hausthor betrat, gewahrte er eine ganze Schaar von fremden Bedienten, die mit der Bergung mehrerer Kisten und Koffer beschäftigt waren.

„Hoho!“ rief Sir Edward mit freudigem Erstaunen aus, als er die Livrée dieser Leute beim Scheine der Laternen näher betrachtete, „oho! Onkel Baldwin ist also um einige Stunden früher angekommen, als wir ihn erwarten durften. Um so besser! Ich will ihm auf der Stelle meinen Besuch abstatten.“

Sir Edward Dundonald hüpfte leichtfüßig die Treppe hinan und eilte schnurgerade nach den Gemächern, welche der Gouverneur von Helgoland schon seit drei Tagen für seinen Vetter, den Earl of Dundoland und dessen Mündel Miß Mary Parker in Bereitschaft halten ließ. — Der junge Mann trat bei dem Bruder seines schon vor vielen Jahren verstorbenen Vaters ohne alle Umstände, ja sogar ohne vorhergegangene Anmeldung ein.

„Das ist schön von Dir, mein Junge!“ rief der Earl beim Anblicke seines Neffen aus und streckte demselben beide Hände zum Gruße entgegen, „sehr schön, daß Du mich noch in der Stunde meiner Ankunft besuchst; ich hoffte Dich erst am Morgen zu sehen. Ich wollte Deine Ruhe nicht stören; aber, aufrichtig gesagt, so ist's mir lieber.“ — Mit diesen Worten schüttelte der alte Herr nochmals derb Sir Edward's Hände. —

„Aber Sie, lieber Onkel, werden der Ruhe bedürfen,“ bemerkte der junge Mann und warf dabei einen Blick nach dem üppigen Lager, welches für den alten Herrn bereit stand.

„Nicht im mindesten, mein lieber Edward!“ entgegnete der Earl of Dundonald, der ungeachtet seiner fünfundsechzig Jahre noch eine sehr stramme, kräftige Haltung besaß, „nicht im mindesten. Die Seefahrt von London, von wo wir um volle acht Stunden früher aufbrachen, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte, war so langweilig als möglich. Ich habe von vier Uhr Nachmittags bis zum Augenblicke, wo der „Neptun“ auf der Rhede von Helgoland vor Anker ging, ganz wundervoll geschlafen, so daß ich jetzt gewiß kein Auge schließen könnte. — Ich wollte soeben meinen Kammerdiener, den alten Jack, Du kennst ihn ja von Kindesbeinen an, zu einer Partie Trik-Trak engagiren und dabei den Aufgang der Sonne abwarten. So aber ist's mir lieber; ich habe sehr Vieles und sehr Wichtiges, ja Dringendes mit Dir zu besprechen und abzumachen. — Doch — vor Allem; lasse eine Bowle Punsch bringen und sage Jack, er möge ein Kistchen der besten Havannah öffen. Wir wollen es uns so gemüthlich als möglich machen, soweit es eben

bei uns steht, denn, mache Dich gefaßt, mein Junge, es ist nicht alles Honig, was ich Dir aufzutischen habe."

Während der junge Mann sich entfernte um dem Kammerdiener die Befehle des Oheims zu hinterbringen, sah der alte Earl, mit einem Doppelleuchter in der Hand, in den beiden an sein Schlafgemach anstoßenden Zimmern nach, ob sich nicht darin ein Lauscher verborgen halte. — Er verriegelte alle Zugangsthüren und vollzog seine nächtliche Umschau so bedächtig, daß er in das Schlafzimmer zurückkehrte, als daselbst auch der alte Jack und ein anderer Diener mit den gewünschten Gegenständen eintraten. Sir Edward hatte es sich bereits in einem Fauteuil bequem gemacht und eine der vortrefflichen Cigarren angebrannt. Der junge Mann blickte erwartungsvoll vor sich hin. In den Zügen seines Onkels, der doch sonst ein überaus heiterer Lebemann war, dem Sorgen und Kummer gewiß kein einziges seiner vielen grauen Haare gemacht hatten, lag ein gewisser Ernst, eine Unruhe, die jedenfalls auf irgend ein vorgefallenes besonderes Ereigniß schließen ließen.

Der Earl bedeutete dem alten Jack, daß er und die übrige Dienerschaft sich immerhin zur Ruhe begeben möchten. Vor Tagesanbruch, der ohnehin in dieser Jahreszeit schon in drei Stunden eintrat, benöthige er nichts weiter.

„Sie spannen meine Neugierde auf die Folter, lieber Oheim!" begann Sir Edward zögernd, als der alte Herr mit nachdenklicher Miene und ganz und gar gegen seine sonstige Redseligkeit, über zehn Minuten schweigend damit verbrachte, zwei Gläser mit Punsch zu füllen und einen Glimmstengel anzuzünden.

„Hast Recht, Edward, mein Prachtjunge!" rief der Earl of Dundonald leicht zusammenfahrend, „ich will wie eine Bombe mit meiner Hiobspost darein platzen; — ich und Du, Du und ich, wir alle Zwei sind — finanziell ruinirt, total ruinirt!"

„Sie scherzen wohl nur!" sagte der junge Mann bis in den Mund erblassend und ließ vor Schrecken die Cigarre zu Boden fallen.

„Der Teufel soll mich auf der Stelle holen, wenn ich spaße," brummte der alte Herr verdrießlich und setzte sein Glas so heftig auf den Tisch, daß es in Trümmer ging. — „Auch gut," fuhr er mit grimmigen Lächeln fort, „jetzt können wir zwei aus Einem Glase trinken, wie wir in Hinkunft auch nur von einer Schüssel essen

werden, wenn Du mein Vertrauen in Deine Klugheit zu Schanden machen solltest!" —

„Erklären Sie sich doch deutlicher," preßte der junge Mann aus beklommener Brust, „so viel ich weiß, betrug die Rente des Majorates, dessen lebenslängliche Nutznießung Ihnen zusteht, und welches einst an mich fallen soll, weit über zwanzigtausend Pfund. Ferner ist mir bekannt, daß kein Penny Schulden auf den Gütern haftet, obwohl die Renten Jahr aus Jahr ein bei einem Schilling daraufgingen, wobei ich, Dank Ihrer Güte gegen mich, sehr emsig mitgeholfen habe." —

„War Dir vom Herzen vergönnt," entgegnete der Earl schnell, „und jetzt noch will ich meine letzte Guinée mit Dir theilen. Ich besitze keine Kinder und habe Dich stets so betrachtet und behandelt, als wärest Du mein leiblicher Sohn und nicht blos mein Neffe. Nun ist es aber an Dir, zu beweisen, daß ich keinem Undankbaren meine ganze Liebe gewidmet, an Dir, in dessen Interesse ich sogar ein — Unrecht beging. Du weißt wohl, worauf ich anspiele und was geradezu herauszusagen, mir stets etwas schwer fällt!"

„Sie meinen gewiß Henry, meinen älteren Bruder?" bemerkte der junge Mann mit gekniffenen Lippen und die Stirne runzelnd.

„So ist es! Es stand in meiner Macht die Legitimität seiner Geburt zu erweisen, in Folge dessen er und nicht Du, der Sohn aus zweiter Ehe, der rechtmäßige Majoratsherr von Dundonald nach meinem Tode sein würde. Aber ich haßte Henry's Mutter und aus Rache für die Beleidigung, die sie mir einst angethan, vernichtete ich das einzige Dokument, das die Rechtsansprüche ihres Sohnes darthun konnte. — Ich habe," schloß der Earl mit heiserem Lachen, und ein Blitz dämonischer Schadenfreude zuckte in seinen hechtgrauen, stechenden Augen, „ich habe Henry als Bastard in die weite Welt hinausgestoßen; hoffentlich ist der Bursche schon längst umgekommen, denn seit sechszehn Jahren, so lange ist Euer Vater bereits todt, ließ er nichts mehr von sich hören. Er war damals kaum acht Jahre alt und wird wohl seither jede Erinnerung an seine erste Jugend schon längst vergessen haben, wenn er noch lebt, denn sonst wäre es doch auffallend, daß er seither gänzlich verschollen ist."

„Also von ihm droht keine Gefahr!" rief Sir Edward erleichtert aufathmend, „wer könnte es also noch sein, der unsere Ansprüche, oder besser gesagt, meine beeinträchtigt, denn, daß Sie, für

Lebenszeit der Majoratsherr sind, ist ja durch das Gesetz und die Erbfolge unseres Hauses klar festgestellt.“ —

„Ja, siehst Du mein Junge, da liegt eben der Hase im Pfeffer!“ erwiderte der Earl und stützte sorgenvoll sein Haupt auf beide Hände, „auch meine Rechtsansprüche auf das Majorat von Dundonald sind auf Sand gebaut und Du, nur Du allein vermagst denselben eine neue, unerschütterliche Basis zu geben. — Wenn Du uns Beiden nicht aus der Klemme hilfst, muß ich, ehe drei Monate vergehen, den Titel eines Earl of Dundonald ablegen und alle Güter gehen bis auf den letzten Schafstall in andere Hände über. Unter dem Hohngelächter der schadenfrohen Welt werden wir Beide uns in irgend einen Winkel der Erde zurückziehen müssen, in Armuth und Elend nach dem gewohnten Luxus und den verlorenen Ehren vergeblich schmachtend. — Eine recht schöne Perspective für meine alten Tage, eine recht heitere Illustration zu den kühnen, hochfliegenden Plänen meines armen Edward!“

Sir Edward erschrack zum zweitenmale auf das Heftigste. Sein Oheim sprach in solch' ernstem, ja verzweifeltem Tone, daß es dem jungen Manne ganz unheimlich zu werden anfing.

„Um Gottes Willen,“ flehte Edward, „lösen Sie mir endlich das dunkle Räthsel; ich bin im vorhinein zu Allem bereit.“ —

„Wir wollen sehen!“ entgegnete der Earl kurz, und leise murmelte er vor sich hin, „sollte er wirklich ehrlos genug sein, daß ich ihm den schmachvollen Antrag machen darf?“ Dann fuhr er laut fort:

„Wie Du weißt, mein lieber Edward, bin ich seit sechs Jahren Vormund von Mary Parker. Ihre Eltern starben kurz nach einander zu Bombay, wo Sir Parker einen hohen, einflußreichen Staatsposten bekleidet hatte, den er auch für sich so gut auszunützen verstand, daß seine einzige Tochter die Erbin von mindestens zwei Millionen Pfund ist. — Der alte Parker war ein Mann von seltener Klugheit und Vorsicht. Obwohl es seinem Ehrgeiz schmeichelte, daß ein Earl of Dundonald die Vormundschaft übernahm, bestellte er doch einen Mitvormund in der Person seines Sachwalters zu Bombay, dem auch faktisch die Verwaltung der gesammten Erbschaft obliegt, während mir eigentlich nur die Oberaufsicht über Mary's Erziehung anvertraut ist. — Dieser Sachwalter kam nun vor vierzehn Tagen aus Bombay in London an und stellte sich mir auf eine Art und Weise vor, die mich im höchsten Grade

bestürzt machte. — Sir Parker hatte ihm auf dem Todtenbette ein wohlversiegeltes Packet Schriften übergeben, in welche er erst an Mary's zwanzigstem Geburtstage, nämlich am 20. März d. J. Einsicht nehmen sollte. — Master Brandon, so heißt dieser Höllenhund, den die See auf der langen Reise leider nicht verschlungen hat, war stets ein treuer Diener seines Herrn. — Er handelte buchstäblich nach der ihm gewordenen Instruction. Es würde für diesen Augenblick zu weit führen, Dir den Inhalt der vielen Documente, von denen er mir Abschriften übergab und deren genaue spätere Durchsicht ich Dir empfehle, vollinhaltlich bekannt zu geben. Des Pudels Kern lautet dahin und ist leider durch die in Rede stehenden Papiere sonnenklar erwiesen, daß der Vater des Sir Parker der eigentliche rechtmäßige Erbe des Namens und des Majorates der Earl of Dundonald sei, eine Entdeckung, die Mary's Vater erst kurz vor seinem Tode gemacht hatte. — Sir Parker, mit dem ich stets sehr gut befreundet war und der mir und meinem Bruder, Deinem Vater, mein lieber Edward, seine glänzende Carrière in Bombay verdankte, wollte jedoch keinen Scandal herbeiführen. Er beauftragte seinen Sachwalter, uns die fatalen Papiere zur Vernichtung auszufolgen, wenn Du Dich entschließen könntest, Miß Mary Parker zu ehelichen, denn, sagte der Sterbende, auf diese Weise bleibt das streitige Object in der Familie und ich habe meine Vaterpflichten ohne Widerspruch mit jenen der Dankbarkeit gegen die Dundonald's erfüllt." —

Sir Baldwin schwieg und fixirte scharf seinen Neffen, der durch die letzten Worte seines Oheim wieder ganz aufgeheitert wurde. —

„Mein Gott!" rief er lachend, „und deßwegen haben Sie mir so großen Schrecken verursacht? Nun gut — ich heirate Miß Mary Parker auf der Stelle; das ist wahrlich das geringste Malheur, welches mir passiren konnte. Das Fräulein ist hübsch und reich, wenn auch etwas bornirt."

„Ganz richtig — aber es ist doch noch ein Umstand, ein sehr gewichtiger Umstand dabei, welcher in Dir ernstliche Bedenken erregen könnte," bemerkte der Earl etwas gedehnt.

„Lassen Sie hören, lieber Oheim," entgegnete Sir Edward aufmerksam und betrachtete nicht ohne Besorgniß das Antlitz des Earl, der wieder außerordentlich ernst vor sich sah und dem Blicke des jungen Mannes auszuweichen schien.

„Du hast,“ sprach Sir Baldwin, „ganz richtig bemerkt, daß Mary etwas bornirt sei; ich möchte beinahe sagen, sie ist es im hohen Grade, dabei leidet sie aber noch an einem anderen, weit bedenklicheren Gebrechen. Seit einem Jahre ist in dieses Mädchen der Liebesteufel gefahren und macht sie rein besessen; obwohl sie von mir und Mistreß Waverton, ihrer garde de dame, schärfer bewacht wird als die Insassin eines Harems und obwohl mehr als eine ihrer hinter unserem Rücken angesponnenen kleinen Intriguen vereitelt wurde, ist dennoch vor zehn Wochen eine höchst ärgerliche Geschichte passirt, die ich Dir nicht verschweigen darf, weil dieselbe sowie deren Folgen Dir kaum unbekannt bleiben würden.“

Sir Edward's Gesicht verlängerte sich auffallend; er glaubte seinen Oheim durch die Blume zu verstehen.

Der Earl fuhr fort:

„Miß Mary ist, wie Du schon aus früherer Zeit weißt, eine höchst passionirte Freundin des Claviers, dem einzigen Unterrichtsgegenstande, in welchem sie halbwegs Vorzügliches leistet. In Sommersett, wo ich mich damals mit ihr auf unserem Gute befand, stellte sie das Verlangen nach einem Meister, der sie bei vierhändigen Produktionen begleiten könnte. In dem ganzen Neste war keine andere geeignete Persönlichkeit aufzutreiben, als des Schullehrers ältester Sohn, ein vierschrötiger, häßlicher Kerl, der eher einem Ackerknechte als einem Pädagogen gleichsah; aber in der Musik war er vortrefflich gedrillt. Ich und Mistreß Waverton hätten uns wahrlich nicht im Schlafe beikommen lassen, daß dieser häßliche Bursche mit den breiten Backenknochen, der niedrigen Stirne, der aufgestülpten Nase und dem stets fletschenden Bulldogg-Maule für Mary ein Gegenstand des Gefallens sein könne. Doch wer vermag all' die Absonderlichkeiten eines einmal zur Thorheit hinneigenden weiblichen Herzens zu erspähen? — Der widrige Faun war noch nicht vierzehn Tage in's Haus gekommen, als man eines Abends Miß Parker in einer Laube des großen, dichten Gartens bei einem zärtlichen Tête-à-Tête ertappte. Die weiteren Zusammenkünfte waren freilich damit zu Ende und auf dem Rücken des frechen Bengels klopften meine Bedienten im Fortissimo einen Trauermarsch, so daß der Spitzbube vielleicht noch heute darob das Bett hüten muß. — Ich schmeichelte mir, daß die ganze Geschichte abgethan sei und ich war entschlossen, meine närrische Mündel dem ersten besten Gentleman als Frau an den Hals zu werfen. Ich

kehrte deshalb nach London zurück und selbstverständlich gab es gleich einige Dutzend Freier, welche sich bereit zeigten, Miß Parker's Pfunde zu heiraten und sie selbst mit in den Kauf zu nehmen. — Als ich noch unschlüssig war, welchen der Bewerber ich mit einem solchen Weibe unglücklich machen sollte, kam der vermaledeite Sachwalter aus Bombay an und gleichzeitig erstattete mir Mistreß Waverton betreff der leichtsinnigen Mary eine Meldung, welche mich sofort veranlaßte, unseren Hausarzt rufen zu lassen; dieser bestätigte leider die Vermuthung der Mistreß Waverton als eine unzweifelhafte Thatsache. — Dieß geschah vor zehn Tagen, wo ich Dir meine Ankunft auf Helgoland in Aussicht stellte. Nun weißt Du Alles — entscheide Dich." —

Sir Edward lag regungslos im Fauteuil und starrte seinen Oheim mit offenem Munde an.

„Lassen Sie mich die Papiere sehen!" hauchte er endlich ganz vernichtet.

Der Earl reichte ihm die Abschriften hin, dabei ausdrücklich bemerkend, daß selbe nicht nur vollinhaltlich, sondern auch ganz wortgetreu seien, wie er sich zu London durch den Vergleich mit den Originalen selbst überzeugt habe.

Der junge Mann vertiefte sich in die Durchsicht der für ihn und seinen Oheim so unheilvollen Schriftstücke. — Der alte Dundonald leerte indeß den Rest der Bowle in das gemeinschaftliche Glas und brannte eine neue Cigarre an; dabei suchte er in den Zügen seines Neffen zu lesen. So verging eine gute halbe Stunde.

„Verdammt!" rief Sir Edward aufspringend, „daß gerade Betreff der Dundonald's die in England so seltene Erbfähigkeit der weiblichen Linie ausdrücklich von unserem Ur-Ahn festgesetzt werden mußte. Wilhelm von Oranien hätte wahrlich etwas Vernünftigeres thun können, als dieser Caprice seines verdienten Parteigängers eine für alle Zeiten geltende Sanction zu verleihen. — Sie haben Recht, lieber Oheim, Miß Mary kann uns von Haus und Hof jagen, uns zu Bettlern machen, denen nicht einmal der Name ihrer jetzigen, so prunkenden Herrlichkeit übrig bleibt. — Weiß diese nichtsnutzige Person, daß das tückische Schicksal uns derart in ihre Hände geliefert hat?"

„Gott sei Dank!" erwiderte der Earl rasch, „bis zu diesem Augenblicke noch nicht; ich habe geschickt zu verhindern gewußt, daß

sie mit dem Sachwalter ihres Vaters zusammentraf. Ich reiste deshalb auch bei Nacht und Nebel mit ihr von London ab, gab aber dem fatalen Master Brandon die Zusicherung, daß ich dahin längstens binnen acht Tagen zurückkehren werde. — Zugleich ließ ich dabei durchschimmern, daß meine Fahrt nach Helgoland eigentlich nur den Zweck habe, ohne Verzug Mary's Verheiratung mit Dir einzuleiten, wenn nicht gar unverweilt zur Thatsache zu machen. — Du siehst, Zeit und Umstände dringen — was bist also entschlossen zu thun?"

Sir Edward ging mit starken Schritten einigemale im Zimmer auf und ab. Er knirschte wiederholt die Zähne; seine Stirne war in Schweiß gebadet und sein Athem keuchend. Plötzlich blieb er vor dem Earl stehen, neigte sich zu dessen Ohr und flüsterte:

„Oheim, wenn Miß Mary stürbe, könnte man auch dann noch uns den Besitz des Namens und der Güter der Dundonald streitig machen?"

Sir Baldwin blinzelte seinen Neffen von der Seite an und sagte ebenfalls leisen Tones:

„Ich verstehe Dich mein Junge! Auch ich habe schon an die Möglichkeit gedacht, daß meiner Mündel irgend ein — lebengefährliches Malheur zustoßen könnte. — Nach reiflicher, sehr reiflicher Ueberlegung bin ich aber davon gänzlich abgekommen. Der verdammte Spitzbube aus Bombay würde die Geschichte gewiß nicht so leichtgläubig hinnehmen und am Ende würden wir in eine doppelte Patsche gerathen. Mein armer Edward, es bleibt, wenn Du uns Beide retten willst, wirklich nichts übrig, als in den sauren Apfel zu beißen." —

„Nun denn, in Belzebub's Namen!" rief der junge Mann, zornig mit dem Fuße stampfend und voll Ingrimm die Hände ballend, „es sei! Veranlassen Sie das Weitere!"

Deine Hand darauf?" jubelte der Earl und umarmte seinen Neffen.

„Hier ist sie!" entgegnete Sir Edward, „aber eines — hier auf Helgoland kann ich Miß Mary nicht zum Altare führen. Hören Sie mich fünf Minuten an und Sie werden meine Gründe vollkommen billigen."

Er erzählte jetzt seinem Oheim umständlich und wahr, daß er Amalie Westenholz verführt und unglücklich gemacht, ja sogar seinem

Opfer ein Eheversprechen geleistet habe. — Er erwähnte auch der zufälligen Anwesenheit des jungen Westenholz auf der „rothen Klippe".

„Alles was Du da vorbringst, ist sehr richtig," bestätigte der Earl of Dundonald durch mehrfaches Kopfnicken. „Der Bruder der Lootsentochter würde Dir fürchterlich mitspielen und selbst mein Vetter, der Gouverneur hier, wäre in dieser Sache machtlos. Zudem könnte vielleicht Miß Mary wenig Verlangen tragen, einem Manne die Hand zu reichen, der wie ein Schiffsjunge coram publico unter allgemeinem Halloh und Beifallsklatschen dieser helgoländischen Tugendtölpel für ein nach ihren Begriffen todeswürdiges Verbrechen gezüchtigt würde. — Also abgemacht — noch heute gibst Du Deine Stelle als Adjutant des Gouvernements auf und schon in der nächsten Nacht verlassen wir ohne das geringste Aufsehen diese elende Insel. In London geht gleich nach der Ankunft die Trauung ebenfalls in aller Stille vor sich und da die Affaire von Sommersett leider lautmäulig geworden ist, weßhalb du Dich in der vornehmen Welt mit Deiner Frau nicht sehen lassen kannst, wenigstens für einige Zeit nicht, trittst Du sogleich eine längere Reise an. Um übrigens chevaleresk auch gegen die Lootsen-Tochter zu handeln, wollen wir derselben von London aus zweitausend Pfund zusenden; parbleu! damit kann diese Dirne doch wohl zufrieden sein." —

„Um welche Stunde soll ich Miß Mary meine Aufwartung machen?" frug Sir Edward kurz.

„Es wird sich am besten geben, wenn ich sie diesen Morgen in den Kiosk da unten geleite; ich werde sie unter einem Vorwande allein lassen. Du trittst dann ein, bist entzückt, sie zufällig hier unter vier Augen sprechen zu können; Du machst ihr einige Elogen über ihre Schönheit, die seit den zwei Jahren, als Du sie nicht mehr sahst, so wundervoll zugenommen. Du fängst zu seufzen, zu schmachten an, kurz Du treibst alle die dummen Allotria, die einer solchen Gans gegenüber, wie Mary, am Platze sind und Dir, Du famoser Courmacher, ohnehin gewiß geläufiger sind, als das Vater unser. — Es soll mir Spaß bereiten, euch Beide durch ein Fenster zu belauschen — und nun lebe wohl, auf Wiedersehen!"

Gegen zehn Uhr Morgens treffen wir richtig den jungen Marine-Officier, der absichtlich seine Paradeuniform angezogen hatte, im Kiosk des kleinen, zum Gouvernement-Gebäude gehörigen Gartens.

Dieser Kiosk ist sehr luxuriös ausgestattet; sehr seltene und schöne Exemplare exotischer Pflanzen befinden sich hier und versetzen uns im Geiste nach den Tropen, ihrer fernen Heimat.

Miß Mary saß neben einem mit kostbarem Mosaik eingesetzten Tische, den der Gouverneur aus China mitgebracht hatte. Das Fräulein war hoch und schlank gewachsen, von runden, üppigen Formen und hübschen regelmäßigen, aber unendlich geistlosen Zügen. Der Stempel der Gedankenlosigkeit war in denselben deutlich ausgedrückt; ihre etwas dicken Lippen und Wangen, sowie ihr fast allzufreier Blick verriethen einen großen Hang zur Sinnlichkeit. Ueberhaupt fehlte ihrem ganzen Wesen der zarte Hauch weiblicher Anmuth und bescheidener Sittsamkeit.

Sir Edward, der trotz seiner Jugend schon bedeutende und vielfache Erfahrungen im Umgange mit dem schönen Geschlechte sich erworben hatte, bemerkte auf den ersten Blick alle die unvortheilhaften Veränderungen, welche mit Mary Parker seit den zwei Jahren, als er sie nicht mehr gesehen, vor sich gegangen waren. Damals wurde sie noch durch einen Zug kindlicher Unschuld und naiver Herzensgüte verschönert, während jetzt aus ihrem Auge eine ganze Legion schlimmer Eigenschaften sprach und ihre Haltung etwas eckiges und schroffes angenommen hatte.

Der junge Mann würde am liebsten wieder umgekehrt sein. In diesem Augenblicke gedachte er unwillkürlich der armen Amalie; wie unendlich hoch und erhaben stand das Opfer seiner gemeinen Lüste da über dieser vornehmen, moralisch verderbten Zierpuppe, mit der er einen Bund für das ganze Leben eingehen sollte! — Aber er gedachte auch der unliebsamen Eröffnungen, die ihm vor wenigen Stunden durch seinen Oheim geworden waren und er blieb nicht nur, sondern nahte sich mit dem zierlichsten Schritte und der freundlichsten Miene, die ihm nur zu Gebote standen, dem Fräulein. — Er that ebenso erfreut als erstaunt, seine Jugendfreundin hier zu treffen.

„Ach, welch' unverhofftes Glück, Sie schon jetzt begrüßen zu können!“ rief der Falsche und küßte mit Feuer die ihm von Miß Mary dargereichte Hand, welche er gar nicht mehr losließ, „Sie sehen mich en plein parade, um den Herrn Gouverneur, der sonst um diese Stunde hier zu verweilen pflegt, zum officiellen Besuche einer heute Nacht vor Helgoland geankerten französischen Fregatte abzuholen. — Ach, Mary, wie reizend sind Sie geworden seit den

zwei Jahren, in denen ich stets nach Ihrem Anblicke geschmachtet!" — Sir Edward führte nochmals die Hand des Fräuleins an seine Lippen.

„Und Sie, mein lieber Edward!" entgegnete das Fräulein lächelnd, „Sie haben sich gleichfalls nicht zu Ihrem Nachtheile verändert." Dabei betrachtete Mary mit sichtlichem Wohlgefallen die schmucke Gestalt des jungen Officiers, welchen die Parade-Uniform wirklich ganz vortrefflich kleidete.

Eine Phrase gab nun die andere. Wir wollen den Leser mit dem faden Geschwätze der beiden jungen Leute verschonen; mit einem Worte — Sir Edward ging ganz nach dem von seinem Oheim aufgestellten Programme vor, und ehe ein Stündchen verflossen war, konnte Sir Edward, ohne einen abschlägigen Bescheid fürchten zu müssen, direct auf sein Ziel losgehen, nämlich mit seinem Heiratsantrage herausrücken.

Miß Mary that etwas überrascht und verlegen; sie wollte Bedenkzeit und wies auf die Nothwendigkeit hin, daß ihr Vormund, der Earl of Dundonald, seine Einwilligung ertheile.

Sir Edward spielte nun den letzten Trumpf aus. Er wurde stürmisch, leidenschaftlich, ließ seinen Hut zu Boden fallen und Mary's linke Hand ergreifend, flehte er auf den Knieen in glühenden Worten um ihre Gegenliebe, um ihr Jawort.

Miß Mary hatte Mühe, ihre doppelte Freude zu verbergen; doppelt, weil sie nicht nur an Edward Gefallen fand und dessen einstiger Rang ihrem Ehrgeize besser behagte, als die obscuren Freier, die ihrer zu London warteten, sondern auch, weil auf diese Weise die „Folgen von Sommersett" mit dem Mantel der Legitimität bedeckt wurden.

Indeß glaubte Miß Mary, der Form halber noch eine letzte Frage an den heißblutigen jungen Mann stellen zu müssen.

„Mein lieber Edward," sagte sie, einen zärtlichen Blick auf den jungen Mann werfend, der noch immer auf den Knieen lag, „mein lieber Edward, vielleicht reißt Sie nur der Moment hin? Wie kann ich mir schmeicheln, daß Ihr Herz nicht schon längst eine andere Wahl getroffen habe, daß Sie noch durch kein anderes Versprechen gebunden sind?"

„Ich bin frei, völlig frei!" schwur der Meineidige ohne Bedenken und hob die rechte Hand mit feierlicher Miene empor.

„Edward!“ rief jetzt Mary, „Edward! Ich traue Deinen Worten; ich bin die Deinige!“

Mit diesen Worten fiel das Fräulein dem jungen Manne um den Hals, überaus froh, daß endlich dieser Abschluß eintrat, der sie jeder weiteren Zurückhaltung enthob.

Sir Edward erwiderte zwar mit anscheinender Wärme die Umarmung, schnitt aber über Mary's Schulter hinweg eine gräuliche, ingrimmige Fratze; dabei preßte er in seiner stillen Wuth das Fräulein so heftig an sich, daß die überglückliche Braut vor Schmerzen laut aufschrie.

„Ach wie heftig, wie unbändig bist Du in Deiner Liebe!“ rief Miß Mary ganz selig in der argen Selbsttäuschung, in der sie schwebte.

„Bravo, meine Kinder, bravissimo!“ erscholl es, dem Sir Edward zur sehr gelegenen Zeit, durch das Fenster aus dem Garten herein.

Miß Mary schrie erschrocken laut auf und der gepreßte Bräutigam war sehr froh, daß seine aus Haß und Abscheu verzerrten Züge diesem Intermezzo in Rechnung gestellt werden konnten, falls sein überaus verstörtes Wesen dem Fräulein aufgefallen wäre.

Der Earl half aber redlich mit, diesen ersten Act einer Komödie aus der „vornehmen Welt“ regelrecht zum Abschluße zu bringen.

Er trat in den Kiosk ein. Er war ganz einfach gekleidet und in der rechten Hand hielt er eine lange Vogelflinte.

„Nochmals bravo, bravissimo!“ lachte er aus vollem Halse, „Kinderchen, Ihr habt mir soeben eine große freudige Ueberraschung bereitet. Gebe Gott seinen Segen zu diesem Bunde, wie ich ihn Euch gebe aus väterlich wohlwollendem Herzen. Bei Gott! das hätte ich mir doch nicht im Schlafe beikommen lassen, diese hübsche Morgenscene heute so ganz unvermuthet zu erleben. Ich stand im Begriffe durch den Garten hinaus ins Freie mich zu begeben, um ein Paar Möven zu schießen; da höre ich auf einmal hier im Kiosk meinen guten Edward wahrhaft herzzerreißend declamiren; ich schleiche mich an's Fenster und belausche die ganze Affaire. So was erlebt man nicht alle Tage. — Na, Bursche! kannst Du von einem Glück sagen, wirst Du überall einen Neid erregen mit Deiner schönen, liebenswürdigen Braut! Dieser Zwischenfall, meine Kinder, stößt übrigens

meinen ganzen Plan um. Ich wollte hier einige Wochen verbleiben, um die Seebäder zu gebrauchen; ich kann Euch aber nicht zumuthen, Euere Ehe auf dieser erbärmlichen Klippe zu schließen und hier Euere Flitterwochen zu verbringen. Doch was kommt's mir auf ein Opfer an, wenn es für Euch sein muß. — Noch heute Nacht reisen wir nach London zurück. Der Kriegsdampfer „Neptun," der mir als Mitglied der Admiralität zur Verfügung steht, liegt glücklicherweise noch auf der Rhede; ich will sogleich dem Capitän meine Ordres ertheilen. Aber eine Bitte müßt Ihr mir gewähren — haltet ja reinen Mund über Euere Verlobung, sonst sind wir den ganzen Tag bis in die Nacht hinein von Beglückwünschungen und Fragen aller Art belästigt. Selbst den Gouverneur, meinen Vetter, verständigen wir erst von London aus, und nun adieu."

Mit diesen Worten verschwand der Earl. Auch Sir Edward drückte sich unter dem Vorgeben, daß ihn jetzt dienstliche Geschäfte abriefen und er seine Einleitungen zur Abreise in aller Stille treffen müsse. — Er blieb auch wirklich den ganzen Tag über, selbst beim Diner, das im Gouvernements-Gebäude zu Ehren des erlauchten Gastes stattfand, unsichtbar.

Miß Mary eilte, nachdem sich ihr Bräutigam etwas hastig empfohlen hatte, dem Earl nach, welcher auf das Verlangen seiner Mündel, mit ihm zu sprechen, gerechnet haben mochte, denn statt sich an den Strand zu begeben, wo er sein angebliches Jagdvergnügen befriedigen konnte, saß er unweit des Ausganges aus dem Garten nach dem Freien auf einer Steinbank und machte sich mit dem Schlosse seiner Flinte zu thun, dabei laut auf die Nachlässigkeit seines Büchsenspanners schimpfend.

In dieser Situation überraschte ihn Miß Mary, die noch eine für sie sehr fatale und wichtige Angelegenheit auf dem Herzen hatte.

„Ei, was führt Dich hierher?" rief der Earl, den Erstaunten spielend.

„Ach, lieber Vormund," begann Miß Mary in großer Verlegenheit und mit hochgeröthetem Antlitze, „ich hätte vielleicht doch nicht so schnell Sir Edward das Jawort geben sollen!"

„Warum nicht?" entgegnete der Sir Baldwin kopfschüttelnd.

„Ach, ersparen Sie mir doch auf Dinge anzuspielen, welche Ihnen schon so viel Verdruß und mir — Schande bereitet haben!"

„Ich verstehe, ich verstehe!" sagte der Earl im sanften, wohlwollenden Tone, „sei ruhig, meine liebe Mary; von mir soll Edward kein Wort über die Geschichte von Sommersett erfahren, aber auch Du mußt vernünftig sein und Deinen Gemal zu einer langen, mehrjährigen Reise zu bestimmen suchen. Wüßte ich nicht, daß der gute Junge Dich wahrhaft rasend liebt, daß er toller Streiche fähig wäre, wenn er, aus diesen oder jenen Gründen, auf Deine Hand verzichten müßte, bei Gott, ich hätte Euere Heirat — verhindert. Aber die Liebe zu meinem Neffen läßt mich sogar ein kleines Unrecht begehen; „was man nicht weiß, macht Einem nicht heiß," denke ich mir daher und helfe mit zu dem Betruge, welchen Dein Leichtsinn, meine holde Mary, leider unausweichlich gemacht hat. Indeß hoffe ich, ja ich erwarte es mit Zuversicht, daß Du Deine Aufführung bessern und meinem guten Edward eine brave, liebevolle Frau sein wirst Um diesen Preis sei Dir Deine erste, und so viel ich weiß, einzige Verirrung vergeben; willst Du?"

„Ich will es!" schluchzte Miß Mary, die in diesem Augenblicke vielleicht wirklich entschlossen war, ihren schlimmen leichtfertigen Neigungen für immer zu entsagen.

„Nun, dann kehre vollkommen beruhigt nach dem Garten zurück," sagte der Earl und pätschelte seiner Mündel freundlich beide Wangen.

Miß Mary küßte ihrem Vormund zärtlich und gerührt die Hand; dann eilte sie erleichterten Herzens nach dem Kiosk zurück, in welchem sie verblieb, bis sie zum Diner durch einen Diener des Gouverneurs entboten wurde.

Sehr befriedigt mit sich selbst und dem erzielten Erfolge, begab sich der Earl, ein Liedchen summend, von seiner Mündel hinweg, jetzt wirklich auf die Vogeljagd. Nach dem so gelungenen ersten Acte der von ihm arrangirten Komödie „aus der vornehmen Welt" zweifelte der gewissenlose, nur durch die Motive des Egoismus geleitete Regisseur keinen Augenblick, daß die ganze Farce bis zu Ende den Charakter eines Lustspieles beibehalten werde. — Die Erwägung, daß Handlung und Personen vielmehr ganz dazu angethan waren, zu einer furchtbaren Familien-Tragödie überreichen Stoff zu liefern, kam dem leichtfertigen, genuß- und ehrsüchtigen alten Bonvivant nicht im mindesten in den Sinn. — Die zwanzigtausend Pfund Rente, der glänzende Titel der Dundonald's, die erbliche Pairswürde waren durch

den ausgeführten Coup für ihn und seinen Erben, Sir Edward, jetzt gerettet und gesichert. — Alles andere, selbst die wahre Ehre, die innere Zufriedenheit schien ihm dem gegenüber, was auf dem Spiele gestanden, rein nebensächlich. — Er war eben vor Allem ein Sproße, ein Mitglied der „vornehmen Welt“, deren wechselnde, blos den äußeren Menschen berührenden Anschauungen und Satzungen ihm weit mehr galten, als die unabänderlichen ewigen Gesetze des physischen und ethischen Kosmos.

Sechstes Capitel.

Enttäuschungen.

Die Ankunft und Abreise Sir Baldwin's auf Helgoland waren derart in aller Stille vor sich gegangen, daß selbst die Badegäste, welche, von verzweifelter Langeweile geplagt, auch die geringste Gelegenheit zu einem Tratsche gewiß mit Begierde ergreifen, von dem kurzem Aufenthalte einer so wichtigen und interessanten Persönlichkeit auf der „rothen Klippe", gleich der des Earl of Dundonald, erst nach einer vollen Woche durch die aus London angekommenen Blätter Kenntniß erhielten.

Auch Sir Edward verschwand von Helgoland in so wenig auffälliger Weise, daß man den jungen, eleganten Mann erst nach einigen Tagen in den Zirkeln der vornehmeren Badegäste zu vermissen begann; einige der Herren und Damen, deren flüchtige Bekanntschaft er im Seebade und am Spieltische gemacht, hielten endlich in dem Gouvernements-Gebäude Nachfrage, weil man Sir Edward krank vermuthete.

Letztere Ansicht theilte auch die arme Amalie. Als sie durch drei volle Tage nach ihrem nächtlichen Stelldichein Sir Edward nicht mehr zu Gesicht bekam, pflegte er doch sonst mehrmals des Tages an dem Fenster ihrer Wohnung vorbeizukommen, entsendete sie die kleine Else auf Kundschaft. Einer der Bedienten des Gouverneurs, an den sich das Kind gewendet, wußte nur die Auskunft zu geben, daß der junge Sir plötzlich von Seiner Excellenz, dem Herrn Gouverneur, nach London gesendet worden sei.

Darin lag wohl an und für sich nichts Befremdendes und Beunruhigendes; nichtsdestoweniger verursachte diese Nachricht dem Fräulein Westenholz großes Bangen, ja eine derartige Angst, daß sie sich Tags darauf selbst in das Palais begab, eigentlich nur in der Absicht, etwas über den Termin der Rückkehr Sir Edward's zu erfahren.

Sie kam dort gerade an, als mehrere Kisten und Koffer, sämmtlich mit Sir Edward's Adresse versehen, von dem Haushofmeister des Gouverneurs mehreren Lastträgern zur Beförderung auf ein zur Fahrt nach London vor Anker liegendes Schiff übergeben wurden.

Das bedauernswürdige Mädchen erschrack jetzt heftig; was sollte es bedeuten, daß Sir Edward es nicht für gut befand ihr wenigstens mit ein paar Zeilen von seiner längeren Abwesenheit Nachricht zu geben? Offenbar kehrte er nicht sobald oder vielleicht gar nicht mehr auf die „rothe Klippe" zurück, denn wozu sonst die vollständige Nachsendung seines Gepäckes? —

Amalie wollte, mußte Gewißheit haben. Sie näherte sich dem Haushofmeister, welchen sie schon länger kannte, weil sie durch ihn sämmtliche Näharbeiten, die im Haushalte des Gouverneurs vorkamen, erhalten hatte.

Der Haushofmeister war ein etwas wortkarger und steifer Mann, aber keineswegs unhöflich oder bösartig. — Er erwiderte artig Fräulein Westenholz's Gruß und Frage. — Zum Glücke waren Master Brown's Gedanken gerade mit so vielerlei anderen und pressanten Dingen beschäftigt, daß ihm das Zittern und die Unsicherheit in des Fräuleins Haltung und Stimme gar nicht auffiel.

„Sir Edward," entgegnete er kurz, „wird nicht sobald wieder nach Helgoland kommen. Sie fragen gewiß wegen der neuen Hemden, die Sie noch für ihn in Arbeit haben. Liefern Sie selbe, wie bisher, mir ab und wie gewöhnlich werde ich Ihre Rechnung hierfür begleichen. Wenn Sie indeß diese Sachen binnen acht Tagen in's Reine bringen, so ist's mir lieb; jetzt weiß ich noch wohin ich Sir Edward Alles nachsenden kann; später wird dies schon schwieriger sein." —

„Warum?" preßte Amalie aus beklommener Brust und einer Ohnmacht nahe.

„Ja so!" sagte Master Brown, mit der Hand nach der Stirne fahrend, „wie, sollten Sie auch wissen, daß Sir Edward zur Stunde

in London seine Hochzeit bereits gefeiert haben dürfte und dann für ein paar Jahre mit seiner jungen Frau eine Reise durch die ganze Welt antreten wird? — Doch — das interessirt Sie gewiß ganz und gar nicht; also wie gesagt, stechen Sie die nächsten Tage hindurch recht fleißig darauf los; Gott befohlen, mein liebes Kind!" —

Der Haushofmeister entfernte sich rasch, ohne einen Blick auf Amalie zu werfen, welche völlig vernichtet dastand; nur der Gedanke, den sie sich selbst einredete, daß sie nicht recht gehört oder Master Brown sich einen schlechten Spaß mit ihr erlaubt habe, hielt sie noch aufrecht und ferne von der Grenze des Wahnsinnes, der ihre fieberhaft arbeitenden Gehirnnerven zu erfassen drohte. — Ihr Herz pochte hörbar; ihr Mund zuckte convulsivisch, aber die Zunge war gelähmt, ihre Kehle zugeschnürt und ihrer Brust, welche zu zerspringen drohte, vermochte sich kein Laut zu entringen.

Mehrere Minuten lang blieb die Arme wie angewurzelt auf der Stelle stehen, wo sie des Haushofmeisters entsetzliche Kunde vernommen hatte. Ihr erbarmungswürdiger Zustand blieb glücklicherweise ohne Zeugen. Die Träger hatten sich mit ihren Lasten schon längst entfernt und die breite Einfahrtshalle des Gouvernements-Gebäudes, in der sie sich befand, war jetzt menschenleer.

„Es ist nicht möglich, nicht möglich!" lallte endlich Amalie vor sich hin und taumelnd trat sie den Rückweg nach Hause an, jedoch nicht durch die Straße, welche sie gekommen war, sondern rückwärts der Häuserreihen, wo sie sicher sein konnte, keinem Menschen zu begegnen. Ihr Anblick mußte furchtbar ergreifend sein, denn als sie zu Hause in das große Zimmer wankte, wo ihre Mutter und ihr Bruder bereits am Tische saßen und nun ihrer Ankunft harrten, um die dampfende Mittagssuppe zu genießen, schrieen Frau Westenholz und Robert laut auf. Dieser fing seine Schwester, deren Kräfte in dem Momente, wo sie sich auf einen Stuhl fallen lassen wollte, zu Ende gingen, mit starkem Arme auf.

„Ach, Amalie, was ist Dir begegnet?!" riefen Mutter und Bruder; aber die Unglückliche hörte sie nicht mehr; eine tiefe Ohnmacht umfing ihre Sinne. — Erst nach einer guten halben Stunde gelang es, das Mädchen wieder zu sich zu bringen. Frau Rottenbaum und die kleine Else wurden inzwischen herbeigeholt, um die Pflege der Kranken zu besorgen; Frau Westenholz war natürlich zu schwach,

zu leidend, während gegen Robert's alleinige Hilfeleistung selbstverständlich Gründe der Schicklichkeit sprachen.

Frau Rottenbaum war wohl die einzige Person auf ganz Helgoland, welche in der ganzen Sache klar sah, aber sie hütete sich, des Briefwechsels, der zwischen dem Fräulein Westenholz und dem schmucken Sir Edward stattgefunden, gegen Amalien's Mutter oder Bruder zu erwähnen. Es war ihr vielmehr sehr lieb, daß Frau Westenholz in Folge des ausgestandenen Schreckens ihr Lager aufsuchen mußte und Robert und Else abwechselnd bei der alten Frau die ganze Zeit bis zum Abend verbrachten.

Aber auch das arme, so bitter enttäuschte Mädchen war herzlich froh, auf diese Weise des Umganges mit Mutter und Bruder für den Augenblick enthoben zu sein. Amalie konnte sich gegen Frau Rottenbaum aussprechen, ausweinen, und dies verschaffte ihr eine unendliche Erleichterung, so daß sie, als die Sonne dieses für sie so entsetzlichen Tages endlich unterging, sich im Stande fühlte, im großen Zimmer mit Robert und ihrer Mutter, die sich gleichfalls etwas erholt hatte, wieder zusammenzutreffen.

Es darf uns nicht befremden, daß Amalie den eigentlichen Grund, durch den sie in diesen jammervollen Zustand versetzt worden war, sorgfältig verschwieg, dagegen, wie sie mit Frau Rottenbaum verabredet hatte, eine rein physische Ursache vorgab. Sie behauptete, daß sie heute Vormittags einige Schnittchen einer Wurst genossen habe, die wahrscheinlich irgend einen schädlichen Stoff enthielt, weil sie bald darauf Uebelkeiten verspürte und dies sie auch veranlaßt hätte, auf einer kleinen Promenade Erleichterung zu suchen. — Dem Wunsche Robert's und der alten Frau, vorsichtshalber dennoch einen Arzt zu rufen, um damit etwaigen schlimmen Folgen vorzubeugen, trat Amalie mit aller Entschiedenheit entgegen; um zu beweisen, wie gesund sie bereits sei, würgte sie ihren Theil an dem Abendbrote hinab und trank, zum Erstaunen Aller, sogar rasch nacheinander zwei Gläschen des köstlichen Malaga, dessen wir bereits als eines Geschenkes von Robert's angehofftem Schwiegervater erwähnten.

Fräulein Westenholz wurde durch dieses ungewohnte, überaus starke Getränke so angegriffen, daß sie von Frau Rottenbaum bald zu Bette gebracht werden mußte. — Eine wohlthuende Betäubung umfing Amalie; sie lag in ihr bis zum Morgen dahin, so

daß auch ihre Wärterin, die doch auf eine sehr schlimme Nacht gefaßt war, einer vorzüglichen und ungestörten Ruhe sich erfreuen konnte.

Als Fräulein Westenholz am folgenden Morgen bei ruhigerem Blute über ihre Lage nachdachte, stritten in ihr zwei Entschlüsse um die Oberhand. Dem einen zu Folge wollte sie Mutter und Bruder Alles bekennen und nur mit deren Wissen und Zustimmung weiters handeln. Nachdem Sir Edward die Insel verlassen hatte, durfte sie ja nicht besorgen, daß ihr Bruder in einem Anfalle des Jähzornes an ihrem Verführer eine etwa zu weit gehende Genugthuung vollziehe; die arme Thörin liebte nemlich noch immer Sir Edward und vermochte den Gedanken, daß ihm ein ernstliches Leid begegnen könnte, noch dazu durch ihr unmittelbares Hinzuthun, nicht zu ertragen. Aber — wie würde wohl ihre Mutter, ihre innigst verehrte Mutter die fürchterliche Enttäuschung aufnehmen? Die alte Frau, die ihre Tochter bisher als den Tugendspiegel von ganz Helgoland betrachtet hatte, mußte durch die Kunde von der Schmach ihres fast vergötterten Kindes niedergeschmettert werden, wie von zehntausend Donnerkeilen. Amalien's Haare sträubten sich bei dem Gedanken, daß die gute, glaubensselige alte Frau in dem Augenblicke, wo sie die volle Wahrheit erfuhr, todt niederstürzen könnte.

„Ich die Mörderin meiner eigenen Mutter?!“ jammerte das arme Mädchen im Stillen vor sich, „ich, ich sollte der hinfälligen Greisin, die ja ohnehin nur mehr kaum drei Monate zu leben hat, diese wenigen Tage vergällen? Nein, nein, das bin ich nicht im Stande! So will ich denn also zum Schweigen meine Zuflucht nehmen und die Dinge werden lassen, wie ich sie nicht ändern kann! Ach, freilich werde ich dabei manchmal auch zur Lüge greifen müssen, zur Lüge, die ich bisher so sehr, so bitter gehaßt habe! Mein Gott, wie tief ließest du mich sinken, daß ich bereits im Stande bin, mich mit diesem Gedanken vertraut zu machen! — — — Ach wie elend bin ich doch! Ich fühle, daß ich einem Abgrund zueile und dennoch, dennoch lasse ich mich fortreißen von jener falschen Scham, die schon so oft die Mutter der entsetzlichsten Verbrechen gewesen ist! Nun gut — wenn ich es schon über mein Herz nicht bringen kann, die liebe Mutter bis in den Tod zu betrüben, so will ich wenigstens Robert zum Vertrauten meines Geheimnisses machen. Ja, so sei es.“

Amalie gedachte ihren Bruder zu einer Spazierfahrt nach dem

Diner einzuladen. Während Robert die Ruder handhabte, wollte sie ihm Alles bekennen. Gerieth der junge Manne in Extase, so gab es wenigstens keinen Zeugen und zudem war er gezwungen, in dem kleinen Boote seinen Zorn zu mäßigen. Fräulein Westenholz besaß also, wie wir sehen, auch ihren gehörigen Antheil an jener unergründlichen List und Schlauheit, welche dem weiblichen Geschlecht in kritischen Lagen immer zu Gebote stehen.

Sie zog sich daher zum Ausgehen an. Robert ward jede Minute zurückerwartet, da die Mittagsstunde bereits geschlagen hatte und die Suppe schon auf dem Tische stand. Amalie hatte Frau Rottenbaum für den ganzen Nachmittag zu ihrer Mutter entboten, denn sie wollte nicht eher nach Hause zurückkehren, bis Robert sich nicht soweit beruhigt haben würde, um nicht etwa unwillkürlich das ihm anvertraute Geheimniß gegenüber der alten Frau zu verrathen.

Das Schicksal hatte es jedoch anders beschlossen. Robert erschien zwar alsbald, aber in sehr mürrischer Laune. Er trug ein offenes Schreiben in der Hand, das er, ohne ein Wort zu sprechen, auf den Tisch legte. Seine Schwester griff nach dem Papier und auf einen Wink ihrer Mutter, welche inzwischen gleichfalls im Speisesaal erschienen war, las sie laut Folgendes vor:

„Herrn Robert Westenholz,
Premier-Lieutenant, derzeit
auf Helgoland.

Hamburg, den 2. Juli 1847.

Im Auftrage der Herren Chefs unserer Firma beehre ich mich Sie zu verständigen, daß unser Reiseplan in Folge eingetretener merkantilischer Verhältnisse völlig abgeändert worden ist. Die Fahrt der „Bertha“ nach England ist aufgegeben. Wir verladen bereits über Hals und Kopf volle Fracht nach New-Orleans und werden wir die Anker sobald als nur möglich lichten, nämlich wahrscheinlich schon in fünf, längstens sechs Tagen. — Daß Ihr Urlaub abgebrochen werden muß, ist selbstverständlich, und lade ich Sie ein, auf das Schnellste nach Hamburg zu kommen, da ich Ihrer Mitwirkung dringend bedarf. Benützen Sie also zuverlässig den morgen von Helgoland nach Hamburg zurückkehrenden Dampfer.

Schließlich ersuche ich Sie, unseren lieben und braven Steuermann Fritz Hemsen zu verständigen, daß sein mit der letzten Post

an die Gebrüder Schottenheim gerichtetes Anerbieten, wieder auf unserem schönen Dreimaster in Dienst zu treten, mit tausend Freuden angenommen wurde. Bringen Sie also den wackeren Fritz gleich mit; auch er wird alle Hände voll zu thun bekommen, denn unsere Fahrt nach New-Orleans ist eine Concurrenzfahrt, bei welcher unsere Firma 20.000 Pfund gewinnen oder verlieren kann, je nachdem wir an unserem Bestimmungsorte um einen Tag früher oder später anlangen, als die „Möve", welche ganz mit demselben Artikel beladen, ein rivalisirendes Haus in Lübeck bereits in die See stechen ließ. Nachdem unsere Concurrentin zur Stunde schon den Belt passiren dürfte, so haben wir wahrlich allen Aufwand an Seemannskunst nothwendig, um den nöthigen Vorsprung zu gewinnen.

Sie und die Ihrigen herzlichst grüßend, verbleibe ich

Ihr ganz ergebenster

Hermann Treske,

Capitän."

Die alte Frau ließ betrübt das Haupt sinken und eine Thräne fiel in ihren Schooß. Der Abschied, der letzte Abschied von ihrem Sohne war also in völlig unerwarteter Weise auf wenige Stunden nahe gerückt, während sie noch auf volle acht Tage gerechnet hatte. Sie bezwang sich aber mit dem edlen Heroismus ihrer jeder Aufopferung, jeder Leistung fähigen Mutterliebe und lispelte:

„Wie lange wird es wohl dauern, bis Du auf Helgoland zurückkehrst?"

„Vor acht bis neun Monaten keinenfalls," entgegnete Robert verdrießlich und betrübt, „aller Wahrscheinlichkeit nach werden wir irgend eine Rückfracht mit Umwegen einzunehmen haben; ich kenne dies und kann es streng genommen unseren Rhedern auch nicht verargen."

„Acht bis neun Monate!" murmelte Amalie vor sich und unwillkürlich seufzte sie tieferleichtert auf.

„Acht bis neun Monate!" sprach Frau Westenholz leise, aber von ganz anderen Gefühlen bewegt als ihre Tochter.

Der junge Mann achtete indeß nicht auf Mutter und Schwester; er war zu sehr mit seinen eigenen, verdrießlichen Gedanken beschäftigt. Lautlos wurde das frugale Mahl eingenommen, dann langte Robert nach dem Briefe und unwirsch mit der Faust in den Tisch schlagend, rief er:

„Möchte doch wissen, welcher Satan in den „schwarzen Fritz“ gefahren ist. Nicht ein einzigesmal hat er sich hier in diesem Hause sehen lassen, ja wortbrüchig, ein Lump ist er geworden. Statt am Tage nach unserer Ankunft auf Helgoland seine Aufwartung zu machen und um Amalien's Hand anzuhalten, treibt er sich seitdem in allen Kneipen herum und trinkt und spielt, daß kein ehrlicher Helgoländer ihn je mehr als seinen Landsmann anerkennen wird. Ich hätte beinahe Lust, ihn gar nicht nach Hamburg mitzunehmen; nur der Gedanke, daß er hier ganz zu Grunde gehen könnte, während die Disciplin am Bord wieder einen braven Burschen aus ihm machen dürfte, bestimmt mich anders. Eines steht aber fest — Deine Hand, Amalie, bekommt er nicht mehr; jetzt würde ich selbst dagegen Einsprache erheben, wenn auch Du wolltest. Er ist offenbar anderen Sinnes geworden, er verschmäht Dich, und beim Himmel, Niemand soll der Witwe Westenholz nachsagen, daß sie ihre Tochter Jemand auf den Hals geworfen; nicht wahr, lieb' Mütterchen!?“ —

„Ich pflichte Dir vollkommen bei, mein theurer Sohn,“ entgegnete Frau Westenholz sehr ernst, „wir waren auf seinen Besuch vorbereitet, wir erwarteten ihn, Fritz aber ließ sich die Unart zu Schulden kommen, nicht nur wegzubleiben, sondern auch jede nachträgliche Entschuldigung zu unterlassen.“

„Ich kann mich also des Fritz Hemsen völlig entledigt betrachten?“ frug Amalie hochklopfenden Herzens.

„Vollkommen,“ entgegnete Robert mit Bestimmtheit, „wenn der Bursche die Frechheit hätte, nach seinem mehrtägigen, ihn für immer brandmarkenden Luderleben auf Helgoland je wieder zu Dir seine Augen zu erheben, prügle ich ihn mit dem nächstbesten Tauende halbtodt — auf Seemannswort!“

Robert stand auf und langte nach dem Hute.

„Ich muß jetzt Fritz aufsuchen,“ sagte er, sich zum Weggehen anschickend, „oder besser, ich werde einen der Bootsleute damit betrauen, denn die Häuser, in welchen der sonst so solide und brave Bursche zu finden sein wird, kann ich wohl meinen Fuß nicht setzen. Malchen, sei so gut, indessen meine Wäsche in Bereitschaft zu richten und überhaupt meine beiden Reisesäcke zu stopfen, so daß ich mich darum nicht weiter zu sorgen brauche. Der Dampfer nach Hamburg geht um zehn Uhr Nachts ab; bis dahin sind freilich noch viele Stunden; aber die Zeit wird furchtbar rasch entschwinden. Anstands-

halber muß ich auch von einigen unserer ältesten Bekannten Abschied nehmen, obwohl ich am liebsten keine Minute von Euch wiche. Indessen will ich's kurz und fix machen; bis vier Uhr bin ich längstens wieder bei Euch, darauf verlaßt Euch."

Der Riese küßte flüchtig Mutter und Schwester und eilte sodann fort.

Die Mühe, den ersten Steuermann der „Bertha" aufzusuchen, blieb ihm erspart. Als er vom Oberlande nach dem Unterlande sich begeben wollte, kam eben der „schwarze Fritz" die breite und hohe Freitreppe herauf.

Robert setzte seinen Weg hinab nach dem Strande fort, als er seinem einstigen Jugendfreunde in ziemlich kurz angebundener Weise und mit dem Ausdruck schlecht verhehlter Verachtung in Miene und Stimme bedeutet hatte, sich zur Abfahrt nach Hamburg heute Abends rechtzeitig auf dem Dampfschiffe einzufinden.

Robert hatte außerdem ganz und gar den Vorgesetzten herausgekehrt und dadurch dem „schwarzen Fritz" jede Möglichkeit einer freundschaftlichen Erörterung abgeschnitten. Er titulirte sogar zum erstenmale in seinem Leben den jungen Hemsen mit Sie, statt des trauten Du, das Beide bis zu dieser Stunde von der ersten Jugend auf gewechselt hatten.

Dem „schwarzen Fritz," der kein einziges Wort gesprochen, sondern den barschen Befehl seines Premier-Lieutenant blos durch einem Griff an den breiten Matrosenhut als verstanden bestätigt hatte, traten die Thränen in die Augen und er blickte dem die Treppe hastig hinabstürzenden verlornen Jugendfreunde mit unbeschreiblicher Wehmuth nach. Dann setzte er den Weg in der Richtung nach dem Westenholz'schen Hause fort.

Fritz Hemsen, ob seiner pechschwarzen Haare und Augenbrauen von Kindheit an auf Helgoland der „schwarze Fritz" genannt, war ein hübscher, wohlgewachsener, aber etwas schmächtiger junger Mann, genau desselben Alters wie Robert. Auch sein Vater war „Rathsmann", also Mitregent der „rothen Klippe" gewesen, und die beiden Familien Westenholz und Hemsen cultivirten eine innige, nie einen Augenblick getrübte Freundschaft, welche auf die einzigen männlichen Sprossen, Robert und Friedrich, im vollsten Maße überging. Fritzen's Mutter war eine Südländerin gewesen; von ihr hatte der Knabe die Haare und den dunklen Teint ererbt,

aber auch nur diese Aeußerlichkeiten; dem Temperamente, dem Charakter nach war er ganz Helgoländer und versprach noch viel sanfter und gutmüthiger zu werden, als Jakob Hemsen, dem seine Amtscollegen sehr oft etwas mehr Energie und weniger Weichherzigkeit zu wünschen Gelegenheit hatten. Die allzu große Herzensgüte des Jakob Hemsen war auch in der That Ursache, daß es nach dem in Fritzens fünften Jahre erfolgten Tode seiner geliebten Arabella mit seinem kleinen Vermögen rasch abwärts ging. Ganz verarmt starb der Rathsmann, und Frau Westenholz nahm sich nun des zehnjährigen Fritz an; obwohl, wie wir schon bemerkten, die Witwe nur über ein bescheidenes Vermögen gebot, ließ sie doch dem jungen Hemsen genau dieselbe Erziehung angedeihen, wie ihrem eigenen Sohne. Während aber Robert in geistiger wie leiblicher Beziehung in wahrhaft riesigen Dimensionen gedieh, blieb der „schwarze Fritz" ungeachtet seines Lerneifers aus Mangel an besonderen Talenten weit hinter seinem Jugendfreunde zurück. Dabei besaß der junge Hemsen auch gar keinen Ehrgeiz; er hegte nie den Wunsch, Offizier zu werden; er war zufrieden, daß er als Steuermann auf demselben Schiffe, wo Robert diente, ein Plätzchen finden gekonnt, das er übrigens mit mustergiltiger Gewissenhaftigkeit jederzeit auszufüllen trachtete. Uebrigens glich der „schwarze Fritz" auch darin seinem Vater, daß er für das ganze Schifffahrtswesen nie eine besondere Passion an den Tag legte. Er wurde Matrose, weil man ihn nichts anderes werden ließ und er auch, angesichts der sein Schicksal bestimmenden Verhältnisse, füglich keine andere Laufbahn ergreifen konnte.

Seine Leidenschaft wäre das eigentliche Handelsfach gewesen; aber der jedem Helgoländer angeborne Sinn nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit gipfelte bei ihm in der angedeuteten Richtung in dem Wunsche, irgend einen kleinen Kaufladen, möge derselbe noch so bescheiden sein und auch nur geringes Erträgniß abwerfen, als eigener Herr zu betreiben. — Als Commis, und zwar als gut besoldeter, würde er leicht einen Posten gefunden haben, selbst bei den Gebrüdern Schottenheim, die, wie alle Welt, den bescheidenen, rechtlichen, überaus gefälligen und diensteifrigen jungen Mann sehr hoch schätzten und in ihrem großartigen Geschäfte für den „schwarzen Fritz" gewiß über zehn passende Plätzchen zu verfügen hatten.

Da begünstigte den jungen Hemsen plötzlich das Glück auf

eine ihm ganz unverhoffte Weise. Eine Verwandte in Bremen, die man allgemein für sehr arm gehalten hatte, bezog sie doch schon seit fünfzehn Jahren aus dem Stadtsäckel das Armengeld, war zu Anfang 1847 verstorben; ihre Verlassenschaft betrug zum allgemeinen Erstaunen über 2000 Thaler in Silber, die man in ihrem Bettsacke nebst einem rechtsgiltigen Testamente, wodurch Friedrich Hemsen zum Erben eingesetzt wurde, nach dem Tode der alten Knickerin vorfand.

Jetzt näherte sich der gute Junge dem Ziele seiner sehnlichsten Wünsche. Er gedachte auf die theure heimatliche Klippe zurückzukehren, dort eine Krämerei einzurichten und — zu heiraten. Er eröffnete seinem Jugendfreunde, daß er für Amalie Westenholz schon seit einigen Jahren in geheimer aber heftiger Liebe entbrannt sei; er bat um des Bruders Vorwort. — Robert ward von dieser Mittheilung im hohen Grade entzückt; nach seiner Ansicht konnte sich Amalie zu einem solchen Freier, der es mit der Zeit durch Fleiß, Redlichkeit und Sparsamkeit gewiß zum wohlhabenden und angesehenen Manne brachte, nur gratuliren. Er hielt diese Sache für abgemacht, weil Amalie, mit welcher er vor drei Jahren auf die Eventualität ihrer Verheiratung mit dem „schwarzen Fritz" im Scherze zu sprechen kam, lächelnd zugestimmt hatte, während Mütterchen die Sache wirklich ganz ernsthaft nahm und ihrer Tochter förmlich vordemonstrirte, daß sie Gott danken müßte, einen so braven Burschen, wie der Fritz Hemsen, dereinst zum Manne zu bekommen. — Indeß faßte Frau Westenholz ihres Sohnes Worte betreff des „schwarzen Fritz" und Amalien's späterhin selbst nur als einen Scherz auf, weil der junge Mann damals gar keine Aussicht besaß, sobald in den Besitz eines zur anständigen Ernährung einer Familie hinreichenden Einkommens zu gelangen.

Doch — sehen wir uns wieder nach Fräulein Westenholz um Amalie fühlte sich wie von einem schweren Alpe befreit. Die Mittheilung ihres Geheimnisses an Robert war durch seine plötzliche Abreise und sein voraussichtlich langes Fernbleiben von Helgoland überflüssig geworden.

„Die arme gute Mutter", dachte das Mädchen in seiner namenlosen Seelenangst, „die arme gute Mutter wird in zwei bis drei Monaten in das bessere Leben eingegangen sein, ohne um meine Schande erfahren zu haben. Ich verlasse sodann Helgoland. Ich

besitze einige hundert Thaler baar und verstehe mit der Arbeit umzugehen. Ich bin also in der Fremde keineswegs bitterer Noth ausgesetzt, und im äußersten Falle kann ich ja die Hälfte dieses Häuschens mit einer Schuld belasten, ohne Robert's Ansprüche zu schädigen. Am Ende bin ich eine Närrin, mich allzusehr zu ängstigen. Ich werde gewiß im Stande sein, mir und meinem Kinde eine anständige Existenz zu gründen, wenn ich auch nun und nimmer hoffen darf, je wahrhaft glücklich zu werden!"

Die weiteren Betrachtungen Amalien's wurden durch den Eintritt der kleinen Else unterbrochen, welche mit geschäftiger und wichtigthuerischer Miene in's Zimmer huschte.

Das kluge Kind zischelte dem Fräulein nur die paar Worte in's Ohr, daß es sogleich zu Mutter Rottenbaum hinüberkommen möge, es wünsche dort Jemand mit ihr zu sprechen.

Ehe Amalie noch eine weitere Frage stellen konnte, war der kleine Kobold wieder verschwunden.

„Himmel!" rief Amalie in freudige Aufregung gerathend, „wenn Edward mir einen Boten gesendet hätte?! Wer sonst sollte mich auch auf so geheimnißvolle Weise zu sprechen wünschen?" —

In fieberhafter Erwartung eilte Amalie in das Nachbarhaus. Hier fand sie sich aber sehr enttäuscht, so sehr, daß sie einen zornigen Blick der Frau Rottenbaum zuwarf, welche sich anfänglich in eine Ecke des Kämmerleins gedrückt hatte, jetzt aber mit Else rasch durch die Thüre entschlüpfte, bevor das Fräulein Zeit gewann, ihrem Unmuthe auch Worte zu leihen, als es vor sich den „schwarzen Fritz" gewahrte.

Der junge Mann stand ganz verlegen da; sein Blick haftete scheu auf dem Boden; seine Haltung sowie Miene verriethen ein Gemisch von Scham, Reue und völliger Blasirtheit. — Mehrmals öffnete er den Mund, um zu sprechen, aber die Stimme versagte ihm.

„Wie konnten Sie es wagen, mich hierher zu bescheiden?" begann endlich Amalie strengen Tones.

Als der „schwarze Fritz" die Stimme des Fräuleins vernahm, zuckte er convulsivisch am ganzen Leibe und eine Fluth von Thränen stürzte über seine wettergebräunten Wangen herab. Sein Seelenschmerz war so ungeheuer, so ungekünstelt, daß Amalien's Unwille wahrem Mitleiden Platz machte und sie ihre frühere Härte bereute.

„Sprechen Sie, Herr Hemsen!" fuhr sie mit weicher Stimme

fort, „sagen Sie rund heraus, was auf Ihrem Herzer lastet. — Mein Bruder hat mir bereits angedeutet, daß Sie, zum Erstaunen Aller, die Sie bisher als einen so ordentlichen und gesitteten jungen Mann kannten, Ihren jetzigen Aufenthalt auf Helgoland leider nur dazu benutzt haben, sich für immer die Achtung unserer Landsleute zu verscherzen. Sie bereuen offenbar Ihr schmähliches Treiben in den letzten Tagen — nehmen Sie, wenn Ihnen damit gedient ist, meine Versicherung entgegen, daß ich Ihnen verzeihe."

„Oh Gott, oh Gott!" rief der „schwarze Fritz", die Hände ringend, „wenn es nur allein Reue und Zerknirschung über meine Schmach wäre, die mir den Busen zerfleischen!"

„Was wollen Sie damit sagen?!" entgegnete Amalie etwas betroffen.

„Ich bin kein Schönredner," stöhnte der junge Mann, seine schwarzen Kopfhaare in wilder Verzweiflung raufend, „aber lassen Sie mich kurz sein und wahr! Sie, Sie Amalie haben mich zum Abscheu aller ehrlichen Helgoländer für immer gemacht! Ja Sie, Sie sind die Ursache, daß ich mich, Gott verfluchend und die Hölle zum Beistande anrufend, dem Spiele, dem Trunke, ja sogar liederlichen Dirnen in die Arme geworfen habe; Sie, Sie allein haben meine zeitliche und ewige Verdammniß auf dem Gewissen, denn für mich gibt es keine Menschen mehr auf dieser Erdenrunde! Nur elende, satanische Fratzen grinsen mich höhnend an und verlachen meine dumme Einfalt, die an weibliche Tugend geglaubt! Es muß heraus! Amalie! Ich habe Sie rasend geliebt, Sie waren der Himmel meines Herzens, die Sonne meines Geistes, der Leitstern aller meiner Handlungen, und nie, nie konnte auch nur der Hauch eines Unrechtes meinen Busen vergiften, denn ich dachte ja stets nur an Sie, an Sie, die Sie mir als die Krone der Schöpfung, als das Ideal aller Ideale galten. Dies aber ist vorbei, für immer vorbei!"

„Ich verstehe Sie nicht, Sie rasen!" preßte Fräulein Westenholz am ganzen Leibe zitternd und bis in den Mund erblassend.

„Sie wollen mich nicht verstehen!" schrie der „schwarze Fritz", im Paroxysmus seiner Leidenschaft alle Rücksichten vergessend, „ja ich bin rasend, Sie haben Recht, ich bin es! Herunter mit Deiner Tugendmaske, Du Heuchlerin! Höre und zittere — ich habe Dich mit Deinem Buhlen belauscht; kein einziges Euerer Worte

entging mir! Ha, ha, ha! Eine herrliche Ueberraschung, die ich am Tage meiner Ankunft auf Helgoland erlebte!"

Fräulein Westenholz stieß einen gellenden Schrei aus und sank ohnmächtig auf einen Stuhl nieder.

Dieser Schrei und Amalien's Todtenblässe brachten den „schwarzen Fritz" wieder zu sich. Er erschrak heftig über die Folgen seines zügellosen Benehmens.

„Himmel!" rief er jammernd fiel in die Knie und bedeckte Amalien's eiskalte Hände und Stirne mit unzähligen Küssen. „Himmel! du bist mein Zeuge, daß ich von ihr nur Abschied nehmen wollte auf Nimmerwiedersehen; oh, unselige Leidenschaft. Du hast meine Zunge gelöst, die ewig stumm bleiben sollte! Ach, wie sehr täusche ich mich über mich selbst! Ich glaubte Amalie zu hassen — und doch, doch liebe ich sie noch immer, sie die schöne Sünderin!"

Der „schwarze Fritz" betrachtete mit glühenden Augen das in seiner Ohnmacht so reizende Wesen, das er in seinen Armen hielt. Ein schlimmer Gedanke durchzuckte sein durch die Orgien der letzten Tage aufgeregtes Gehirn. Aber bald gewann die Vernunft wieder in ihm die Oberhand.

„Pfui," rief er schaudernd vor sich hin, „ich bin zwar tief gesunken in einer kurzen Spanne Zeit, aber, Gott sei Dank, noch ist mir so viel Erinnerung an mein früheres inneres Glück geblieben, daß ich jetzt von der Verworfenheit zurückbebe, die ich einen Augenblick lang im Sinne hatte. Dafür will ich mich selbst bestrafen, furchtbar bestrafen! Aber vor Allem muß ich das arme Kind in's volle Bewußtsein zurückrufen."

Der junge Hemsen langte nach dem Wasserkruge und ließ auf Amalien's Stirne und Busen das kühle Naß träufeln. Fräulein Westenholz schlug auch bald die Augen auf; als sich aber ihre Sinne wieder gesammelt hatten, bedeckte sie ihr vor Scham erglühendes Antlitz mit beiden Händen.

Der „schwarze Fritz" zog sich ein paar Schritte von ihr zurück; tiefes Schweigen begann im Gemache zu herrschen, nur zeitweise unterbrochen von dem schlecht unterdrückten Schluchzen des Mädchens und mehreren tiefen Seufzern des jungen Hemsen, der endlich mit weicher, sanfter Stimme begann:

„Amalie! Ich bin zuvor gegen Sie roh aufgetreten, aber der Affect riß mich unwillkürlich hin, und — seien Sie gerecht, auch Ihr

Benehmen mag, theilweise wenigstens, entschuldigen, wenn ich die Schranken des Anstandes und der guten Sitten überschritt. Ich erkläre mich aber bereit, mein Vergehen zu büßen — nachdem Sie mein Herz mit tausend Pfeilen durchbohrt, ja es mir aus dem Leibe gerissen haben, kann ich Ihnen mein Herz nicht mehr anbieten, wohl aber meine Hand. — Schlagen Sie ein, Amalie Westenholz — ich führe Sie zum Altare, um Ihre Ehre zu retten und dem Kinde, welches Sie unter dem Herzen tragen, einen ehrlichen Namen zu geben. Dies sei die Strafe meiner eigenen Vergehungen. Sobald wir aus der Kirche treten, sind und bleiben wir geschiedene Leute für immerdar. Hoffentlich," schloß der junge Mann mit Bitterkeit, „hoffentlich wird die See Sie bald zur Witwe machen!"

Amalien's erstes Gefühl, welches die Worte des „schwarzen Fritz" in ihr erweckten, war Erstaunen und Bewunderung; eine solch' tiefinnige Liebe, eine solche Seelengröße hätte sie nie und nimmer dem jungen Hemsen zugetraut. Aber das Mädchen besaß zu viel rechtlichen Sinn, um das dargebotene Opfer anzunehmen.

Tief bewegt und mit warmem Händedrucke, aber ganz entschieden, lehnte sie Hemsen's großmüthigen Antrag ab.

„Amalie! Amalie!" rief der „schwarze Fritz" schmerzvollen Tones, „Sie weisen mich also unbedingt zurück? Oh, hoffen Sie nicht etwa auf jenen ehrlosen Sir Edward! Da, lesen Sie die neueste Nummer der „Times"! Da steht es schwarz auf weiß gedruckt, daß Sir Edward Dundonald am 1. Juli mit der Millionärin Miß Mary Parker in Gravensende um 8 Uhr Abends getraut worden ist."

Hastig langte das Mädchen nach dem Blatte, und mit bebenden Lippen und tonloser Stimme las sie wiederholt halblaut die kurze Notiz herab.

Der „schwarze Fritz" nahm wieder die Zeitung an sich und Amalien's Leib zart umschlingend, sagte er sanft und hingebend:

„Meine theure Freundin, nochmals wiederhole ich meinen Antrag. Sie sehen, daß Sie von Ihrem Verführer nichts zu hoffen hätten, als schnöde Verachtung, wollten Sie Ihre Ansprüche geltend machen. Seien Sie vernünftig und der Pflichten eingedenk, die Ihnen Ihre eigene Ehre und das einstige Wohl Ihres Kindes auferlegen."

Amalie verneinte mit dem Haupte, und mit fester Stimme sagte sie:

„Lassen Sie mich, mein guter Fritz, und begnügen Sie sich mit meinem Danke. Ich kann, ich will Ihr Opfer nicht annehmen. Mein Schicksal soll in Erfüllung gehen! Ich habe nicht das Recht, Sie noch elender zu machen, als Sie durch mich bereits geworden sind. Leben Sie wohl, recht wohl! Gott beschütze Sie!“

Nach diesen Worten stürzte Amalie aus dem Zimmer und nach Hause, wo sie sich eine ganze Stunde lang in ihrem Kämmerlein einschloß, um sich auszuweinen.

Der „schwarze Fritz“ blieb sinnend im Hause der Frau Rottenbaum zurück. Er rang mit einem Entschlusse.

„Ja,“ sprach er endlich vor sich hin, „so soll es sein. Ich will mein Testament machen und Amalie mag es in Verwahrung nehmen.“

Der junge Mann zog aus seiner Brusttasche zwei Blatt Papier, stellte das Reiseschreibzeug, welches er beständig bei sich trug, auf den Tisch und ließ nun seiner Feder freien Lauf. Dann gab er das Geschriebene unter ein Couvert, auf welches er die Adresse des Fräulein Amalie Westenholz setzte. Als er schließlich den Brief der Frau Rottenbaum mit einem namhaften Geschenke zur Besorgung übergeben hatte, verließ er das Oberland, um sich zur Abreise nach Hamburg bereit zu machen.

Robert war, wie er versprochen hatte, bald nach vier Uhr nach Hause gekommen. Amalien's roth geweinte Augen betrübten ihn, jedoch ahnte er nichts Arges, sondern schrieb die Traurigkeit der geliebten Schwester nur dem Schmerze über die nahe bevorstehende Trennung zu. — Frau Westenholz, welche heute von ihrem geliebten Sohne für immer Abschied nahm, befand sich natürlich in einer derart gedrückten Stimmung, daß sie nur für den Zeiger der großen Wanduhr, die heute so furchtbar rasch der Zeit voranzueilen schien, Sinn hatte.

Der junge Mann versuchte zwar, Mutter und Schwester aufzuheitern, aber es gelang ihm dies schon aus dem Grunde nicht, weil er selbst von einer unheimlichen Stimmung beherrscht wurde. Es drängte sich ihm die Ahnung auf, daß er heute für immer von diesen Räumen Abschied nehmen und die beiden lieben Wesen vor sich in diesem Leben nicht wieder sehen werde.

Kurz nach neun Uhr mußte sich Robert zum Abschiede rüsten. Die arme Frau Westenholz bewies hierbei einen Heroismus, den sie sich selbst nicht zugetraut hatte. Sie war es, die Robert zum Fortgehen drängte, damit er nicht die Abfahrt des Schiffes versäume. Mit dem Augenblicke, wo ihr Sohn das Zimmer verließ, war es freilich mit ihrer Selbstverleugnung zu Ende. Als Amalie, welche dem Bruder noch bis zur nahen Freitreppe das Geleite gab, nach Hause zurückgekehrt war, fand sie ihre Mutter bewußtlos am Boden liegen. Amalie rief Frau Rottenbaum zu Hilfe, um die Kranke zu laben und dann zu Bett zu bringen.

Als Frau Westenholz gegen Mitternacht sich etwas erholt hatte und sodann aus Ermattung in Schlaf verfiel, begaben sich Frau Rottenbaum und Amalie in das anstoßende große Zimmer. Hier händigte Erstere dem Fräulein das von dem „schwarzen Fritz" zurückgelassene Schreiben aus.

Amalie riß hastig den Umschlag ab. Was konnte ihr der arme Hemsen wohl noch mitzutheilen haben? Das eine der Papiere enthielt nur wenige Zeilen. Es lautete:

„Meine unglückliche, heißgeliebte Freundin!

Bewahren sie das beiliegende Testament sorgsam auf und betrachten Sie dessen Bestimmungen als einen schwachen Beweis der wahren Freundschaft Ihres Ihnen bis in den Tod getreuen

Fritz Hemsen."

Amalie durchflog hierauf das Testament, in welchem sich der „schwarze Fritz" zu einem Fehltritte mit dem Fräulein Amalie Westenholz bekannte, in Folge dessen er sich durch sein Gewissen veranlaßt sehe, Mutter und Kind zu seinen Universalerben einzusetzen, nicht nur für Alles, was er schon jetzt besitze, sondern auch, was er noch bis zu seinem Ableben weiters erwerben werde. Diesem Testamente lag zugleich der Depotschein der kleinen Erbschaft bei, welche durch den Stadtrath von Bremen in guten fruchtbringenden Werthpapieren angelegt war. Auf diesem Depotschein stand zugleich vermerkt, daß Friedrich Hemsen aus Anlaß dieser Erbschaft und in Anbetracht des erreichten einundzwanzigsten Lebensjahres, sowie seines vortrefflichen Leumundes großjährig gesprochen worden war.

„Das ist zu viel", schluchzte Amalie, „die Großmuth des armen Hemsen beschämt, ja erdrückt mich. Ich kann, ich darf sein Opfer nicht annehmen!"

Fräulein Westenholz war fest entschlossen, am folgenden Tage das Testament sammt Depotschein dem hochherzigen Jünglinge nach Hamburg zurückzusenden. Sie hätte den Brief sogleich zurecht gemacht, wenn sie in der ersten Aufregung bereits über die richtige Form schlüssig gewesen wäre, Hemsen's Antrag abzulehnen, ohne auch nur den Schein einer Unart oder des Undankes auf sich zu laden.

Am folgenden und in den nächsten Tagen hatte sich jedoch der Zustand ihrer Mutter derart verschlimmert, daß sie keinen Augenblick von ihrem Lager weichen durfte. Als Amalie nach einer vollen Woche endlich Zeit und Gemüthsruhe besaß, um ihr in Rede stehendes Vorhaben auszuführen, war es zu spät geworden. Das recommandirte Schreiben, das sie an Hemsen nach Hamburg abgesendet hatte kam mit umgehender Post als unbestellbar zurück. — Der Dreimaster „Bertha“ war noch drei Tage früher, als des Capitäns Brief voraussehen ließ, in die See gegangen. Amalie hob das Schreiben, versiegelt wie es war, unter ihren übrigen Papieren auf und vergaß auf dasselbe im Drange der Ereignisse, die bald über sie hereinstürmten, fast gänzlich.

Mutter Westenholz verließ nämlich ihr Krankenlager nicht mehr. Schon am zweiundzwanzigsten Tage nach Robert's Abreise von Helgoland schloß die edle Frau ihre Augen für immer; sanft und schmerzlos war ihr Ende; sie starb mit einem Segen für ihre theuren Kinder auf den erstarrenden Lippen.

Wenige Tage nach dem Begräbnisse verschwand Amalie plötzlich spurlos von der „rothen Klippe“. — Nur Frau Rottenbaum, die von ihr als Hausbesorgerin bestellt worden war, wußte um ihren wahren Aufenthalt. Den Leuten gegenüber hieß es, Fräulein Westenholz sei zu entfernten Verwandten nach Berlin gereist und werde vor einem Jahre kaum nach Helgoland zurückkehren.

Siebentes Capitel.

Auf der Hochzeitsreise.

Die in der „Times“ enthaltene Anzeige von der zu Gravensend nächst London stattgehabten Vermählung des Sir Edward Dundonald mit Miß Mary Parker beruhte in der That auf keiner Mystification. — Die Beglückwünschungsschreiben, welche bei der ausgedehnten Bekanntschaft der Dundonald's in zahlloser Menge in Folge der erwähnten Anzeige unter der Adresse des Earl Baldwin von Dundonald alsbald einliefen, trafen jedoch das junge Ehepaar nicht mehr in Europa, sondern wurden demselben gelegentlich nach Ostindien nachgesendet.

Sir Edward brach mit seiner Gattin unmittelbar nach der vollzogenen Trauung von Gravensend nach dem Festlande auf, begleitet von seinem Oheime und Master Brandon, dem getreuen Sachwalter des verstorbenen Millionärs. Durch diese Hochzeitsreise traf man nicht blos zwei, sondern sogar drei Fliegen mit einer Klappe. Erstens entging man dadurch, wie schon der Earl in seiner vertraulichen Unterredung mit Edward angedeutet hatte, den vielen zweideutigen Anspielungen, auf welche sich das junge Paar betreffend der fatalen Sommersett-Affaire in der vornehmen Gesellschaft London's gefaßt machen mußte, zweitens stillte man dadurch Mary's Sehnsucht nach der Heimat, denn sie war zu Bombay geboren und erzogen, und drittens machte das kolossale, an verschiedenen Orten Ostindiens sehr zerstreut placirte Vermögen, als dessen unumschränkter Besitzer nunmehr Sir Edward sich zu betrachten hatte, die Schlich-

tung von hundert Angelegenheiten an Ort und Stelle nothwendig, zumal Master Brandon ob seiner vorgerückten Jahren und seiner angegriffenen Gesundheit sobald als möglich jeder Verantwortung betreff des Parker'schen Nachlasses enthoben zu sein wünschte. Wie jeder in Ostindien zu Vermögen gelangte Engländer, hegte Brandon jetzt keinen sehnlicheren Wunsch, als den Rest seiner Tage in Europa zu verbringen.

Der Earl of Dundonald schloß sich freiwillig den „Ostindienfahrern" an, obgleich er eigentlich für seine Person in jenen fernen Ländern gar nichts zu suchen hatte. Dennoch fußte sein Entschluß: das junge Ehepaar nicht aus den Augen zu lassen, auf mancherlei reifen Erwägungen. — Sir Edward vermochte kaum seinen Haß, seine Verachtung und Abneigung gegen die ihm durch das Geschick aufgedrungene Ehehälfte zu verbergen, während Mary in ihren Gemal immer rasender verliebt wurde und ihn mit den Argusaugen der Eifersucht auf Schritt und Tritt verfolgte.

Diese diametralen Gesinnungen des in so hohem Grade heterogenen Ehepaares mußten eines Tages zu einem Skandal führen, wenn nicht ein kluger Freund und Rathgeber fortwährend zur Hand war, um nach beiden Richtungen in entsprechender Weise zu vermitteln und zu besänftigen. Zu einem Bruche, zu einer Ehescheidung durfte es aber nicht kommen. In diesem Falle bestimmte nämlich Master Parker's letzter Wille, daß, mochte seine Tochter an der Trennung schuldig sein oder nicht, ihr Gemal keinen weiteren Anspruch auf das von ihm hinterlassene Vermögen erheben dürfe, sondern dasselbe sodann für sie und ihre rechtmäßigen Erben besonders verwaltet werden müsse.

Der Earl Baldwin war ein schlauer, welterfahrener Kopf und über die Mittel und Wege, um die letztgenannte Eventualität zu vermeiden, daher bald mit sich im Reinen. Sein Plan, den wir später kennen lernen werden, war jedoch während der Reise, die über Marseille und die Landenge von Suez ging, nicht ausführbar; er geduldete sich also, bis sich in Ostindien eine schickliche Gelegenheit dazu finden würde.

Zu Anfang August 1847 stiegen unsere vier Reisenden in Bombay an's Land, von dessen Leben und Treiben wir eine kurze Schilderung versuchen wollen.

Bunt, wie die Natur Ostindiens, erscheint uns die Menschen-

welt in Bombay. Werfen wir einen Blick in die wogenden Straßen. Hier ein Engländer, der nicht blos seine ganze heimatliche Bequemlichkeit mitgebracht hat, sondern auch, dem indischen Klima zum bittersten Trotz, an der heimatlichen Unbequemlichkeit festhält, bis auf den steifen Hut. Dort ein Hindu-Brite, der seine Abstammung von einer Hindu-Mutter auch durch den allerenglischesten Schnitt seiner Tracht nicht verbergen kann; die minder edlen Züge und die schmutzige Farbe des Gesichtes verrathen die Mischung. Hier ein noch schwärzerer Hindu-Portugiese, der auch gern für einen vollen Europäer gelten möchte und noch weniger das Zeug dazu hat. Dort der eingeborene Jude, der trotz seines vielleicht fast zweitausendjähren Aufenthaltes in Indien und trotz seiner vollkommenen Hindutracht sich auch hier durch seine Gesichtsbildung sogleich als einen Sohn Abraham's ausweist. Hier ein Moslim, dessen strafferem Wesen und gemessenem Schritte man es anmerkt, daß Indien einst zu seinen Füßen gelegen. Dort eine Gruppe schlanker Hindu's, die noch immer den Stock der eigentlichen Bevölkerung ausmachen, von der verschiedenartigsten Farbe und Tracht; auf der einen Seite der überladenste Putz, auf der anderen die vollendetste Blöße; auf der einen Seite fast europäische Weiße, auf der anderen fast Negerschwärze, und dazwischen alle Schattirungen der Farbe und alle Stufen der Bekleidung.

Hier kommt Einer mit bloßem Gürtel am nackten Leib, dort ein Anderer mit leicht über die Schulter geworfenem Baumwollzeug. Des Einen Kopf ist ganz kahl geschoren, ein Zweiter hat einen Büschel auf dem Wirbel stehen lassen, dem Dritten hängt ein langer Zopf vom kahlen Haupte, der Vierte ist ein schöner schwarzer Lockenkopf. Bunt ist die Livrée des Morgenlandes im Allgemeinen, aber wer kann das bunte Wesen Indien's, in dessen classischer Sprache „bunt" und „schön" durch ein Wort bezeichnet wird, nur einigermaßen schildern — und nun erst hier in Bombay, diesem Hauptverkehrspunkte des indischen Wesens!

In dem vielfarbigen Menschenstrome, der sich alltäglich durch die Straßen Bombay's wälzt, fällt uns ein Element ganz besonders auf; da es so häufig wiederkehrt, spielt es hier offenbar eine Hauptrolle. Betrachten wir einmal dort den Mann mit langen, weiten, gelbseidenen Beinkleidern, mit enganliegendem und bis zum Knie reichendem Gewande von weißer Baumwolle, mit tschakoähnlichem und stets etwas rückwärts liegendem Hut. Die auffallend weiße Gesichts-

farbe, sowie die einen gewissen Charakter verrathenden Gesichtszüge machen es bald sicher, daß wir es nicht mit einem Hindu zu thun haben; sein eiliger Schritt und seine berechnende Miene aber lassen den Geschäftsmann erkennen, auch wenn wir das Stückchen Papier, das er in der Falte des Hutes trägt, nicht bemerken sollten. Es ist ein Feueranbeter. Nimmt man noch dazu den zierlichen Afghanen von entschieden semitischer Gesichtsbildung im langen, schwarzen Gewand mit schwarzem, spitz zulaufenden Hut, den gelblichen Chinesen mit geschlitztem Auge in englischer Matrosentracht, den freien Sohn der arabischen Wüste, der in seiner geränderten wollenen Decke und mit seinem buntfarbigem Kopftuch gravitätisch durch den Bazar schreitet und das Thun und Treiben der Städter neugierig beäugelt, endlich das arme Geschlecht der afrikanischen Neger, unter den der kohlschwarze aber rüstige Suaheli von der Ostküste Afrika's die Aufmerksamkeit besonders auf sich zieht, so besitzen wir ungefähr ein Bild von der Menschenwelt, die alltäglich in den Straßen Bombay's auf- und abfluthet.

Zur Zeit, wo unsere Reisenden in Bombay den Fuß an's Land setzten, war die Hitze gerade am größten, das heißt für einen Europäer, der sich noch nicht an diesen von der Sonne geheizten Glühofen gewöhnt hatte, unerträglich, ja lebensgefährlich.

Der landeskundige Master Brandon schlug daher vor, ohne Verzug nach dem Inneren von Ostindien aufzubrechen, und zwar vor Allem nach Delhi zu reisen, in dessen Umgebung zahlreiche und weit ausgedehnte Ländereien, einen wesentlichen Bestandtheil von Parker's Nachlaß bildeten. Von Delhi sollte dann auf dem Ganges stromabwärts in einem bequemen mit allem Comfort reich ausgestatteten Schiffe die Fahrt bis nach Calcutta, woselbst Master Brandon mehrere große Paläste und Magazine an Sir Edward zu übergeben hatte, fortgesetzt werden.

Die Entfernung von Bombay bis nach Delhi beträgt an zweihundert deutsche oder tausend englische Meilen, und zwar quer durch den ganzen nordwestlichen Theil des Riesenreiches. Da es in den vierziger Jahren in Ostindien noch keine Eisenbahnen gab, darf es uns nicht Wunder nehmen, daß unsere Reisenden volle sechs Wochen benöthigten, um nach Delhi zu gelangen.

Wenn Bombay mit seinen 800,000 Einwohnern in Folge seiner Lage die handelsthätigste, Calcutta die politisch wichtigste und

Benares die heiligste Stadt in Hindostan ist, so gewährt Delhi inmitten des Landes die beste Vorstellung des eigenthümlichen Lebens und Treibens einer ostindischen Stadt.

Gewöhnlich sind die Straßen in den Städten des Orients sehr schmal und wenig mehr als finstere Durchgänge. Der Chandy Chotte in Delhi bildet eine bedeutende Regel von der Ausnahme und ist vielleicht die breiteste Straße, die man in irgend einer Stadt des Orients findet. Die Häuser haben an der Vorderseite meist Balcone, auf denen die Männer sitzen, in leichten Mousselin gekleidet und ihre Hukahs rauchend; zuweilen sieht man auch Frauen, die, aller Sitte trotzend, derselben Beschäftigung sich hingeben. Das Gewühl eines so volkreichen Platzes ist sehr bedeutend, denn jedes Haus scheint so stark wie ein Bienenkorb besetzt zu sein. Die Bevölkerung von Delhi beträgt weit über 300,000 Menschen.

Die große Eigenthümlichkeit einer Stadt des Orients besteht darin, daß auf den Straßen Alles öffentlich betrieben wird, im Gegensatz zu dem äußerst verhüllten häuslichen Leben. Die Menschen sprechen so laut, als sie nur können, und zuweilen, wenn sie über die unbedeutendsten Dinge reden, scheint es, als ob sie sich auf die heftigste Weise zanken. Das Wiehern der Pferde, das Brüllen der Ochsen, das Knarren der Wagenräder und das Klirren der Hämmer der Schmiede, alle kleinen Gewerbe werden nämlich hier auf einem kleinen offenen Raume vor jeder Bude betrieben, sind kaum auszuhalten. Die trompetenden Töne des Elephanten nebst dem Stöhnen der Kameele, gelegentlich auch das Brüllen eines gezähmten und zur Jagd abgerichteten Leoparden, das beständige Trommeln der Tamtams, die schrillende Pfeife und die knarrenden Töne der Violine von den noch schlimmern Lauten der Sänger begleitet, erzeugen eine Höllenmusik, wahrhaftig angethan, eine nur etwas nervenschwache Person in Verzweiflung zu bringen.

Delhi ist vorwiegend muhamedanisch und es herrscht hier eine Vertraulichkeit im Benehmen, die Jeden sogleich sich heimisch fühlen läßt. — Wenn ein Fremder in die Stadt eintritt und eine Gruppe findet, die sich irgend einer Belustigung hingibt, kann er sich sogleich anschließen und das Spiel so eifrig mittreiben, als hätte er die Leute sein ganzes Leben hindurch gekannt.

Die Häuser sind meistens unregelmäßig gebaut und häufig sonderbar dekorirt. Teppiche von verschiedenen Farben hängen vor den

Thüren, vielfarbige Blenden schirmen die Fenster, und der Gebrauch Kleider, vorzüglich Schärpen von allen Farben, rothe, blaue, gelbe grüne und weiße auf den Dächern auszubreiten, um sie dort zu trocknen, macht, daß die Häuser ebenso freundlich aussehen wie ein Schiff, das an einem Galatage sich mit allen Wimpeln schmückt.

Durch die Stadt zu reiten erheischt große Vorsicht und Geschicklichkeit. Es ist nothwendig, den ganzen Weg über zu rufen, zu schieben und zu stoßen, um die Menge zu ermahnen, aus dem Wege zu gehen. Gelegentlich muß man sich bei einem Zuge beladener Kameele vorbeiquetschen oder Elephanten ausweichen, und wenn das Pferd, wie dies sehr häufig vorkommt, sich vor diesen Thieren scheut, erfordert es große Geschicklichkeit, nicht in die Kessel von siedendem Wasser vor den Buden der Köche geworfen zu werden. Sehr oft ist die Furcht gegenseitig, und es läßt sich leicht denken, welche Verwirrung ein Elephant, der sich vor einem Pferde flüchten will, in den volkreichen Straßen anrichtet. —

Sir Edward bezog mit Frau, Oheim und Brandon einen prachtvollen Palast, den Master Parker vor etlichen zwanzig Jahren um einen wahren Spottpreis von einem depossedirten indischen Prinzen sammt einem weit ausgedehnten Complexe von Ländereien gekauft hatte.

Obwohl man sich in Delhi nicht länger als etwa sechs Wochen aufzuhalten gedachte, mußte Sir Edward, der Landessitte gemäß, sich doch in seinem Besitzthume auf der Stelle häuslich einrichten, was im Handumkehren zwanzigtausend Pfund verschlang. Der Haushalt eines ostindischen Nabob ist in der That sehr kostspielig durch die Unzahl der Dienerschaft, sowie durch den Aufwand für Elephanten, Kameele und Pferde, welche da sein müssen, ob man sie nun braucht oder nicht.

Ohne diesen dreifachen Marstall ist nämlich ein ostindischer Großer, und zu diesen zählte jetzt Sir Edward Dundonald, nicht in der Lage, eine standesgemäße Visite zu machen. Der reiche Erbe mußte also, wollte er als einer der größten Grundbesitzer von Delhi nicht alle Achtung der Eingebornen verscherzen, sich mit dem ganzen lästigen und kostspieligen Pomp, wie es die Landessitte erheischt, umgeben, als er den ersten Familien der Stadt seine Aufwartung machte. — Versuchen wir, einen solchen processionsartigen Gala-Aufzug in Kürze zu beschreiben.

Auf Pferden und Dromedaren reitend, zieht voran ein Dutzend Diener, auf phantastische Weise herausgeputzt. Die Thiere sind mit scharlachnen, in Gold gestickten Decken belegt, die Zäume mit Schellen besetzt und um den Nacken hängen Halsbänder von Gold und Silber mit kleinen Perlen geschmückt. Die Reiter tragen weite Kleider von rother und gelber Farbe, Kaftans, die vom Nacken bis zur Fußsohle reichen und nur auf der einen Seite, von der Hüfte an abwärts offen sind, um dem Reiter das Sitzen auf dem Reitthiere möglich zu machen. Jeder der Männer ist mit einem Säbel und einer langen Flinte bewaffnet. Ein schüsselartig geformter Helm von Stahl schließt sich dicht dem Kopfe an. Die untere Bekleidung bilden ein Paar Courierstiefel, bis an's Kniee reichend und dicht am Beine anliegend, worauf weiter oben ein Paar Pluderhosen folgen; ein Paar glänzende Sporen vollenden die Equipirung. Auf die Reiter folgt eine dreifache Anzahl von Dienern zu Fuß; es ist der ganze disponible Haustroß, theils halb nackt, theils in prachtvollen Livreen. Unter ihnen befinden sich einige Herolde; zum Zeichen ihrer Würde tragen sie kurze Schwerter und rufen fortwährend die Titel ihres Herrn aus. Sodann folgt der gesammte Marstall. Jedes Pferd ist hübsch aufgeputzt und wird von einem Reitknechte am Zaume geführt; unmittelbar hinter den wiehernden, nach rechts und links vor Uebermuth mit den Hufen ausschlagenden Rossen folgt eine Truppe gravitätisch einherschreitender Elephanten; je größer die Anzahl dieser unersättlichen Fresser, umso reicher und vornehmer gilt ihr Besitzer.

Endlich erscheint der Herr aller dieser Herrlichkeiten. Er liegt in nachlässiger Stellung in einem schimmernden gelben Palankin, der über und über von vergoldeten Zierrathen in erhobener Arbeit bedeckt wird. Hinter dem Palankin folgt wieder eine Wache, der ähnlich, welche dem Zuge voranging.

Dieser kostspielige und nichtssagende Pomp behagte Sir Edward sowie seinem Oheim sehr wenig, aber um desto mehr gefiel sich darin die junge Frau, welche fast täglich in einem oder dem anderen Palais den Damen der Haute volée von Delhi auf die bezeichnete Weise ihre Aufwartung machte. Die Gegenbesuche fanden natürlich mit demselben Prunke statt.

Indessen billigte Sir Edward die immer mehr in Zug gerathende Verschwendungssucht Mary's, weil er dadurch freie Hand bekam, nach Belieben seinen Zerstreuungen nachzugehen, wobei ihm

der alte Roué Baldwin Dundonald mit Rath und That zur Seite stand.

Sir Edward, der noch nie zuvor in diesem merkwürdigen Lande gewesen, fand besonders an den Bajaderen, wie die öffentlichen Tänzerinnen und Sängerinnen in Indien heißen, großes Gefallen. Der Name Bajadere stammt aus dem Portugiesischen bailadeira, d. i. Tänzerin. Indessen entsprechen ihre Tänze nicht dem, was wir unter Tanz zu verstehen gewohnt sind; es sind vielmehr Pantomimen, deren Erklärung in den Gesängen liegt, welche von den begleitenden Sängern im Recitative vorgetragen werden. — Diese Gesänge enthalten zumeist Schilderungen von glücklicher oder verzweifelnder Liebe, der Eifersucht, der Erwartung des Geliebten und dergleichen. Die Tracht der Bajaderen ist höchst originell, verführerisch und im Vereine mit den Darstellungen selbst, darauf berechnet, die Sinne und Begierden zu reizen.

Die Bajaderen zerfallen in zwei Hauptklassen, deren jede mehrere Unterabtheilungen zählt. Zu der ersten Classe gehören die dem Dienste der Götter geweihten, zu der zweiten die im Lande umherziehenden. Die Ersteren, die man Devadasis (Götter-Sclavinen) nennt, unterscheiden sich nach dem Range der Familie, aus der sie stammen, nach der Würde der Gottheit, der sie sich weihen, und nach dem Ansehen und Reichthum des Tempels, dem sie angehören, in zwei Rangclassen. Die des ersten Ranges werden aus den angesehensten Familien der Vaisyakaste, wozu die reichen Landeigenthümer und Kaufleute gehören, gewählt, die des zweiten aus den vornehmsten Sudra-Familien, welche den Stand der Handwerker bilden.

Nur Mädchen, die noch im Alter der Kindheit stehen und frei von allen körperlichen Gebrechen sind, werden als Devadasis aufgenommen; die Eltern müssen durch feierlichen Vertrag auf alle ihre Rechte an dem Kinde Verzicht leisten, das nun den nöthigen Unterricht erhält.

Die Devadasis haben bei Festen und feierlichen Umzügen ihres Gottes das Lob desselben zu singen und vor dessen Bild einherzutanzen. Ferner müssen sie im Tempel alle niederen Dienste verrichten. Von den eigentlichen heiligen Ceremonien, wie Todtenopfer und Brandopfer, sind sie jedoch ausgeschlossen. Die Devadasis ersten Ranges wohnen innerhalb der Ringmauern des Tempels und dürfen denselben ohne besondere Erlaubniß des Oberpriesters nicht

verlassen. Eines ihrer Hauptvorrechte besteht darin, daß sie zu keiner Ehe gezwungen werden können. An ein Gelübde der Keuschheit sind sie aber nicht gebunden; es steht ihnen frei, sich inner- oder außerhalb des Tempels einen Liebhaber zu wählen, wenn dieser nur den oberen, nämlich den vollkommen reinen Kasten angehört. Die Kinder der Bajaderen sind Eigenthum des Tempels; die Mädchen werden in dem Gewerbe der Mutter, die Knaben zu Musikern erzogen.

Die Devadasis zweiten Ranges unterscheiden sich im Ganzen wenig von denen des ersten Ranges, jedoch führen sie ein noch freieres Leben, weil sie außerhalb ihres Tempels wohnen und in demselben nur der Reihe nach den Dienst zu versehen haben, sonst aber über sich und ihre Zeit ganz nach Belieben verfügen dürfen. Diesem Devadasis ist es ferner erlaubt, auch bei Hochzeiten und Gastereien um Geld sich zu produciren.

Alle Devadasis verehren als ihre besondere Schutzpatronin die Göttin Rambha, eine der schönsten Tänzerinnen im Paradiese des Indra, den Gott der Luft und des Himmels.

Von den Devadasis sehr wesentlich verschieden sind jene Bajaderen, die, frei im Lande umherziehend, nur bei Privatfestlichkeiten und in den Tschultris oder öffentlichen Herbergen ihre Kunst üben und bald Ratschi, bald Kutterni, bald Sutradhari genannt werden; wenn schon die Devadasis beider Classen hinsichtlich der Moralität sehr laxen Maximen huldigen, so ist dies selbstverständlich hinsichtlich der tanzenden Landstreicherinnen noch weit mehr der Fall.

Unter den Devadasis zu Delhi galt zur Zeit, als Sir Edward daselbst anlangte, als die schönste und reizendste, zugleich aber auch als die sprödeste ein Mädchen von kaum achtzehn Jahren, Namens Durga, das heißt die Schwernahbare.

Ihre Mutter war eine Devadasi des vorerwähnten Gottes Indra, und ihr Vater, wie man behauptete, ein englischer General, der mit der schönen Bajadere ein vorübergehendes Verhältniß angesponnen hatte. Die europäische Abstammung der schönen Durga schien in der That außer allem Zweifel zu stehen, wenn wir ihren blassen, überaus zarten Teint und ihr volles, üppiges, auf eine ganz eigenthümliche Weise in's Röthliche spielende Kopfhaar betrachten, das übrigens, von der Ferne gesehen, ganz dunkel zu sein schien. Ebenso gewahren wir in ihren schönen Zügen einen edlen Ernst, eine Anmuth und Sittsamkeit, die sonst den Bajaderen nicht eigen zu sein pflegt.

Indeß beweist ihr feuriges Auge und die Lebhaftigkeit aller ihrer Bewegungen, daß, trotz der erwähnten Merkmale ihrer beziehungsweise nordischen Abstammung, das heiße wallende Blut des Südens in ihren Adern rolle und auf ihr Temperament und ihre Handlungen von großem, ja vielleicht sogar zumeist maßgebendem Einfluße sein müsse.

Als ein weiterer Beweis ihres europäischen Halbblutes konnte auch füglich der Umstand gelten, daß sie in ihrer physischen Entwicklung gegen ihre Colleginnen um wenigstens drei Jahre zurückgeblieben war; aber während die anderen Mädchen ihres Alters bereits deutliche Spuren beginnenden Verwelkens an sich trugen, glich Durga einer keimenden Knospe, deren völlige Entfaltung erst in zwanzig bis dreißig Monden zu erwarten stand.

Sowie Durga alle ihre Genossinnen an Schönheit und Anmuth weit übertraf, so stellte sie auch Alle durch ihre wahrhaft künstlerischen Leistungen in den Schatten. In ihrem Tanze, in ihren Pantomimen lag nichts Eingedrilltes, sondern Verständniß, hoher ästhetischer Sinn, der jede lascive Bewegung ausschloß und dadurch gegen das mitunter ziemlich freche Geberden der meisten Devadasis äußerst wohlthuend abstach.

Es darf uns nicht Wunder nehmen, daß Sir Edward, der seiner Gemalin täglich mehr überdrüßig zu werden begann, bei seiner ausgesprochenen Leidenschaft für das weibliche Geschlecht bald zahlreiche Abenteuer mit verschiedenen Bajaderen in seinem Tagebuche zu registriren hatte. Aber alle diese flüchtigen Unterhaltungen boten ihm wenig Reiz, weil sie ihm nichts kosteten, als eine Handvoll lumpichter Goldstücke.

Da sah er zufällig eines Tages die schöne reizende Durga, und seine leicht entzündliche Phantasie loderte sogleich in hellen Flammen auf. Er war nebst Onkel Baldwin zu einem reichen alten Junggesellen zu Tische geladen worden; auch der Oberpriester des Indra-Tempels erschien zu Gast; der freundliche Wirth war ein naher Verwandter des heiligen Mannes, der auch etwas zur Unterhaltung beitragen wollte, und zwar mit etwas ganz Besonderem, weßhalb die besten Bajaderen seines Tempels, darunter auch die liebliche Durga zu einer Production nach dem lucullischen Festmahle bestellt hatte.

Das Programm bestand in einer ganzen Reihe pantomimischer Tänze, welche eine vollkomm en gegliederte Handlung in sich schlossen

und daher in mehrere Abtheilungen mit längeren Zwischenpausen zerfielen.

Sir Edward verwandte kein Auge von der bezaubernden Durga, so daß ihn sein Oheim wiederholt anstieß, damit er sich nicht gar zu auffallend geberden und die Aufmerksamkeit der übrigen Gäste auf sich ziehen möge.

Nachdem die ersten zwei Acte der Vorstellung zu Ende waren, traten die Bajaderen ab, um in einem Seitengemache Erfrischungen einzunehmen und ein Stündchen auszuruhen. Sir Edward hätte Schätze darum gegeben, wäre es ihm möglich gewesen, Durga nachzufolgen. Das schöne Mädchen blickte auch ihn während des Tanzes wiederholt an. Der junge Wüstling, gewöhnt, das weibliche Geschlecht, zumal eine Bajadere, nur als Waare zu betrachten, hielt die reizende Durga bereits für seine Beute. Nach seiner Ansicht galt es nur die Schwierigkeiten zu besiegen, welche aus ihrem Aufenthalte innerhalb des Tempels des Gottes Indra erwuchsen. Mit viel Geld und einiger Schlauheit konnten aber die Mauern dieses Tempels als kein unübersteigliches Hinderniß angesehen werden, denn die Hindu-Priester und ihr dienender Troß sind klingenden Gründen ebenso leicht zugänglich, als ihre Collegen in anderen Ländern.

Durga war, wie Sir Edward aus einer kurzen Unterredung des Mädchens mit dem Haushofmeister des Nabobs, bei welchem man sich als Gast befand, entnommen hatte, der englischen Sprache vollkommen kundig. Eine vorläufige schriftliche Verständigung mit der verführerischen Devadasi fiel also nicht schwer, wenn Durga überhaupt darauf einging.

In dieser Beziehung wollte Sir Edward alsbald Gewißheit haben. Er entfernte sich auf einen Augenblick aus dem Saale und schrieb mit Bleistift folgendes Zettelchen in englischer Sprache:

„Göttliche Durga! — Meine Blicke, die Dich zu verschlingen drohten, haben Dich wohl schon errathen lassen, wie sehr ich von Deinen unvergleichlichen Reizen bezaubert bin! Wenn ich mich nicht täusche, fandest auch Du mich Deiner Aufmerksamkeit würdig. Gib, wenn Du wieder auftrittst, meinem Kammerdiener ein sichtbares Zeichen, daß du mir gewogen bist. Du sollst es nicht bereuen; meine Liebe wird nur von meiner Dankbarkeit, meiner Opferfreudigkeit für Dich überboten werden.“

Diese Zeilen ohne Unterschrift händigte Sir Edward seinem

im Vorhause harrenden Kammerdiener mit dem Auftrage ein, die Bestellung des Billetdoux sogleich, aber ohne daß es die anderen Bajaderen gewahrten, an Durga zu besorgen.

Der Diener, in solchen Angelegenheiten wohl erfahren, vollführte rasch und pünktlich seinen Auftrag. Er ließ Durga durch eine Dienerin des Hauses auf den Corridor entbieten.

Ohne Zögern nahm die liebliche Devadasi das Briefchen mit einer Miene entgegen, als habe sie bereits vorausgesetzt, daß es so kommen werde. Sie überflog rasch den Inhalt, bevor sie sich zu ihren Genossinnen zurückbegab. Bitterer Hohn umspielte ihren kleinen Mund, als sie sodann das Billetdoux in ihrem Busen verbarg.

„Ja, er soll das verlangte Zeichen haben!“ murmelte Durga vor sich hin, und aus ihren Augen schoß ein Blitz des Hasses und der Verachtung, „ja, er soll es haben zu seinem Verderben. Dank, den Göttern, die mich zum Werkzeuge ihrer Rache erkoren!“

Als Sir Edward wieder in den großen Saal zurückkehrte, nahm eben eine Vorstellung von indischen Gauklern ihren Anfang, um das den Bajaderen zur Erholung gegönnte Stündchen entsprechend auszufüllen.

Obwohl Sir Edward von seiner plötzlichen Leidenschaft ganz und gar eingenommen war, zogen ihn dennoch die Kunststücke, welche er hier zu sehen bekam, unwillkürlich an. Sie waren in der That so originell und von Allem, was man in Escamotage von europäischen „Zauberern“ zu sehen bekommt, so völlig abweichend, daß wirklich für ihn der Reiz der Neuheit obwaltete.

Wer hätte nicht schon von Indiens Taschenspielern, Gauklern und Schlangenbändigern gehört, die, wenn sie auch nicht einen wesentlichen Theil der Bevölkerung ausmachen, dennoch, gleich den Bajaderen überall zu finden sind. Sie besitzen eine große Aehnlichkeit mit den Zigeunern, deren Ahnen sie sehr wahrscheinlich sind, nachdem die Stammverwandtschaft des Zigeunerjargons mit den Hinduspachen durch neuere Forschungen nachgewiesen wurde. Die indischen Tausendkünstler besitzen, wie die Zigeuner, keine festen Wohnsitze, schlagen ihr Lager immer vor der Stadt auf und wenig besuchte, verfallene Gebäude, namentlich alte Ruinen, haben für sie einen besonderen Reiz.

Vorzüglich berühmt sind die „Zauberer“ von Madras, und eine solche Truppe war es, welche sich vor den vornehmen Gästen des Delhi’schen Nabob producirte.

Die indischen Gaukler führen ihre Kunststücke ohne alle Vorbereitungen und Apparate aus und sind zudem fast vollständig nackt. Es frappirt daher unwillkürlich, wenn einer dieser Bursche einen alten, zerbrochen aussehenden Korb, durch den man nach allen Seiten hindurchsehen kann, schwingt, sodann Jemand gestattet, denselben zu untersuchen, ja zu betasten, und auf einmal, denselben emporhebend, ein halbes Dutzend Tauben daraus hervorzieht, ohne eines ihm beistehenden Helfershelfers sich bedienen zu können.

Noch weit interessanter war das folgende Kunststück eines alten Kerls, der, nachdem er sich in die Mitte des Saales gestellt hatte, und seine Kameraden alle weit zur Seite getreten waren, mit schrillernder Stimme ankündigte: er werde nun Bäume nach Belieben wachsen lassen.

Der Gaukler führte nichts mit sich als ein kleines Bündel, kaum halb so groß als ein Cylinderhut und drei schwache Bambusstäbe von der Höhe eines Mannes.

Der Indier räusperte sich und frug mit einer Verneigung, welchen Baum er wachsen lassen solle. Der Wirth des Hauses, der das versprochene Kunststück wohl schon gesehen haben mochte und mit der unerschütterlichen Ruhe des Orientalen seine Pfeife fortrauchte, ließ seinem vornehmsten Gaste, dem Earl, das Bestimmungsrecht.

Sir Baldwin nannte den ersten besten Baum, der ihm einfiel, nämlich einen Mangobaum.

Der Gaukler bat nun, daß es ihm erlaubt sein möge, seinen Bündel auszukramen, damit er seine Arbeit vollbringen könne. Ein Platz vorn im vollen Tageslichte in einiger Entfernung von der Wand ward ihm als der Ort bezeichnet, wo der Baum wachsen solle.

Der Indier stellte die Bambusstäbe auf den harten glatten Estrich des Fußbodens und schlug ein langes Tuch, welches sein Packetchen enthalten hatte, derart um die Stäbe, daß er, sich darunter setzend, den Blicken der Anwesenden verborgen wurde. Seine Arbeit begann. Kaum zehn Minuten waren verstrichen und der Indier erhob sich; er nahm den Shawl und die Bambusstäbe hinweg und siehe — ein junger Mangobaum, gut mannshoch, stand da, von einem Blätterreichthum und einer Frische der Blätter und aller seiner einzelnen Theile, daß man sich keinen schöner und kräftiger aussehenden Baum dieser Gattung denken konnte. Der Baum stand anscheinend auf dem Fußboden des Saales, einiges Erdreich war aufgeschichtet

und bedeckte die Wurzeln. Der Gaukler forderte nun die Anwesenden auf, den Baum ganz in der Nähe zu betrachten, ja nach Belieben auch zu betasten, um sich zu überzeugen, daß man einen wirklichen lebensfähigen Mangobaum vor sich habe. Der Gaukler hatte den Baum offenbar mitgebracht und die Geschicklichkeit, wie er denselben in ein so kleines Packet zusammenlegen und unbeschädigt aufstellen konnte, war gewiß ein Kunststück, wobei das Einpacken ebenso interessant sein mußte, als das Auspacken.

Sir Edward bot dem Gaukler eine Belohnung, wenn er das merkwürdige Kunststück vor den Augen Aller ausführen würde. Er steigerte sein Angebot bis auf tausend Pfund, aber der Indier war nicht zu bestechen. Der Wirth des Hauses erklärte dem Earl und dessen Neffen, es sei umsonst, in den Mann zu dringen, denn derselbe würde unfehlbar dadurch sein Leben einbüßen. Die indischen Gaukler bilden nämlich unter sich eine festgegliederte Zunft mit strengen Satzungen, deren eine dahin lautet, daß Jeder, welcher ein Kunststück an einen Unei geweihten verräth, mit dem Tode bestraft werden müsse.

In Folge dieser Erklärung des Nabob drang man also nicht weiter in den armen Teufel, der nun, wie zuvor, die Bambusstäbe aufstellte und abermals seinen Shawl um dieselben schlang, damit sich und den Mangobaum verbergend. Nach einer nicht längeren Frist, wie bei der Enthüllung, kroch er wieder zwischen den Bambusstäben hervor und zog den Shawl weg. Der Mangobaum war verschwunden; nur wenige Spuren des Erdreiches zeigten die Stelle an, wo das merkwürdige Kunststück stattgefunden hatte.

Nun traten ein Mann und eine Frau vor. Ersterer band der Letzteren Hände und Füße und schnürte sie obendrein in ein Netz von Stricken ein, so arg, daß nur eine außerordentliche Biegsamkeit der Glieder dies zulässig machte. Dieses menschliche Packet legte er nun auf die obere offene Seite eines Korbes, dessen Oeffnung so eng war, daß es unmöglich schien, einen Menschen hineinzuzwängen, geschweige denn, daß die geknebelte Frau allein es hätte ausführen können. Das Ganze wurde nun mit einem Tuch bedeckt und nach einigen Ceremonien sah man das Tuch sich senken. Die Frau war im Korbe. Das Tuch wurde nun weggenommen. Grobe Täuschung war unmöglich, weil man den Korb von allen Seiten übersehen konnte und die ganze Scene auf dem Mosaikboden des Saales vor

sich ging. Zudem waren der Earl und dessen Neffe bis auf drei Schritte dem Korbe nahe getreten. Nach einigen zwischen dem Mann und der Gefangenen gewechselen Worten griff Ersterer nach einem Degen und durchstieß von allen Seiten den Korb zu wiederholten Malen; Blut floß von der Klinge, während von innen ein schauerliches Stöhnen zu vernehmen war. Die Schnelligkeit der Stöße mit dem Degen und die Verschiedenheit der Richtungen, in denen sie geführt wurden, machten es unbegreiflich, daß das scheinbare Opfer in seinem engen Behältniß, und obendrein gebunden, sich so rasch hätte wenden können, um ihnen zu entgehen. Trotz der Ueberzeugung, daß Alles Trug war, fühlten sich die europäischen Zuschauer doch erleichtert, als die Gauklerin von dem Manne unversehrt aus dem Korbe hervorgeholt und jetzt erst wieder ihrer Fesseln entledigt wurde.

In der That besitzen alle indischen Gaukler eine außerordentliche, schlangenartige Biegsamkeit des Körpers. Sie winden sich durch Leitersprossen auf und ab, springen über Elephanten, übertreffen alle Seiltänzer anderer Nationen, gehen auf schneidenden Schwertern und was dergleichen auf den ersten Anblick wahrhaft überraschende, weil unerklärliche Kunststücke mehr sind. Die Weiber bleiben dabei hinter den Männern nicht zurück, und schon die Kinder üben sich im Verschlucken von Bambusstäbchen, um sich zu Schwerter-Verschluckern auszubilden.

Außer den erwähnten drei Gaukeleien wurden auch noch einige andere producirt, über welche wir jedoch hinweggehen, um schneller zu erfahren, was die schöne Durga aus Anlaß des ihr zugekommenen Billets zu thun für gut befand.

Die zweite Hauptabtheilung der Pantomime begann mit einem Solo der ersten Künstlerin, nämlich der reizenden Durga. Noch öfter als zuvor begegneten jetzt ihre Blicke denen des von wilden Begierden entbrannten Sir Edward, dessen Kammerdiener geschickt seinen Platz derart eingenommen hatte, daß Durga auf unauffällige Weise ihm während des Tanzes nahe kommen konnte.

Die Devadasi schien durchaus nicht begriffsstützig zu sein. Auch sie richtete ihre Bewegungen und Attitüden darnach ein, daß sie für einen Moment an Sir Edward's Liebesboten, Namens Simson, beinahe streifte, ohne ihm jedoch dabei ihr Antlitz zuzukehren.

Durga ließ bei dieser Gelegenheit, von allen übrigen Anwesenden unbemerkt, eine frische Rose in Simson's Hände gleiten.

Die Devadasi erhörte also Sir Edward's Bitte; sie hatte ihm ein Zeichen ihrer Huld gegeben; der junge Mann mußte seine ganze Selbstbeherrschung aufbieten, um nicht laut aufzujubeln. Die Pantomime dauerte wohl noch an eine Stunde; andere Bajaderen traten auf und mühten sich bestens ab, es ihrer beneideten Vortänzerin nachzuthun, aber natürlich vergebens. Indessen leisteten sie in malerischen Gruppen durch die Präcision ihrer Gesammtbewegungen ganz Erträgliches. Sir Edward war indessen aus dem Saale verschwunden und erging sich in dem wundervollen Parke des Palais; er ersann bereits einen förmlichen Plan, wie er wohl am Besten die Liaison mit der reizenden Devadasi cultiviren könnte, ohne den Argwohn seiner sehr eifersüchtigen Gemalin zu erregen; von dieser Stunde an konnte er es weniger als je auf einen förmlichen Bruch mit Lady Dundonald ankommen lassen, da er jetzt mehr denn je auf ihre Schätze angewiesen war, um die von ihm adoptirte kostspielige Rolle eines indischen Nabob fortzuspielen. Wie wir aber schon andeuteten, würde eine Trennung der Ehe, mochte selbe aus was immer für einem Grunde erfolgen, ihn jedes weiteren Anspruches an der Nutznießung des von Parker hinterlassenen Vermögens beraubt haben.

Sir Edward zählte indeß auf die Schlauheit seines Kammerdieners Simson, eines geriebenen Burschen, der von Natur aus ein seltenes Talent zur Intrigue besaß und schon von Jugend auf in seinen früheren Dienstorten bei mehreren alten Wüstlingen hinlänglich Gelegenheit gehabt hatte, auf erotischem Gebiete seine Anlagen als „Vermittler" auszubilden.

Simson war gleich mit einem Plane zur Hand, der auch seines Herrn Billigung fand. Er knüpfte ohne Verzug mit einer Devadasi zweiten Ranges eine Bekanntschaft an. Simson wählte absichtlich eines der ältesten und am wenigsten hübschen Mädchen, welches sich deshalb um so mehr geschmeichelt fühlen mußte, von einem so schmucken Jungen, wie der Kammerdiener des Sir Edward, ausgezeichnet zu werden. — Sitta, so hieß die Bajadere, nahm in der That Simson's Huldigung für baare Münze, und da ihr Geliebter überdieß mit vollen Händen in den Säckel seines Herrn langen durfte, war sie gerne bereit, zwischen dem Tempel des Indra, welchen Durga als Devadasi ersten Ranges nicht nach Belieben verlassen durfte und dem Palais der Dundonald's Amors Botengänge zu verrichten.

Achtes Capitel.

Der Verstoßene.

Ostindien ist eine Welt für sich, wie das chinesische Reich. Es würde uns der Schlüssel des richtigen Verständnisses für das Leben und Treiben in Vorderindien gänzlich fehlen, wenn wir uns nicht, wenigstens in Umrissen, mit der Religion der Hindu's und der Kasten bekannt machen.

Wir werden jedoch durch die nachfolgende Schilderung der Weiterentwicklung unserer Erzählung keineswegs Abbruch thun, vielmehr dieselbe nur wesentlich fördern, weil wir dann an späterer Stelle mancher nachträglichen Erklärung überhoben sein dürften.

In keinem Lande der Welt tritt das religiöse Leben der Menschen so hervor, wie in Indien, wo jede Stadt ihre verschiedenen Tempel aufzuweisen hat, von der dürftigsten Kapelle bis zu den Pagoden und ihren stolz gegen Himmel strebenden Thürmen, großen Höfen, Kolonnaden und ummauerten Wasserbehältern. Während Priester und Fromme die Götzen bekränzen, ihnen Früchte und Blumen darbringen, verrichtet das Volk, beim Aufgehen der Sonne im Wasser stehend, sich badend und übergießend, seine Andacht. Bei Tage zieht Gesang die Betenden zur heiligen Stätte, oder die anmuthigen Gruppen von Frauen, welche, von duftigen Schleiern umhüllt, ihre Gaben dem Gotte darbringen.

Ein strenger Brahmine bedarf täglich vier Stunden, um alle seine Ceremonien zu verrichten, aber, ist er mit weltlichen Angelegenheiten beschäftigt, dann kann er in einer halben Stunde seine reli-

giösen Pflichten erfüllen; der gemeine Mann hingegen begnügt sich, während des Badens den Namen Gottes wiederholt anzurufen. An Festtagen zieht das Volk in Prozession mit Palmzweigen, Blumen, Götzenbildern, Wagen und Fahnen, sowie mit Laternen, die man auf hohen Stangen trägt, einher. Die geputzte Menge in ihren malerischen Gewändern, sowie die sinnig und geschmackvoll gearbeiteten Symbole, geben solchen Aufzügen einen ungewöhnlich heiteren und malerischen Anstrich.

Aber bei all' diesem äußeren religiösen Pomp und Glanz, bei dem strengen Festhalten an Gebräuchen und Ceremonien, ist der Hinduismus von seiner ursprünglichen Reinheit abgewichen und daher verfallen. Einige Gottheiten hat man vernachlässigt, andere neu aufgenommen; die Anbetung von Verstorbenen ist eingerissen, Secten über Secten haben sich gebildet, der Monotheismus ist gesunken, die Nichtachtung der Veda's vorherrschend geworden. In den Veda's, die heiligen Bücher der Hindu, waren vier große Perioden der Entwicklung angenommen und dem allmächtigen, einzigen Wesen die drei großen Eigenschaften des Schaffens (Brahma), des Erhaltens (Vischnu) und des Zerstörens (Schiwa) beigemessen.

In den Veda's heißt es sehr schön: „Als die Engel sich vor des Allmächtigen Thron demuthsvoll versammelten und ihn frugen, was er selbst sei, antwortete ihnen Gott: Wäre ein Anderer als ich, so würde ich mich durch ihn beschreiben. Ich aber bin von Ewigkeit hier gewesen und werde in Ewigkeit bleiben. Ich bin die erste Ursache von Allem, was es gibt. Osten und Westen, Norden und Süden, oben und unten, ich bin Alles, älter als Alles, König der Könige, denn ich bin die Wahrheit, ich bin der Geist der Schöpfung und der Schöpfer selbst, ich bin Erkenntniß und Reinheit und das Licht, ich bin allmächtig."

Dieser schöne geläuterte Grundgedanke, der in den Veda's Jahrtausende früher ausgesprochen wurde, bevor noch die heiligen Bücher des israelitischen Volkes entstanden, herrscht zwar nicht mehr in den religiösen Anschauungen der Hindu vor, aber diese Religion übt dennoch, trotz der zum Theile veränderten Gegenstände der Anbetung, heute einen ebenso großen Einfluß auf das Volk aus, als in den frühesten Zeiten, weil der Glaube an ein über Alles erhabene Wesen noch nicht völlig verschwunden ist.

Durch starres Festhalten der Priesterschaft an uralten Ge-

bräuchen, durch das Begünstigen der Anbetung neuer Gottheiten oder Symbole, bekam indeß der anschauliche, bildliche Theil der Religion über den erhabenen und reinen die Oberhand. In den Schriften dieses neuen Glaubens, den achtzehn Puranas, welche nicht von Veisia, dem Sammler der Veda's, herstammen, sondern von verschiedenen Verfassern zwischen dem 18. und 16. Jahrhundert vor Christi Geburt, zum Theil aus älteren Ueberlieferungen zusammengestellt wurden, findet man Erzählungen von der Schöpfung, philosophische Speculationen, Genealogien, historische Fragmente und unzählige Legenden von den Thaten der Götter, Helden und Weisen.

Außer vielen Millionen von Göttern sind es hauptsächlich siebzehn Gottheiten, welche von den Hindu's angebetet werden. Brahma, der Gott der Schöpfung, besitzt nur Einen Tempel in ganz Indien und wird, wenn auch bei den täglichen Gebeten angerufen, in besonderer Anbetung ganz übergangen; dagegen steht seine Gemalin Sereswati, die Göttin der Gelehrsamkeit, in höherem Ansehen. Vischnu und Schiwa und deren Incarnationen sind der vorzüglichste Gegenstand der Anbetung geworden. Schiwa, der Gott des Zerstörens, erzählen die Puranas, wandert bald lachend, bald schreiend auf der Erde umher, umgeben von Geistern und Kobolden; berauscht, nackend und mit fliegenden Haaren, bestreut mit der Asche eines Scheiterhaufens und verziert mit Menschenknochen und Schädeln. Seine Gemalin, Devi oder Bhorani, genießt einer gleichen Anbetung und wird in noch abschreckenderer Weise dargestellt. Im Süden Indiens erscheint sie als eine schöne Frau, auf einem Tiger reitend, in stolzer und drohender Stellung, als wolle sie eben den Dämon vernichten; aber in Bengalen und in anderen Theilen Indiens wird sie als eine schwarze Furie, mit einer schreckhaften, scheußlichen Physiognomie abgebildet, übergossen mit Blut, von Schlangen umwunden, und ihr Schmuck sind menschliche Schädel. In ihrem Tempel bei Calcutta werden jeden Monat tausend Ziegen und andere Thiere geopfert, damit das Blut von ihrem Bilde ja nie vertrockne. Ebenso blutige Opfer werden Schiwa dargebracht.

Vischnu, der Gott des Erhaltens, erscheint als ein anmuthiger Jüngling von dunkler Gesichtsfarbe, gekleidet in Himmelblau, wie ein König alter Zeiten, oder auch in der Form seiner zehn hauptsächlichsten Incarnationen.

Ferner gehören zu den Hauptgöttern: Lackschnu, die Gemalin

des Vischnu und Göttin des Ueberflusses und des Glückes; Indra, der Gott der Luft und des Himmels; Varuna, der Gott des Wassers; Parana, der Gott des Windes; Agni, der Gott des Feuers; Vama, der Gott der Unterwelt und der Richter der Todten; Cuvena, der Gott des Wohlstandes; Carnikeia, der Gott des Krieges; Lama, der Gott der Liebe, Surya, der Gott der Sonne; Soma, der Gott des Mondes und Ganesa, der Gott der Weisheit. Aber mehr als alle diese stehen Rama und Krischna bei den Hindu's in Achtung, namentlich in Hindostan. Krischna war der Sohn eines Königs zu Mattra; er wurde aber nicht am Hofe seines Vaters, sondern von einem Hirten auferzogen. Seine Jugendscherze und Thaten, wenn er Milch entwendet und Schlangen tödtet, sind den Hindu's unvergeßlich; seiner Schönheit wegen wird er von den Frauen und Mädchen aller Stände angebetet.

Die Mehrzahl der genannten Götter hat keine Tempel, jedoch werden bei größeren Festen ihre Symbole oder Bilder auf Stangen getragen und nachher in's Wasser geworfen. — Die Götterbilder bieten stets ein mehr thierisches, scheußliches und wildes Ansehen dar, als Würde und Größe; sie sind roth, blau oder gelb angestrichen, mit mehreren Köpfen und meist mit vier Händen. — Noch größer ist die Anbetung der Planeten und heiligen Flüsse, namentlich des Ganges, welcher eine Göttin vorstellt.

Auch in der Hindu-Religion ist die Grundbasis: die Furcht vor Strafe und Hoffnung auf Lohn. Die Guten kommen nach ihrer Vorstellung zum Lama; auf reizenden Pfaden wandeln sie unter dem Schatten duftender Bäume, zwischen herrlichen Strömen, deren Ufer von Blumen besät sind; dabei ertönt die Luft von den Hymnen der Seligen und dem melodischen Gesange der Engel.

Der Weg der Bösen dagegen führt auf schmalen Pfaden durch Finsterniß, bald über brennenden Sand, bald über scharfe Steine, die mit jedem Schritte ihre Füße zerfleischen; sie sind nackt, von Durst gequält, bedeckt mit Schmutz und Blut, und übergossen mit heißer Asche und brennenden Kohlen. Von den schreckhaftesten Erscheinungen fortwährend beunruhigt, erfüllen sie die Luft mit ihrem Klageschrei. — Welch' frappante Aehnlichkeit mit dem Himmel und der Hölle der Katholiken?!

Der Gottesdienst der Hindus in den Pagoden, deren fast jedes Dorf einen hat, wird von den Brahminen verrichtet. Der tägliche

Kultus besteht darin, daß die Götterbilder gebadet, gesalbt und bekleidet werden, während vor den Bildern Lampen brennen, worauf Weihrauch verdunstet. — Die Devadasis begleiten diese Ceremonien unter feierlicher Musik mit ihren Tänzen.

Unter den vielen Festen, welche den mancherlei Gottheiten zu Ehren gefeiert werden, nimmt das Wagenfest zu Dschaggernat in Orissa eine der ersten Stellen ein.

Eine Menge Menschen, welche jährlich nach dieser Pagoden wallfahrten, sterben dort oder in der Umgegend. Es reisen nämlich jedes Jahr Tausende hunderte von Meilen weit nach Dschaggernat, nur um dort zu sterben, denn von dort aus fährt Jeder, ob gut ob böse, direct in den Himmel!

Die Todten werden hier nicht beerdigt und wimmelt es um Dschaggernat herum von Schakalen und Geiern, welche reichliche Nahrung an Menschenfleisch finden. Kommen diese Thiere mit ihrer Arbeit in der heißen Jahreszeit nicht rechtzeitig zu Stande, so entstehen fürchterliche Epidemien, die dann, wie z. B. die Cholera, oft bis nach Europa ihren Weg finden.

Um die Pagode von Dschaggernat herum sieht es wie in einem Feldlager aus oder besser als ob alle Hospitäler der Welt ihre Kranken und Sterbenden hier an die Luft gesetzt hätten.

Der Götze Dschaggernat sitzt in der Pagode auf einem Throne zwischen seinem Bruder und seiner Schwester; er ist aus einem großen Holzblock geschnitzt und hat ein fürchterliches, großes schwarzbemaltes Gesicht. Seine Arme sind von massivem Golde, sein Anzug ist prachtvoll; die beiden anderen Götzen sind von weißer und gelber Farbe. Höchst unsittliche Figuren erblickt man an den Wänden und Thüren.

Diese drei Götzen werden auf einen siebzig Fuß hohen Wagen an den Tagen des großen jährlichen Festes von Menschen mit Stricken unter großem Gepränge durch die Straßen gezogen und oft werden die Räder von dem Blute der Büßenden beiderlei Geschlechts, welche sich unter denselben zerquetschen lassen, um schnell und sicher in Brahma's Himmel zu kommen, geröthet. — Man sieht diese hirnverbrannten Andächtler mit struppigen Haaren, bemalten Gesichtern und Leibern überall umherwanken, sich verschiedene Martern anthuend.

Die Zahl der Pilgrime zu dem erwähnten Feste beläuft sich oft auf Hunderttausende und diese Masse erhebt ein fürchterliches

Geschrei, wenn die Götzen aus der Pagode gebracht werden. — Die Menge mit grünen Palmen in der Hand, wirft sich zu Boden und betet. Unter Vortritt von einigen hunderten heiliger Elephanten, von denen zertreten zu werden gleichfalls als die Erlösung von allen Sünden gilt und einer kleine Armee von Devadasis setzt die Prozession sich in Bewegung. — Ueber hundert Priester verrichten indeß die religiösen Gebräuche in den verschiedenen Stockwerken der Pagode.

Eine weitere merkwürdige Eigenthümlichkeit des Festes zu Dschaggernat ist, daß während dessen Dauer der Kastenunterschied, den die Indier sonst so strenge beachten, aufgehoben ist; hier sind alle Kasten vermischt, ja sie essen sogar alle miteinander.

Eine besondere Menschenclasse bilden die Büßer und Fakirs von Hindostan. Sie haben zwar verschiedene Stufen unter sich, aber man nennt sie Alle Muni. In glühender Sonne zwischen fünf Feuer sitzen, Winters im kalten Wasser liegen, Tage lang auf den Zehenspitzen stehen, fast nichts und nur das Elendste essen, sich den Krokodilen im Ganges entgegenwerfen, sich lebendig verbrennen, vom Felsen stürzen, den Rücken mit einem eisernen Haken durchbohren und sich dann von einem großen Rade schwingen lassen, mit Stacheln in den Füßen Reisen machen, Jahre lang sitzen und auf den Boden blicken, sind die heiligen Mittel, durch welche sie sich die ewige Seligkeit zu erringen glauben. Die eigentlichen indischen Büßer heißen Tapasrinas. Die Einen messen den Weg nach Dschaggernat mit ihren Körper, indem sie sich der Länge nach auf den Boden werfen, dann aufstehend sich wieder niederwerfen; ein anderer wälzt sich Tag für Tag um einen Felsen herum, der eine Meile im Umfange hat. Ein Dritter läßt sich die Nägel durch die geballten Fäuste wachsen. Einem Andern fällt es ein, seine ganze Lebenszeit in einem eisernen Käfig zu verbringen oder sich mit schweren Ketten zu belasten u. s. w.

Viele dieser „Büßenden" werden jedoch keineswegs von religiösen Triebfedern geleitet, sondern nur von der Absicht, sich unter der Maske der Demuth und Heiligkeit Schätze zu erwerben.

Der Großmogul Aurengzeb berief einst viele Fakire von Akan zu sich, weil er erfuhr, daß sie in den Falten und Nähten ihrer Lumpen viel Gold und Juwelen verborgen trugen. Er bewirthete die Fakirs und gab zum Schlusse Jedem ein anständiges

Kleid. — Die äußerst bestürzten Fakir's machten zwar tausend Einwendungen, der Großmogul gab aber nicht nach, und die verstellte Armuth der Heuchler kam an den Tag.

Sowie das religiöse Leben der Hindus dem Geiste des Europäers völlig ferne liegt, so nicht minder ihre gesellschaftliche Sonderung in Classen und Kasten.

Brahma schuf, nach ihrer Lehre, vier Arten von Menschen, nämlich: die Brahminen aus seinem Haupte, um die Menschheit zu leiten und zu belehren; die Kschatriyas (die Krieger) aus seinem Arme, um dieselbe zu schützen und zu vertheidigen; die Beisiyas (die Ackerbauer) aus seinem Leibe, um sie zu nähren und zu erhalten, endlich die Sjudras aus seinen Füßen, um den Uebrigen zu dienen und zu gehorchen.

Der Brahmine ist also das erste aller geschaffenen Wesen; die Welt und Alles, was in ihr ist, gehört ihm; durch ihn erst erfreuen sich andere Sterbliche ihres Lebens, denn seine Verwünschungen können Könige vernichten; daher soll auch ein Brahmine mit mehr Achtung als ein König behandelt werden. — Sein Leben und sein Besitzthum sind durch die strengsten Gesetze in dieser Welt und durch die Drohungen der furchtbarsten Strafen in der jenseitigen geschützt. Seine Jugend soll in Entsagung und Kasteiung ausschließlich dem Studium der Vedas gewidmet sein; gehorsam und dienend dem Lehrer, soll er sich den Unterhalt von Thür zu Thür erbetteln. — Im zweiten Lebensabschnitte finden wir ihn mit seiner Familie und seinen Kindern den gewöhnlichen Pflichten eines Brahminen obliegen: die Vedas lesen und lehren, opfern und beten, Almosen spenden und empfangen. Aber er darf keine Dienste annehmen, soll auf alle Lebensfreuden, auf Musik, Gesang, Tanz, Spiel u. dgl. verzichten, ferner weltliche Ehren meiden wie das Gift. Selbst sein äußeres Wesen und seine Kleidung sind streng vorgeschrieben; offen und bescheiden, züchtig, leidenschaftlos, Haar und Bart verschnitten, sein Gewand weiß, sein Körper rein; nur mit einem Stabe und dem Vedas in den Händen und mit glänzenden goldenen Ringen in den Ohren darf er sichtbar sein. Sein dritter Lebensabschnitt ist der mühevollste. Nachdem er wenigstens einen Sohn auferzogen und demselben Alles anvertraut hat, muß er eine streng ascetische Lebensweise beobachten. Bekleidet mit dem Fell einer schwarzen Antilope, mit herabhängendem Haare und langen Nägeln, schläft er auf der

bloßen Erde, entsagt dem Gebrauche des Feuers und lebt nur von Wurzeln und Früchten, dabei aber strenge allen religiösen Pflichten nachgehend. Auf diese Weise beschließt er sein Leben in Selbstbeschauung, in Betrachtungen über die Gottheit und haucht endlich seine Seele aus, wie der Vogel voll Lust den Zweig des Baumes verläßt.

Doch kehren wir jetzt wieder zur schönen Durga zurück. — Einige Tage sind verflossen, seit sie Sir Edward während des Tanzes eine Rose verstohlen gereicht hatte.

Der junge Wüstling schien die wenigen Tage emsig angewendet zu haben, um das Herz der reizenden Devadasi im Sturme zu erobern, denn Durga, welche wir in dem Garten des Indra-Tempels in einem Gebüsche belauschen, wohin sie sich absichtlich zurückgezogen hatte, holte, als sie sich allein glaubte, aus ihrem Busen ein kleines Päckchen von Parfum duftender Briefe hervor, sämmtlich von Sir Edward's Hand geschrieben.

Sie durchsah die Briefe in der Reihenfolge, in der sie dieselben erhalten hatte.

Zwei- auch dreimal des Tages war die von dem Kammerdiener gewonnene Bajadere unter allerlei Vorwänden in den Tempel des Indra gekommen, um ihre reichlich belohnten Botendienste zu versehen. Sie hatte bisher wohl schon ein Dutzend Billetdoux hinein, aber noch kein einziges herausgetragen. Diese plötzliche Sprödigkeit Durga's steigerte natürlich die einmal entflammten Begierden Edward's bis zum Wahnsinn, so daß er in dem letzten Briefchen mit wenigen Worten erklärte: in Hinkunft alle Rücksichten auf jede Gefahr hin bei Seite setzen und, sei es mit List oder Gewalt, in dem Tempel sich Eingang verschaffen zu wollen.

Diese Drohung erschreckte das Mädchen in nicht geringem Grade. Durga kannte einerseits die Bestechlichkeit der Tempeldiener, anderseits wußte sie, daß ein Mann von dem Range und Einfluße eines Dundonald ohne besondere Gefahr sich einen Akt der Gewaltthätigkeit gegen eine arme Bajadere erlauben durfte, weil nicht nur die Behörden jeden größeren Skandal zu Gunsten eines hochgebornen Engländers, d. h. eines der „Herren des Landes" sorgfältig vertuschen würden, sondern auch schließlich die Klagen der Indra-Priester selbst über die Schändung ihres Tempels theils durch Drohungen, theils durch einen großen Beutel mit vollwichtigen

Guineen leicht beschwichtigt werden konnten, wie vielfache Thatsachen hinlänglich bewiesen.

Die liebliche Durga bereute unter dem Einflusse dieser Erwägungen, daß sie dem Fremden in so auffälliger, ja unbedingt zusagender Weise entgegengekommen war.

Bald bemeisterte sie jedoch das Gefühl der Bangigkeit und Unruhe, von welchem sie für einen Augenblick beherrscht worden war.

„Nein," sprach sie halblaut vor sich, „ich kann, ich darf nicht zurückweichen. Die Vorsehung hat mir ganz unvermuthet den Weg gezeigt, auf welchem ich meine persönliche Freiheit aus diesem elenden Götzentempel erlangen und ihm, meinem heißgeliebten Henry, vielleicht zu seinem so schmählich mit Füßen getretenen Rechte verhelfen kann. Ach! Wo er nur seit vollen acht Tagen bleiben mag? Es wird ihm doch kein Unfall begegnet sein? Sucht Henry zwischen heute und morgen mich nicht auf, so wage ich in Verkleidung einen Gang in die Stadt; ich will, ich muß ihn sehen, sprechen, umarmen!" —

Durga hatte, vom Affecte hingerissen, die letzteren Worte mit ziemlich lauter Stimme gesprochen; plötzlich stieß sie einen kurzen Schrei aus. Sie fühlte sich von rückwärts umfaßt und ein heißer Kuß brannte auf ihrer Stirne.

„Mein Henry!" rief die Devadasi, von dem Sitze auf der Steinbank aufspringend und jetzt auch ihrerseits stürmisch einen schönen schlankgewachsenen jungen Mann von etwa sechsundzwanzig Jahren umarmend. — Dieser junge Mann war offenbar von reiner europäischer Abstammung, und ungeachtet der beinahe ärmlichen Kleidung, die er trug, dennoch in seinem ganzen Wesen ein echter Gentleman. — Seine Kopf- und Barthaare schimmerten etwas in das Röthliche. Er trug weite Beinkleider und eine Art Matrosenjacke, dazu einen großen Strohhut mit breiten Rändern. — Der Tag war sehr heiß gewesen und der Fremde warf seinen Hut zur Erde. Helle Schweißperlen standen auf seiner hohen, edelgeformten Stirne, die er mit einem Sacktuche trocknete, während er Durga sanft auf die Steinbank neben sich niederzog.

„Ach, theure Durga," rief der junge Mann, welcher wirklich der von der Devadasi so heiß ersehnte Henry war, „ach theure Durga, vor Allem gestatte, daß ich Dir den abscheulichen Verdacht abbitte, in welchem Du Dich selbst gebracht. Sprich kein Wort, mein Engel! Ich habe Dich von einem Baume, in dessen Zweigen

ich verborgen saß, belauscht, als Du einem jungen, geschniegelten Fant während des Tanzes eine Rose in die Hand drücktest; ich weiß, was seitdem vorging; meine Eifersucht hielt mich Tag und Nacht auf dem Beinen; wie oft fühlte ich mich schon versucht, der Zwischenträgerin jenes erbärmlichen Wüstlings die Briefe zu entreißen, um mir von deiner Untreue Gewißheit zu verschaffen; aber Gott sei es gedankt, ich blieb Herr meiner selbst! Da erfuhr ich, daß Du kein einziges der an Dich gelangten Schreiben bisher einer Antwort gewürdigt hast. Ich wagte neu aufzuathmen; ich beschloß, dich, die ich nimmer wiedersehen wollte, weil ich in thörichter Verblendung Deine Schuld bereits für erwiesen annahm, wieder zu sehen; aus Deinem Munde wollte ich die Motive erfahren, welche Dich bestimmt haben konnten, einem Dir völlig fremden Manne auf halbem Wege entgegenzukommen. — Nun aber, meine herrliche Durga, nun bin ich wieder vollkommen beruhigt; kein einziges Wort Deines Selbstgespräches ist mir entgangen. Zwar bleibt mir in Deinen kurzen Andeutungen noch so Manches dunkel und räthselhaft. Was soll unter Anderem Deine Anspielung bedeuten, daß Du mir zu meinem schmählich mit Füßen getretenen Rechte verhelfen wollest? Was kann ich, der arme, namenlose Waise, der Verstoßene einer Familie, die ich nicht einmal dem Namen nach kenne, noch zu hoffen haben? Bin ich denn nicht zufrieden mit dem Wenigen, was ich mir im Schweiße meines Angesichts erwerbe, bin ich nicht überreich und glücklich durch Deine Liebe?!" —

„Mein guter Henry!" lispelte die Devadasi, ihren Geliebten mit einem Blicke betrachtend, in welchem Stolz und Zärtlichkeit sich paarten, „wie edel, gefühlvoll und genügsam bist Du! Deine Liebe — um keine Schätze der Welt möchte ich sie missen, noch weniger aber ihrer unwürdig werden! Auch ich mache keinen Anspruch auf Reichthum und Ehren — mit Dir vereint würde ich den Himmel auf Erden gefunden haben, müßte ich auch, um unser Leben zu fristen, die Arbeiten einer Hindu aus der verfluchten Kaste der Paria verrichten. Aber Henry — Du vergißt stets, daß wir nicht in dem freien Albion uns befinden, sondern in dem Lande einer durch Sitte und Herkommen streng geheiligten Sclaverei, daß wir durch die Macht der Verhältnisse ewig getrennt bleiben müssen, falls es uns nicht gelingt, meine Freiheit zu — erkaufen. In diesem Tempel geboren und erzogen, bin ich nach dem Gesetze eine Sclavin des Gottes

Indra, wenn auch — ersten Ranges! Das Bischen Geist und Kunst, welches ich besitze, läßt mich diesen Götzendienern als eine Waare von Werth erscheinen. Man sagt, daß es in ganz Delhi keine Zweite gebe, die in Tanz und Mimik mir an die Seite gestellt werden könne. Man drängt sich in unseren Tempel, zu unseren öffentlichen Aufzügen, wenn die Herolde verkünden, daß Durga den Reigen der dem Indra geweihten Devadasis anführen werde. — Indra," schloß die schöne Bajadere mit verächtlichem Lächeln, „Indra beginnt in dieser Stadt durch mich allen anderen Gottheiten eine gefährliche Concurrenz zu machen, so daß die Priester des Vischnu erst vor Kurzem den uns'rigen tausend Rupien in Gold*) als Kaufpreis für meine Person geboten haben. — Dieser Handel zerschlug sich jedoch; die ehrwürdigen Diener des Gottes Indra berechneten die Zunahme an Opfergaben, seit ich durch meine Kunst unserem Tempel eine größere Menge von Anbetern zugeführt habe, und fanden, daß ich mindestens das Doppelte dessen werth sei, was die speculativen Käufer boten. — Welche Summe müßte erst ein Ungläubiger, ein verhaßter Brite gleich Dir den fanatischen Götzenpriestern bieten, um meine Freiheit zu erkaufen?!" —

Durga lehnte betrübt ihr schönes Haupt auf die linke Schulter von Master Henry, an dessen Seite sie saß. Der junge Mann stampfte unwillig den Boden mit dem Fuße und rief mit zornglühendem Antlitze:

„Ich habe von diesem schändlichen Menschenhandel gehört; ich kann nicht begreifen, wie Du solche Schmach auch nur in Gedanken zu ertragen vermagst. Meine Ersparnisse sind gering; ich verfüge kaum über hundert Pfund; aber diese Summe wird genügen, um unsere Flucht, sei es nach Europa oder anderswohin, zu bewerkstelligen. Schon wiederholt that ich Dir diesen Vorschlag. Warum schlägst Du nicht ein, warum willst Du mir nicht einmal die Gründe Deiner Weigerung angeben?" —

„Theurer Henry," erwiderte die Devadasi ohne Besinnen, „Gott sei mein Zeuge, daß nicht Mangel an Vertrauen meine Zunge bindet! Sage mir, mein Geliebter, wenn Du Dein Ehrenwort gegeben hättest, über einen Gegenstand zu schweigen, würdest Du es brechen, mir zum Gefallen?"

---

*) Circa 16.000 fl.

„Gewiß nicht!“ entgegnete der junge Mann.

„Nun, dann wirst Du begreifen, daß ich nicht sprechen darf, weil ich bei dem Grabe meiner Mutter geschworen, über ein wichtiges Geheimniß zu schweigen, bis gewisse Umstände eingetreten sein würden.“

„Und wem hast Du diesen Schwur geleistet?“ frug Master Henry in gespanntester Erwartung.

„Ihm, meinem Wohlthäter, meinem edlen, väterlichen Freunde, von dessen Güte gegen mich ich Dir schon so Manches zu erzählen wußte.“

„Du meinst wohl den Brahminen Ganesas, dessen Weisheit und ehrfurchtgebietender Charakter selbst den Europäern hohe Achtung einflößt.“

„Er ist es,“ bejahte Durga, „er, der Oheim meiner guten Mutter. Ihm verdanke ich vor Allem, daß ich nicht gleich den anderen Devadasis in roher Unwissenheit und in dem plumpen Aberglauben der Hindus aufwuchs. — Obwohl ich, der Landessitte gemäß, als das Kind einer Bajadere des Gottes Indra innerhalb der Mauern dieses Tempels auferzogen werden mußte, wußte Ganesas dennoch dem Wunsche meines Vaters, mir europäische Bildung und namentlich eine gründliche Kenntniß der englischen Sprache angedeihen zu lassen, Rechnung zu tragen. — Einmal im Besitze des letztgenannten geistigen Kleinods konnte ich im Stillen aber emsig an meiner Selbstbildung, an der Läuterung meiner Ansichten fortarbeiten. — Seit dem vor etwa zehn Jahren erfolgten plötzlichen Verschwinden meines Vaters aus Ostindien, fuhr der edle Ganesas unablässig fort, meine europäische Bildung insgeheim zu vollenden. Obwohl er selbst arm, ja dürftig ist, versorgte er mich dennoch reichlich mit modernen Büchern, so daß die Classiker Englands zur Stunde mir weit bekannter und geläufiger sind, als die Bücher der Veda's.“

„Ich glaubte bisher, Dein Vater sei todt?“ bemerkte Master Henry, mit dem üppigen rabenschwarzen Haare der lieblichen Bajadere tändelnd, welche sich auf seine linke Schulter gelehnt und an ihn kosend angeschmiegt hatte.

„So hieß es einst, aber Ganesas läßt seit einiger Zeit vielfache Andeutungen fallen, daß mein Vater nur verschollen, aber nicht gestorben sei, ja daß sein Wiedererscheinen in diesem Lande vielleicht schon demnächst erfolgen dürfte.“



Der Fremde zielte kaltblütig nach dem rechten Auge des Königstiger.

„Ist Dir wirklich der Name Deines Erzeugers unbekannt?“ frug Henry mit forschendem Blicke das Mädchen.

„Ganesas kennt ihn gewiß,“ antwortete Durga völlig unbefangen, „aber er weigert sich, mir ihn zu nennen, so flehentlich ich auch darum bat. — Mein liebes Kind, sagte der ehrwürdige Mann erst gestern zu mir, als wir auf diesen Gegenstand zu sprechen kamen, mein liebes Kind, zügle nur noch kurze Zeit Deine Neugierde, die ich übrigens nicht blos für natürlich, sondern sogar für wohlberechtigt anerkenne. — Ereignisse, die ich längst vorausgesehen, nahen sich endlich der Verwirklichung. Durch einen Zufall hast Du Manches erfahren, was Dir noch länger hätte verborgen bleiben sollen, weil die mindeste Unvorsichtigkeit sehr leicht Alles gefährden kann. Indessen — schloß Ganesas ernst — baue ich auf Deine Festigkeit, Deine Verschwiegenheit.“

„Du reizest immer mehr meine Neugierde ohne Aussicht, sie zu befriedigen,“ rief der junge Mann beinahe ärgerlich, „ist denn meine Person bei allen diesen Geheimnissen mit im Spiele, daß ich von jeder Mitwissenschaft ausgeschlossen bleiben muß? Wer weiß, ob ich nicht als Eingeweihter mehr zu nützen vermöchte, als jetzt, wo ich in völliger Finsterniß umhertappe?“

Durga zuckte die Achseln und sagte:

„Sprich selbst mit Ganesas; er, vor dem ich kein Geheimniß habe, weiß auch um unsere junge Liebe, ja ich errathe sogar, daß von ihm absichtlich vor kaum zwei Monaten unsere Bekanntschaft herbeigeführt wurde. Hat er uns nicht den Weg zu unseren Stelldiche ins gewiesen? Ein Mann, gleich Ganesas, spricht und thut nichts ohne Ueberlegung, ohne Absicht. Zu welchem anderen Zwecke, als um unsere Zusammenkunft zu erleichtern, hat er mich in das Geheimniß des unterirdischen Ganges eingeweiht, welcher, hinter diesem Gebüsche beginnend, nach dem Inneren der Stadt führt.“

Master Henry überlegte eine kurze Weile, dann sagte er:

„Du hast Recht, mein Engel! Ich will ohne Verzug den ehrwürdigen Mann aufsuchen, wozu mir dieser Tage sowohl Lust als auch Gelegenheit mangelte. Wo werde aber ich den Brahminen zur Stunde treffen? Ich will keinen Augenblick verlieren; eine dunkle Erinnerung aus meinen ersten Lebensjahren durchzuckt plötzlich mein Gehirn, und eine sonderbare Vermuthung, von der ich mir eigentlich keine klare Rechenschaft zu geben weiß,

taucht vor meiner ahnungsvollen Seele auf.“ — Henry sprang vom Sitze auf.

„Ganesas,“ erwiderte die Devadasi, „Ganesas ist gestern nach Gutab-Minar gepilgert, um unter jenen merkwürdigen Ruinen einige Tage lang seinen philosophischen Betrachtungen in aller Ruhe nachzuhängen. Du wirst ihn dort ohne Schwierigkeiten zu finden vermögen.“

„In Gutab-Minar?“ wiederholte Master Henry erstaunt, „dort bin ich ja wohl bekannt. Wäre es möglich? Ich sollte in meiner namenlosen Aufregung auf die heutige Zusammenkunft der Unserigen ganz und gar vergessen haben? Und doch ist es so! Lebe wohl, theure Durga; noch in dieser Stunde breche ich nach den Ruinen auf. Gutab-Minar ist nur fünfzehn englische Meilen von hier entfernt. Ich besteige sogleich mein Pferd; ehe Mitternacht anbricht, habe ich mein Ziel erreicht und Hochmittag wird mir entgegenleuchten.“

Durga, welche den dunkeln Sinn der letzten Worte durchaus nicht verstand, was zuverlässig auch bei der Mehrzahl unserer Leser der Fall sein wird, blickte ihren Geliebten fragend an. — Henry stürzte jedoch, nachdem er das Mädchen noch einmal stürmisch umarmt und geküßt hatte, rasch durch das Gebüsche davon.

Sinnend und ernst gestimmt trat jetzt Durga den Rückweg nach dem mit dem Tempel in Verbindung stehenden Wohngebäude an, in welchem sie ein kleines, gesondertes Gemach inne hatte. —

Neuntes Capitel.

Eine Brahmine als Freimaurer.

Zu den größten Merkwürdigkeiten von Delhi gehört jedenfalls die schon aus weiter Ferne sich kenntlich machende Gutab-Minar; so heißt die berühmte Säule, welche Kötbeddin Fibök, der Stifter der Churiden und der Zertrümmerer des Brahminenthrones in Delhi (1193) als Triumphsäule des Mohamedanismus über die Hindu-Religion erbaute.

Gutab-Minar, aus schönem rothen und festen Sandsteine erbaut, ist die größte Säule auf dieser Erde. Sie hat im Fundament 62 Fuß Durchmesser und erreicht in drei Absätzen bis zur höchsten Spitze 265 Fuß. Der Absicht des Erbauers gemäß sollte sie den Eingang einer Riesenmoschee bezeichnen, welche aber nur theilweise zur Ausführung gelangte. Auf diese Weise steht die Gutab-Minar inmitten uralter Buddhisten- und Hindubauten und großartiger muselmännischer Ruinen. An den colossalen Thoren und Säulen, den kühnen Gewölben der ersteren, erkennt man noch heute eine große Zeit, die in den erhabensten Bauwerken ihren Glauben und ihre Gebräuche verewigen wollte. — Um die Gesimse ziehen sich in Sculpturen die Aufzüge der Könige, die Pilaster verzieren Elephantenköpfe und der forschende Beobachter kann hier eine längst vergangene, uns so wenig bekannte Zeit in allen einzelnen geschichtlichen Momenten verfolgen.

In einem der Höfe steht eine alte, runde, mit Sanskrit und arabischen Inschriften verzierte, 30 Fuß hohe eiserne Säule, in welche

der Zerstörer Schah Nadir in seinem Zorn mit der Axt eine tiefe Beule schlug.

Vermöge einer Wendeltreppe von 383 Stufen erreicht man die von einem eisernen Geländer umgebene höchste Spitze der Gutab-Minar. Bei klarem Wetter bietet sich hier ein wundervoller Anblick dar. Was uns sonst von Delhi und seiner Umgebung nur in einzelnen Bildern erscheint, zeigt sich auf einmal in seinem ganzen Umfange. Da liegen die Ruinen von Palästen, Villen, Moscheen, Grabmälern, Karawansereien und Gärten früherer Jahrhunderte. Und noch heute machen sich aus diesem Trümmerhaufen hundertundsechzig Kuppeln und Thürme bemerkbar. Delhi, das einst zwei Millionen Einwohner zählte, während es heut zu Tage nur mehr den zehnten Theil davon aufzuweisen hat, Delhi mit seinem blendend weißen Marmordome und Minareten und dahinter der im grünen Thale strömende Jamna begrenzen das düstere Bild, in welchem die Phantasie so reiche Nahrung findet, und aus welchem Jahrtausende warnend und belehrend zu uns sprechen. Wie viele rührende und erschütternde Betrachtungen bieten diese großartigen Ruinen dem Geiste dar, der in ihnen zu lesen weiß! Unter euren Trümmern ist der Leichnam des Königs vermischt mit dem Ueberreste der untersten Sclaven und gibt Zeugniß von dem heiligen Lehrsatze der Gleichheit aller Menschen vor den Gesetzen der Natur! —

Der Himmel war klar und der Mond ergoß sein sanftes Licht über die Gutab-Minar, als inmitten der die Riesensäule umgebenden Ruinenwelt Master Henry sein schnaubendes Roß anhielt. Der junge Mann mochte mit der Oertlichkeit sehr wohl vertraut sein, weil er, obwohl der Mond erst im Aufgehen begriffen war und zwischen dem endlosen Chaos von Ruinen fast völlige Dunkelheit herrschte, dennoch über die einzuschlagende Richtung keinen Augenblick im Zweifel schwebte. Er lenkte sein Pferd nach einem Vorhofe, dessen Boden mit hohem, üppigen Grase überwachsen war. Hier band er sein Thier mittelst einer langen Leine an eine Säule und zäumte das Pferd ab, welchem nach dem scharfen Ritte das saftige frische Futter sehr wohl zu behagen schien.

Durch ein wahres Labyrinth von Ruinen, zwischen welchen Bäume aller Gattungen und Größen, wie sie der Zufall hier gesäet hatte, regellos durcheinander wuchsen, lenkte nun Henry seine Schritte

nach einer anscheinend ziemlich gut erhaltenen Pagode, von welcher her ein sanfter, überaus melodischer Gesang vernehmbar war.

Den Eingang der Pagode bewachten zwei Männer, der Eine ein dunkler Hindu, der Andere ein Sohn der Küste von Mascat, dessen helle Hautfarbe, wohlgeformten Züge und edle Haltung einen sehr angenehmen Eindruck hervorbrachten.

Der Araber spielte mit dem Griffe seines Yatagans, als sein scharfes Ohr die Tritte eines Nahenden vernahm und auch der Hindu, der in apathischer träumerischer Ruhe mit verschränkten Beinen auf dem Thürstaffel gesessen, richtete, aufmerksam werdend, seinen Oberleib empor.

Henry blieb, als er dem in seinem weißen Burnus schon von weitem kenntlichen Araber bis auf zehn Schritte genaht war, stehen, dabei mit der rechten Hand ein gewisses Zeichen auf der Brust machend. In ziemlich gutem Englisch stellte nun der Araber einige kurze Fragen, welche Henry wohl zur Zufriedenheit beantwortet haben mußte, weil der Muselmann, welchem offenbar die Bewachung des Einganges oblag, dem jungen Manne nicht nur freundlich die Hand zum Drucke reichte, sondern auch hierauf mit einer achtungsvollen Verbeugung dem Master Henry die Eingangsthüre öffnete.

Durga's Geliebter gelangte in einen von drei Lampen matt beleuchteten Vorsaal, in welchem er von einem europäisch gekleideten Manne, der ihn sofort französisch ansprach, empfangen wurde.

„Ei warum so spät?“ frug er, dem Eingetretenen mit Herzlichkeit die Hand schüttelnd.

„Ich habe, um es offen zu gestehen, ganz und gar vergessen gehabt, daß für heute Abends zehn Uhr hier eine regelmäßige Arbeit der Brüder anberaumt war,“ erwiderte Henry leicht erröthend.

„Ich kenne auch den Grund dieser Vergeßlichkeit, mein theurer Henry,“ lächelte der Franzose, „Sie sind verliebt und — eifersüchtig.“

„Ei,“ rief Henry erstaunt, „woher wissen Sie das Letztere? Daß ich Durga liebe, habe ich Ihnen wohl selbst mitgetheilt, aber —“

„Aber, daß Sie seit einigen Tagen wie ein Wahnsinniger in den Straßen von Delhi umherlaufen und namentlich Sir Edward mit vor Haß glühenden Blicken auf das Korn genommen haben, gehört, entschuldigen Sie meine Offenheit, bereits zu den stadtkundigen

Ereignissen. Doch, mein lieber Bruder, profaniren wir nicht diesen Ort durch solche Gespräche. Unser ehrwürdigster Meister Ganesas würde dies sehr übel vermerken. Wie Sie wohl wissen, hält er strenge Disciplin in den Versammlungen der Brüder aufrecht, und Niemand von uns Allen hätte wohl Muth und Lust, den gottbegeisterten, edlen Greis auch nur im Gedanken zu beleidigen."

„So ist es," bestätigte Master Henry mit einem Kopfnicken, „möge der Allmächtige den hochherzigen Brahminen, dessen Geist und Gemüth uns Allen voranleuchtet auf den dornenvollen, zur ewigen Wahrheit hinanführenden Pfaden, noch recht lange uns und unserer Sache erhalten."

Der Franzose hatte inzwischen sein Ohr an die Thüre gelegt, welche nach dem Inneren der Pagode führte. — Dann sagte er:

„Sie können jetzt eintreten, Bruder Henry, soeben ist an drei „Suchenden" die Aufnahms-Ceremonie vollzogen worden. Ganesas hat sich etwas zurückgezogen und wird dann den jungen Brüdern gewiß eine eindringliche Rede halten, wie er es stets zu thun gewohnt ist."

„Wird Ganesas noch einige Tage hier verweilen?" frug Henry, im Begriffe, durch die von dem Bruder Thürhüter bereits halb geöffnete Thüre in das Innere des Heiligthums einzutreten.

„Ich glaube ja," entgegnete der Gefragte, „wir Anderen kehren aber, sobald die Loge geschlossen ist, ohne Verzug nach Delhi zurück, um zur rechten Zeit wieder unseren Alltagsbeschäftigungen obzuliegen."

Henry betrat das Heiligthum leisen Schrittes, und um die auffallende Ruhe, welche hier herrschte, obwohl an hundert Menschen aller Nationen und Confessionen versammelt waren, ja nicht zu stören, schloß er sich der in drei Colonnen aufgestellten Schaar der Brüder im Westen an, so daß er gerade dem Altare gegenüber zu stehen kam, hinter welchen der ehrwürdige Ganesas soeben wieder trat, um an die neu aufgenommenen Bundesgenossen eine Ansprache zu halten. — Einer der Neulinge war ein Landeseingeborner, der Zweite ein Siamese, der Dritte ein Europäer.

Das Innere des Tempels trug deutliche Spuren von dem Alles zernagenden Zahne der Zeit; jedoch waren die Wände, die Säulen, ja sogar die Wölbung so massiv und solid ausgeführt, daß selbst trotz der tausend Jahre, welche die Pagode wenigstens alt

sein mochte, von einem eigentlich baufälligen Zustande keine Rede sein konnte. — Diese Pagode schien übrigens, ihren bescheidenen Dimensionen nach, nur einem kleinen Gotte gewidmet gewesen zu sein, denn, je größer der Gott, umso riesiger muß nach den rein materiellen Anschauungen des Hindu auch der Umfang und die Höhe seines Tempels sein, wohnt ja, wie er fest glaubt, der Gott mit seinem ganzen Leibe darin! — Einem großen Gotte einen kleinen Tempel als geheiligte Wohnstätte anweisen, würde dem Hindu ebenso widersinnig, ja unmöglich erscheinen, als einen Elephanten in einen niederen Schafstall sperren zu wollen.

Von einer eigentlichen Ausstattung der verlassenen Pagode war wenig zu sehen. An den Wänden ringsum stacken, in eisernen Zwingen befestigt, ein Dutzend dreiarmige Wandleuchter und auf dem Altare selbst so wie demselben zur Rechten und Linken auf einigen Postamenten aus Stein standen je drei andere Leuchter. — Das Licht aller dieser Wachskerzen reichte gerade hin, um den beiläufig fünfzig Schritte im Gevierte umfassenden Raum in einer magischen Halbdämmerung erscheinen zu lassen, in der sich die so verschiedenartigen Costüme und Physiognomien der Anwesenden höchst phantastisch darstellten.

Insbesonders nahm sich des hochbetagten Brahminen Ganesas imposante, in eine schneeweiße weite Robe gehüllte Gestalt anziehend, ja unwillkürlich fesselnd aus. Sein langes Kopf- und Barthaar wetteiferte an blendender Weiße mit seinem Gewande. Trotz seiner achtzig Jahre, trotz der Leiden und Entbehrungen, die der edle Greis seinem Stande gemäß sich freiwillig auferlegte, schien dennoch in Ganesas eine jugendliche und unverwüstliche Kraft des Körpers und Geistes zu wohnen.

Ganesas sprach das Englische vollkommen geläufig, in welcher Sprache auch die Arbeiten dieser merkwürdigen Freimaurerloge vollzogen wurden. — Sein Organ klang voll und wohltönend, als er an die neu aufgenommenen Mitglieder des großen Weltbundes folgende Ansprache hielt:

„Wenn eine unserer geheimen Zeichen unkundige Hand an die Pforte unseres Tempels klopft, so öffnen wir Demjenigen, welcher Einlaß begehrt, nur unter der Bedingung, daß Einer der Unsern, ein älterer, erprobter und erfahrener Bruder dafür sich verbürgt, daß der Klopfende ein freier Mann von gutem Rufe sei, denn nur ein

solcher vermag Freimaurer zu werden. Was hälfe es auch, wenn wir Männer zuließen, welche diese erste unserer Bedingungen nicht zu erfüllen vermöchten, was wäre uns, was ihnen gedient, wenn wir sie blos zum Scheine zu Freimaurern machten, die sie doch nimmer zu werden vermöchten?

„Wir, meine Brüder! wir streben als Freimaurer nicht um Ehre vor der Welt, aber wir wollen durch unser Beispiel wirken auf die Menschen, daß sie immer mehr und mehr und in immer weiteren Kreisen zu rechtschaffenen Freimaurern werden, nämlich zu Menschen, die das Gute lieben aus Freude am Guten, die den Willen Gottes thun, weil sie selbst wollen, was Gott will und die einträchtig bei einander wohnen, weil sie an ein und demselben Werke schaffen. — Wie vermag aber ein Mann durch sein Beispiel zu wirken, wenn er kein freier Mann, kein Mann von gutem Rufe ist? Und ein Solcher, dem wir den Namen eines Freimaurers geben, ohne daß er die Fähigkeit besitzt, es wirklich zu werden, hat selbst den größten Schaden! denn — wenn er auch nichts von dem wahren Wesen der Freimaurerei begreift, so wird er doch Eines um so schneller und leichter begreifen, je thörichter und unfähiger er ist: nämlich, daß er eine hohe Berufung habe. — Der Gedanke der Berufung: das Werk Gottes auf Erden zu fördern, ist für den wahren Freimaurer eine Quelle der Demuth, weil er weiß, daß seine Arbeit nicht in der Zeit ist, sondern in der Ewigkeit. Für den unfähigen und thörichten Menschen aber, welcher von einem Freimaurer nichts hat als den Namen und die äußerlichen Zeichen, ist der Gedanke: ein Werkzeug Gottes zu sein, eine Quelle des Uebermuthes, und er geht selbst für das zeitliche Dasein verloren, dessen Bedeutung allein die ist: Abglanz der Ewigkeit zu sein.

„Meine Brüder! Wenn wir einen unfähigen Menschen zum Freimaurer machen, so werden wir ihn also nicht retten, sondern ihn vielmehr verderben!

„Die Freimaurerei ist ein Bau, welcher nach dem Plane eines weisen Meisters zu Stande gebracht werden soll. Die, welche an ihm vorübergehen, helfen und schaden ihm nicht, aber es kommt die Zeit, wo der Bau ihnen gar sehr zum Heile gereichen wird und wo sie einziehen werden in seine weit geöffneten Hallen, hingerissen durch die Herrlichkeit des wohlgerathenen Bauwerkes. — Die aber, welche berufen sind als Bauleute zu arbeiten, auf daß dieß dereinst geschehe,

werden entweder den Bau fördern oder ihn verderben und sich mit ihm. Gesellen, Lehrlinge und Handlanger, welche den tief angelegten Bauplan des Meisters nicht verstehen, welche sich selbst klug dünken und darauf losbauen, jeder nach seinen thörichten Einfällen, die, sage ich Euch, bauen nur wenige Tage, denn alsbald stürzt das Werk ihrer Narrheit zusammen und begräbt sie unter seinen Trümmern — Und darum, meine Brüder, ehe ihr einen auf- und annehmet als Baugenossen, seid streng und fleißig in der Prüfung, auf daß Ihr und er nicht in Schande und Schaden gerathet.

„Vor Allem seht darauf, daß der Mann, der sich uns zugesellen will, ein freier Mann sei, aber unsere Freiheit ist nicht die äußerliche, sondern die innere, die geistige Freiheit. Wenn ein schwarzer Sklave, ein Nigger, in Amerika an eine der dortigen Bauhütten klopfte und begehrte Einlaß, es würde ihm gewiß nicht aufgethan, denn unsere amerikanischen Brüder würden sagen: „Nur ein freier Mann kann Freimaurer werden.“ — Aber unsere amerikanischen Brüder thun in solchem Falle groß Unrecht. „Der Mensch ist frei geboren, frei, und wär' er in Ketten geboren!“ spricht ein edler Dichter des Abendlandes, und diesen ebenso poetischen als prophetischen Worten wollen wir uns anschließen aus ganzer Seele. Auch ein in Ketten geborener Negersklave kann in unserem Sinne ein freier Mann sein, während andererseits die sogenannten Großen der Erde in der schnödesten Knechtschaft schmachten, wenn sie Unterthanen sind der eigenen Thorheit und Eitelkeit, ihrer Leidenschaft und ihres Ehrgeizes. Solch' ein Mann, mag auch eine Krone sein Haupt schmücken, mögen auch Millionen Sklaven vor ihm sein Antlitz bis zur Erde neigen, er ist kein freier Mann, mithin unfähig, ein echter Freimaurer zu werden. — Und wahrlich, ich sage Euch, eine Freimaurerloge, die einen Fürsten ungeprüft aufnähme, würde ebenso unrecht handeln, als jene, welche einen Negersklaven ungeprüft verwirft. Die Freiheit, welche wir verlangen, ist die Freiheit von Leidenschaften, von Vorurtheilen, von Eitelkeit, also jene Freiheit, durch welche allein man zur Erkenntniß der Wahrheit, zur Weisheit, zur Kraft des sittlichen Willens, zur Schönheit der edlen Geistigkeit gelangt.

„Befreiet Euch also von der Herrschaft der Leidenschaften, die den Menschen so oft und so schwer heimsuchen, befreiet Euch auch von allen Thorheiten, auf daß Ihr nicht in die Knechtschaft Euerer selbst gerathet und dadurch unfähig werdet, Gottes Werk auf Erden

zu verrichten. Suchet daher Euren Stolz nicht in den zufälligen Vorzügen der Geburt, verachtet keinen Menschen, weil er arm, krank, elend, gering und unscheinbar ist, noch weniger aber überschätzet ihn, weil er reich, mächtig und mit allerlei Vorzügen der Leiblichkeit geschmückt ist. Suchet nicht das Glück in Dingen, welche der Zeit zum Raube werden, sondern strebet einzig und allein nach der Erkenntniß der ewigen Weisheit, die Euch selbst geschaffen und in der Ihr fortan leben sollt in alle Ewigkeit. Darum stellt Jedweden von euch an seinen Ort, damit er schaffe am Baue nach seiner Kraft und nach seiner Erkenntniß; Ihr werdet dann zur Urquelle alles Lichts, aller Wahrheit emporfahren mit Flügeln wie die Adler. Und von der so gewonnenen Höhe wird das gesammte Weltall vor Eueren Augen aufgehen als erhabenes Kunstwerk, von dem größten aller Meister geschaffen und geordnet nach Seinem Wohlgefallen; der Sphärengesang des Kosmos, darin Gott sich offenbaret vor Ihm selber, wird immer vernehmlicher tönen in Eueren Ohren, bis dermaleinst Euere geistigen Sinne Euch aufgethan werden zu schauen und zu vernehmen die Fülle der Gottheit in all ihrer Herrlichkeit!“ — — —

Ganesas winkte mit der Hand. Alle Anwesenden bildeten einen Kreis. — Ein Männerchor intonirte und sang einige kurze Strophen. Dann ergriff der Brahmine abermals das Wort und sprach folgende Verse, während die Bruderkette gebildet wurde:

„Nun Brüder, leget Hand in Hand
Und schlingt der Liebe Zauberband!

Wir dienen unserm Herrn mit Lust
Und nicht in Angst und Zagen,
D'rum das Gebet aus uns'rer Brust
Empor die Wolken tragen!

Gott liebt ein lächelnd Angesicht
Und klare Kinderaugen,
Die seiner Gnade sanftes Licht
Selbst Liebe strahlend saugen.

Gott liebt ein brennend Menschenherz,
Das Liebesglut entzündet,
Und das hell lodernd himmelwärts
In Flammen ihn verkündet.

So streut denn über alles Land,
Ihr Brüder, Liebesflammen,

Bis stürzt im großen Weltenbrand
Der Lüge Reich zusammen!

Dann werden wir durch's Feuer geh'n
Und wird uns doch nicht schaden,
Vor unseres Gottes Thron zu steh'n,
Dahin er uns geladen.

Vom Feuer wird was Spreu verzehrt;
Was gibt's, das übrig bliebe?
Ja, was als Gold sich dann bewährt,
Das ist — ein Herz voll Liebe!

Und nun ihr Brüder, löſ't die Hand;
Doch nimmer löſ't der Liebe Band!"

Die Anwesenden traten nun wieder an die ihnen je nach ihrem Grade oder Logenamte zukommenden Plätze, worauf Ganesas als Meister vom Stuhl die Loge durch den ersten Aufseher ritualmäßig schließen ließ *).

Ehe fünf Minuten verstrichen, hatten alle Brüder den Tempel verlassen, um, der Eine zu Pferd, der Andere zu Fuß, der Andere zu Wagen, wo möglich noch vor Tagesanbruch, so lange nämlich die Sonnenstrahlen noch kein Glutmeer erzeugten, Delhi wieder zu erreichen. — Nur der ehrwürdige Ganesas, die zwei dienenden Brüder der Loge, nämlich der Araber und Hindu, welche während der Versammlung an der Pforte Wache gehalten, und Henry waren zurückgeblieben. — Die erwähnten dienenden Brüder räumten rasch die wenigen Ausstattungsgegenstände der Loge hinweg und verbargen selbe in einem unterirdischen Gemache der Pagode, so daß ein Fremder, der jetzt zufällig an diesen Ort gerieth, gewiß keine Ahnung gehabt hätte, sich in einem Freimaurertempel zu befinden.

Es war, wenn man es überhaupt so nennen darf, eine etwas sonderbare Grille des Brahminen, daß er in Delhi selbst keinen Ort für würdig hielt, als Versammlungsort seiner Gesinnungsgenossen zu dienen, sondern dazu die verlassene kleine Pagode nächst der Gutab-Minar ausersehen hatte.

---

*) Alle jene Leser des vorliegenden Werkes, welche sich über das Wesen und die Gebräuche des Freimaurerthums genauer unterrichten wollen, finden hierzu die beste Gelegenheit in unserem in A. Hartleben's Verlag erschienenen Romane: „Freimaurer und Jesuit", von welchem soeben eine neue Auflage die Presse verlassen hat.

Wie bei allen seinen Handlungen ließ sich jedoch Ganesas auch hierbei nur von Gründen und Ueberzeugungen leiten. In Delhi selbst würde über kurz oder lang die Existenz der von ihm mit so vieler Mühe und Aufopferung gegründeten Loge, die erste, welcher sich auch Hindu der verschiedenen Kasten angeschlossen hatten, verrathen worden sein. Das Vorurtheil der Race, der Fanatismus der Glaubenssecten würde unfehlbar wie ein Bleigewicht auf dieser jungen Schöpfung des alten Philosophen gelastet und ihm alsbald den freien Odem erstickt haben, zumal Ganesas selbst als Oberpriester eines Hindutempels an und für sich unmöglich und durch seinen vertrauten Umgang mit Andersgläubigen und den unreinen Kasten des eigenen Volkes unrein geworden wäre. Zweitens galt ihm der weite Weg, den seine Anhänger allmonatlich wenigstens einmal, von Delhi nach den Ruinen von Gutab-Minar und zurück zu machen hatten, für eine sehr maßgebende Probe ihres Ernstes, ihres Eifers und ihrer Aufopferungsfähigkeit für die Sache selbst. — Drittens waren diese Ruinen Ganesas Lieblingsaufenthalt, um sich seinen stillen Betrachtungen hinzugeben und über das Gedeihen seines Werkes nachzudenken. Der edle Brahmine, schon von Jugend auf mit der europäischen Literatur wohl vertraut, hatte bereits vor fünfzig Jahren aus englischen Büchern, die ihm zufällig zur Hand kamen, das Wesen und die Bedeutung der Freimaurerei richtig erfaßt und in ihr das einzige, wenn auch nur langsam zum Ziele führende Mittel erkannt, um seine tausendfach von Aberglauben und Vorurtheilen zerklüftete Nation zu einigen und geistig zu heben. — Ein halbes Jahrhundert lang hatte er seitdem, gleich Diogenes, Menschen gesucht, die er für brauchbar und würdig erachten durfte, mit ihm an dem gemeinsamen schwierigen und großen Werke der Zukunft zu arbeiten; erst vor kaum drei Jahren brachte er die nöthige Anzahl von Männern, aller Stände, aller Nationen zusammen, um den kühnen Bau, dessen Riß er mit Meisterhand entworfen, förmlich beginnen zu können.

Henry zählte dabei zu seinen eifrigsten und verläßlichsten Mitarbeitern, und die Loge, deren Fortbestand gar manchmal durch ihre ungleichen Elemente in Frage gestellt schien, ruhte jetzt, Dank seiner versöhnlichen Bestrebungen und des Ansehens, welches er an des Meisters Seite genoß, auf sicherer unzerstörbarer Grundlage.

Ganesas war, als die Brüder sich geräuschlos entfernt, etwas ermüdet auf eine Steinbank gesunken, um auszuruhen. Der hoch-

betagte Greis hatte nämlich den weiten Weg von Delhi bis Gutab-Minar, wie gewöhnlich, zu Fuß zurückgelegt und gleich darauf die Eröffnung der Loge vorgenommen. Henry nahte ihm und bot ihm aus seiner kleinen Umhängtasche, in welcher sich mehrere Lebensmittel befanden, eine kleine Stärkung an.

Der Brahmine lehnte freundlich aber entschieden ab; er holte aus einem Leinwandsäckchen, das er unter seinem Talare trug, ein Stückchen Zwieback und einige Datteln hervor. Henry nahm unweit des Altares auf einem Steinblocke, der einst als Schlachtstelle der Opferthiere gedient haben mochte, Platz, und ließ sich seine frugalen Vorräthe, die aus einer Mischung von Reis und Maisbrot, dann aus langen Schnitten gerösteten und getrockneten Hammelfleisches bestanden, wohl munden. Mit einem Schlucke aus der Feldflasche war sein Mahl beendet, von dem es selbst nicht wußte, ob es der längst verschwundenen Abendstunde oder dem nahen Morgen galt.

Auch der Brahmine hatte inzwischen den harten Zwieback mit seinen noch vollzähligen und unversehrten Zähnen zermalmt und verkaut. Zum Schlusse genoß er zwei der Datteln und schlürfte endlich eine Schale frischen Wassers, welches ihm der dienende Hindu herbeigeholt, mit solchem Wohlbehagen hinab, als wäre das irdene Gefäß mit dem köstlichen Traubensaft gefüllt.

„Meister!“ begann endlich Henry, „ich bin heute in der Absicht gekommen, Euch einen oder zwei Tage hier Gesellschaft zu leisten. Ihr gestattet mir wohl diese Freude? Wir werden Vieles zu besprechen haben!“

„Sei mir vom Herzen willkommen, mein guter Bruder!“ erwiderte der Greis und streckte dem jungen Mann die Hand entgegen, welche Henry auf eine gewisse Art drückte. — „Nun aber gönne mir ein Stündchen Ruhe; meine achtzig Jahre beginnen ihre Rechte geltend zu machen. Mit Sonnenaufgang wirst du mich wieder zu deiner und der ganzen Menschheit Dienste bereit finden.

Ganesas streckte sich behaglich auf die harte Steinbank und sein Haupt auf den ausgestreckten Arm legend, verfiel er sofort in einen tiefen, erquickenden Schlaf, in den Schlaf des Gerechten, wie der ehrwürdige Brahmine wohl mit gutem Gewissen von sich selbst sagen durfte.

Henry machte es sich für das Nachtlager schon etwas bequemer. — Er sah nach seinem Pferde um, dessen aufgedunsene Weichen hin-

länglich bewiesen, daß es die Zwischenzeit wohl ausgenützt habe, führte das brave Thier nach einer nahen Quelle, um es zu tränken und führte es sodann nächst der Pagode, wo Ganesas schlief, in einen gedeckten Raum, weil schwere Gewitterwolken den Himmel zu umdüstern begannen. Dann sattelte er den Gaul ab und trug das ganze Zeug in den Tempel. — Den Sattel benutzte er als Kopfkissen, die Decke als Unterlage, so daß er, im Vergleiche zu Ganesas, immerhin eine sybaritische Lagerstätte besaß.

Der junge Mann schlief so fest, daß er durch das fürchterliche Ungewitter, welches auf einmal mit aller Heftigkeit losbrach, keinen Augenblick geweckt wurde.

Die Sonne stand schon lange am Himmel, als er sich endlich noch ganz schlaftrunken von seinem Lager erhob. Er blickte nach der Stelle, wo Ganesas auf dem nackten harten Stein sich zur Ruhe begeben hatte. Der Brahmine jedoch, treu seiner Gewohnheit, stets mit der Morgendämmerung seine Gebete zu verrichten, war nicht sichtbar. Henry wußte aber, wo er ihn finde. Er begab sich nach dem Flüßchen, welches hinter der Gutab-Minar in zahllosen Windungen durch die Ruinenstadt sich schlängelt und jetzt, in Folge des Gewitterregens hoch angeschwollen, seine braungelben Fluthen stürmisch einherwälzte, beinahe die von Lianen und Kacteen dicht bewachsenen Ufer überschreitend.

Ganesas, an dessen Freisinnigkeit und aufgeklärtem Verstand wir wohl nicht zweifeln dürfen, nachdem wir ihn unter den schwierigsten Verhältnissen als den Schöpfer einer Freimaurerloge kennen gelernt haben, beobachtete nichts destoweniger strenge die Gebote seiner Religion. Freilich waren für ihn die Symbole und Gebräuche der Brahmalehre kein mystisches Chaos, dem er etwa blos aus Gewohnheit oder aus Furcht, den Zorn Gottes zu reizen, mit gedankenloser Knechtschaft des Geistes huldigte. Sein Kopf und sein Herz hatten tief den göttlichen Kern der Brahmalehre erfaßt, welche die älteste aller positiven Religionen ist und deren Grundgedanke in dem Laufe der späteren Jahrtausende in Egypten, Assyrien, im Juden- und Christenthume nur unter anderen Formen sich wiederspiegelt.

Als Henry den Brahminen traf, hatte dieser bereits seine Waschungen in dem Flüßchen verrichtet gehabt und saß jetzt nächst dem Ufer im Schatten einiger Palmen, mit sanften verklärten Zügen, soeben seinen philosophischen Betrachtungen nachhängend.

Der junge Mann machte sich beinahe einen Vorwurf daraus, den edlen Greis zu stören. Aber durch Durga's Andeutungen war seine Neugierde derart aufgestachelt worden, daß er keine Minute länger zögern wollte, um über den räthselhaften Sinn, der in den Worten seiner Geliebten lag, wenigstens einigen Aufschluß zu erhalten. — Henry kannte jedoch des Brahminen Wesen und Eigenheiten zu genau, um nicht zu wissen, daß er eine kleine philosophische Unterredung vorerst in den Kauf nehmen müsse, bevor Ganesas sich in seinem jetzigen Gedankenfluge nach den entferntesten Regionen des Weltalls wieder zur geistigen Rückkehr nach der von ihm so geringschätzend betrachteten Erde bestimmen ließe, ohne verstimmt zu werden.

Der junge Mann ließ sich an der Seite des Greises nieder, der ihm freundlich mit dem ehrwürdigen Haupte zunickte und die Hand zum freimaurerischen Druck reichte.

„Darf ich mir," begann Henry „die Frage erlauben, welch' erhabene Idee in diesem Augenblicke mein ehrwürdiger Meister zum Gegenstand seines Nachdenkens gemacht? Darf ich mitgenießen von den Früchten, welche, ich entnehme es deutlich aus Ihrer selbstzufriedenen Miene, in ihrem Kopfe bereits zur vollen Reife gediehen sind?"

„Das sollst Du, mein Freund und Bruder!" entgegnete zustimmend der Greis. „Vor einigen Tagen gabst Du mir mehrere der neuesten Bücher, welche in Deinem Vaterlande erschienen sind, und namentlich mehrere Streitfragen Euerer christlichen Religionen betreffen. Wie Du weißt, mein Bruder, beschäftige ich mich schon seit einem halben Jahrhunderte, nämlich seit der Zeit, wo europäische Literatur der Hauptfaktor meines Denkens geworden, mit besonderer Vorliebe mit den Kämpfen Euerer Secten untereinander. Mehr denn drei Jahrhunderte währt bereits der große Glaubens-Prozeß: Protestantismus gegen Katholicismus und umgekehrt. Die Rabulisten, die Streithähne, die sich an diesem Prozesse als Sachwalter betheiligten, haben jedoch, das ist das ganze eigentliche Resultat ihrer Leistung nur Eine Euerer biblischen Sagen verwirklicht, nämlich einen babylonischen Thurmbau geistiger Verwirrung aufgerichtet. Und kein Fürst des Himmels erscheint, um den ganzen Prozeß niederzuschlagen, denn nie und nimmer werden die Akten zum Spruche kommen, sofern man nicht den Richter anerkennt, den Gott eingesetzt hat auf Erden zu richten das Lebendige und das Todte: nämlich die Vernunft! Ja,

um den großen Prozeß vollends zu verwirren, hat sich noch ein dritte Partei, die After-Philosophie, hineingemischt. — Und doch wäre gerade bei der christlichen Lehre ein allgemeines Verständniß so leicht, wenn man die Begriffe der Menschen nicht von Jugend auf absichtlich auf die Bahnen des Irrthums und der Lüge leiten würde."

„Die Grundlehren der christlichen Religion" fuhr Ganesas in Wärme gerathend fort, „sind ewige, aber mißverstandene Wahrheiten, gefaßt in mythische Bilder, welche die menschlich-allumfassendsten, erhabensten und einflußreichsten Wahrheiten in sich verbildlichen und, richtig erfaßt, ausgelegt und zur Lehre vergeistigt, den Menschen über seinen Standpunkt im Schöpfungskreise aufklären und auch für das Verhalten in allen Lebensverhältnissen eine deutliche Richtschnur geben. — Einige der modernen Philosophen des großen Denkervolkes der Deutschen, deren Werke ich leider nur aus englischen Uebersetzungen und Auszügen kenne, haben den mythischen Standpunkt erfaßt, um die tiefere, philosophische Bedeutung des Christenthums, den allgemein giltigen Urgeist, von der geschichtlichen Verunstaltung zu trennen und beide bis auf die leitenden Nerven auseinanderzulegen, damit die Welt endlich staunend gewahre, wie verkrüppelt die Lehre Eures Jesus der Nachkommenschaft überliefert wurde, so daß sie so oft statt Segen nur Fluch den Völkern brachte, ja bringen mußte, weil man ihr den Charakter der Starrheit aufzwingen wollte, anstatt in den Gedanken des Weisen von Nazareth die harmonische Einheit mit den unvergänglichen, aber in jeder Zeit sich neu kundgebenden Wahrheiten der physischen und psychischen Menschennatur aller Racen nachzuweisen. — Wie Wenige Euerer Gottesgelehrten haben sich bisher zu einem derart allgemein giltigen Erfassen und Herausbilden des Christenthums für menschliche Gesellschafts- und Individuum-Zwecke emporgeschwungen? Wie Wenige von ihnen halten sich in ihren Forschungen nur an Christus selbst, soweit er überhaupt in seiner Ursprünglichkeit noch zu erkennen ist! Wie Viele Euerer besten Theologen bleiben in dieser Beziehung vor der Schwelle der wahren Erkenntniß stehen, weil sie sich stets nur an die sich so oft widersprechenden apostolischen Biographen und Epistel-Commentatoren halten und weder die Kraft noch auch den ehrlichen Willen besitzen, deren theils wirklich falsche, theils falsch verstandene Ansichten und Consequenzen mit zu überwinden. — Wie viel Unheil haben solche frömmelnde Silbenstecher, denen die

Arabesken und zufälligen Ausschmückungen ihres Tempels weit mehr am Herzen liegen, als dessen wahre Grundpfeiler, nicht schon in allen Zonen und Konfessionen angerichtet? Man soll weder blind an die geheimnißvollen Lehren irgend einer Religionslehre glauben, noch sie ignoriren oder beseitigen, sondern sie verstehen lernen, sie als ewige philosophische Wahrheiten fassen, begreifen und daraus Konsequenzen ableiten. Dann aber, wenn man den Geist erfaßt hat, soll man den Leib, das Bild, eben nur als ein Bild gelten lassen, das wegen des darin gefaßten Geistes Ehrfurcht, im Uebrigen aber keinen größeren Rang als die sinnliche Fassung jeder anderen Mythe beanspruchen darf."

Der Greis schwieg. Sein Schüler und Zuhörer hatte durch das Interesse, welches ihm des Brahminen Worte einflößten, für den Augenblick auf den eigentlichen Zweck, warum er Ganesas aufgesucht, ganz vergessen, sich dafür aber völlig in den Ideengang seines weisen Freundes hineingedacht.

„Wiederholt," bemerkte Henry, „wiederholt haben Sie das Wort Mythe gebraucht, über welches vorerst zu gegenseitigem Verständnisse zu gelangen sein dürfte, in wie ferne sich die Mythe vom Märchen, Fabel, Parabel, Bild, Allegorie oder auch Symbol unterscheidet, nachdem Sie die Mythe unter diesen gattungsverwandten Fassungswörtern als das Erhabenste, Tiefbedeutsamste und im gewissen Sinne Heiligste hinzustellen scheinen."

„So ist es auch, mein Bruder! Wenn z. B. das Märchen, die niedrigste Spezies dieser Gattung, oft nur eine für die Zeitverkürzung ersonnene, buntbewegte, die Naturgrenze überhüpfende Erzählung ist; die Fabel eine ähnliche, aber mit der Zuthat einer moralischen Tendenz; die Parabel eine einfache, dem bürgerlichen Leben entnommene Begebenheit, aus deren Reflex im erfassenden Gemüth eine umgebildete, parallele Wahrheit einleuchtender als aus erster Hand gegeben, hervorgeht; Bild, eigentlich Sinnbild oder Allegorie, in einfachen, figürlichen oder handelnden Umrissen eine einzelne Seelen- oder Naturkraft, oder auch den Affect versinnlicht; und endlich das Symbol als Erinnerungsmalzeichen für etwas Verehrtes, Dagewesenes und Fortwirkendes zu umfassen ist: — so umfaßt dagegen der Ausdruck Mythe nicht nur dies Alles zusammen, sondern es führt auch ihr reiner Begriff in eine längst entschwundene, dunkle Sagenzeit zurück, wo in einem längeren, nicht nachweisbaren Entstehungs-

prozeß der damalige Zeitgeist tiefere, von dem Menschengeschlecht auf die Gottheit zurückführende Wahrheiten, in angeblich auf Erden vorgegangene Begebenheiten einkleidet, um eben jene Wahrheiten dem Begriffsvermögen der Menschheit zugänglich, faßlich haltbar und annehmlich zu machen, zugleich aber auch für die bequemere Ueberlieferung auf die Nachwelt zu sorgen, gleichwie man kostbare Kleinodien, in gut verwahrte Kästchen eingeschlossen, den Erben überliefert, von denen die Verständigen das Gehäuse öffnen und die Kleinodien hervornehmen, die Einfältigen aber, zumal wenn sie lange und oft vergeblich versucht das Schloß zu öffnen, die Hülle zuletzt als das Kleinod selbst betrachten und verehren werden; sie würden es nämlich für eine Sünde halten, den Worten des Erblassers, daß ihnen in dem Vermächtniß ein wirkliches Kleinod hinterlassen worden, zu mißtrauen, glauben also blindlings. Es darf uns also nicht wundern, wenn die Mythe, welche immer eine höhere, zu dem Uebersinnlichen hinausführende Grundidee verkörpert in sich enthält, dem Mißverständnisse, der Umdeutung und dadurch auch der Entheiligung leicht ausgesetzt ist; es darf uns auch nicht wundern, wenn impotente Geister sich zu deren Auslegung herbeilassen oder sie wohl gar für buchstäbliche Wirklichkeit erklären. Und wie oft schon mußte die bethörte Welt das betrübende Schauspiel erleben, daß solche falsche Verständnisse und apodiktische Behauptungen in blutigen Religionskriegen durch Bayonette und Kanonen, durch Galgen und Rad ihre Sanction erhielten!" —

Der Brahmine verfiel jetzt in tiefes Schweigen. Henry wagte ihn nicht zu stören, sondern wartete geduldig, bis die rasch höher steigende Sonne den Schatten der Palmen, unter denen Meister und Lehrling lagerten, derart verringern würde, daß die glühende Hitze den Rückzug nach den Ruinen machte. — Letzteres trat auch alsbald ein.

„Ehrwürdigster Meister!" begann Henry, als er mit dem Brahminen das Innere der uns bereits bekannten Pagode betreten hatte, „laßt mich jetzt mit einem mich tief beschämenden Bekenntnisse herausrücken. Vernehmt, daß es gestern nicht Eifer für unsere heilige Sache gewesen ist, die mich aus Delhi hierherführte, sondern profane Neugierde."

Der junge Mann schilderte nun haarklein seine letzte Begeg-

nung mit der lieblichen Durga und die Gründe der Eifersucht, deren Opfer er durch mehrere Tage gewesen war.

Ganesas hörte ihm aufmerksam zu, dann sagte er: „Mein theurer Freund! Du hast Dich umsonst hierher bemüht! Die Zeit ist noch nicht gekommen, wo ich Dir über Deine Fragen Aufschluß geben darf, ja kann. Noch ist so Manches selbst mir unklar, und es wäre sogar möglich, daß nur eine Täuschung obwaltet. Sind aber meine Vermuthungen nicht auf Sand gebaut, dann wird des Räthsels Lösung noch immer zur rechten Zeit erfolgen, um Deine Rechte zu wahren. Wozu also jetzt in Dir Hoffnungen erregen, welche nicht erfüllt, Dich vielleicht unglücklich machen würden Dein ganzes Leben lang. Fasse Dich also in Geduld und erbaue Dich dabei an Durga's schönem Beispiele. Nur den einen Trost darf ich Dir geben — das Mädchen soll Dein werden unter allen Umständen. Mein Segen, meine Einwilligung ist Euch gewiß, aber — keine Uebereilung. Durga's Flucht aus dem Tempel wäre zur Stunde eine Thorheit, aus Gründen, die ich Euch ebenfalls noch nicht bekannt geben darf. Also Geduld, mein Freund, Geduld, Geduld! Bedenke, daß Du ein Freimaurer bist, also Entsagung und Gehorsam, wenn sie des Meisters Mund gebietet, Dir als Pflicht erscheinen müssen."

„Und ich werde sie als meine Pflicht betrachten!" entgegnete Henry mit einer achtungsvollen Verbeugung. „Nachdem aber meine Absicht total mißlungen ist, will ich nicht länger Euere Einsamkeit stören und wieder meinen Beschäftigungen nachgehen."

„Wirst Du sogleich nach Delhi zurückkehren?" frug Ganesas, dem jungen Manne die Hand zum Abschiede reichend.

„Ja wohl, aber auf einem kleinen Umwege, um von hier noch weitere zehn Meilen von Delhi entfernt nachzusehen, ob die Reisfelder meines Prinzipals seit den letzten zwei Wochen gehörig bestellt worden sind."

Master Henry stand nämlich bei einem reichen Engländer in Delhi als Oekonom im Dienste und lag ihm namentlich die Oberaufsicht über die zerstreuten Plantagen von Sir Stephenson ob. — Die sociale Stellung des jungen Mannes war also keine glänzende und bei seiner musterhaften Ehrlichkeit auch keine besonders einträgliche. Sein Gehalt war ziemlich niedrig bemessen, so daß er trotz seiner Sparsamkeit und einfachen Lebensweise in den zwei Jahren, als er zu Delhi sich befand, blos die kleine Summe von einhun-

dert Pfunden, deren er in seiner letzten Unterredung mit Durga Erwähnung that, bei Seite zu legen vermochte.

Henry begab sich zu seinem Pferde, welches, wohl gefüttert und ausgeruht, ihm lustig entgegenwieherte. Mit rascher und kundiger Hand sattelte er das brave Thier und trabte dann in nordöstlicher Richtung von Gutab-Minar nach dem Walde zu, dessen hohe und dichte Laubdecke kein einziger Sonnenstrahl zu durchdringen vermochte, so daß er, obwohl im Freien die Hitze ganz unerträglich sein mochte, von der feuchtwarmen Athmosphäre, die in diesen tropischen Waldungen herrscht, nur mäßig zu leiden hatte.

Um zu seinem Ziele, nämlich bis zu Stephenson's großer Plantage zu gelangen, mußte Henry den spitzen Ausläufer eines Jungle quer durchreiten. Jungle nennt man in Ostindien die Wald-, Busch- und Schilfsdickichte, welche sich in den versumpften Niederungen der Flüsse bilden. — Hohe Grasung, Bambus, Buschwerk, baumartige Schling- und Kletterpflanzen breiten sich über das ganze Waldrevier aus. — Diese Niederungen entwickeln eine gefährliche Fieberluft, in der kein Europäer ungestraft lange weilen könnte; zudem sind sie der Tummelplatz von Hyänen, Luchsen, Tigern, Leoparden, Elephanten und Ebern, vierhörnigen Antilopen, ganzen Affenschaaren, zahlreichen Rudeln von Hirschen und Riesenschlangen.

Henry verfolgte einen halbgebahnten Weg, denn in das eigentliche Innere der Jungle vermag man nur schwer zu Fuß einzudringen, so dicht ist fast überall die üppige Vegetation. Er hatte den Jungle beinahe hinter sich, als er rechts aus dem Dickichte in geringer Entfernung die Hilferufe einer männlichen Stimme vernahm; gleichzeitig begann sein Roß zu schnauben und sich zu bäumen, als wittere es eine nahe Gefahr.

Ohne sich lange zu besinnen, sprang Henry aus dem Sattel, und nachdem er den Zügel des Pferdes rasch an einem Baumaste befestigt hatte, stürzte er muthig in das Dickicht, unbekümmert um die Gefahr, der er sich selbst dadurch aussetzte, obwohl er die Ursache der Bedrängniß des Hilferufenden zu errathen glaubte. — Sein edles Gemüth sträubte sich gegen den Gedanken, einen Mitmenschen dem Verderben zu überlassen, wo er vielleicht durch Muth und schnelles Einschreiten Rettung bringen konnte.

Henry führte nur zwei Sattelpistolen als einzige Waffe mit

sich; aber es waren gezogene Doppelläufe von der besten Qualität, wie solche nur je eine englische Fabrik erzeugt hatte.

Eine entsetzliche Scene bot sich seinem Blicke dar, als er etwa zwanzig Schritte weit im Dickichte vorgedrungen war.

In einer kleinen Lichtung des Gehölzes, kaum drei Klafter vor ihm, lag ein Mann, der die Uniform eines Marine-Offiziers trug, zu Boden gestreckt. Ein Königstiger von seltener Größe und Farbenpracht stand eben im Begriffe, mit weit aufgerissenem Rachen die Kehle seines überraschten Feindes zu zerfleischen. Da gewahrte die ergrimmte, blutlechzende Bestie den ungebetenen Fremden, der, ohne sich zu besinnen, kaltblütig nach dem rechten Auge des Königstigers zielte.

Leben oder Tod hing von einem einzigen Augenblicke ab. Bevor die sichtliche Unschlüssigkeit des Tigers, ob er sogleich seinen neuen Feind durch einen einzigen Sprung zu Boden werfen oder früher das heißbegehrte Blut seines ersten Opfers kosten solle, ein Ende nahm, mußte Henry durch einen einzigen Schuß die Bestie getödtet haben oder — er würde von ihr getödtet. — Und dabei konnte es nur ein einziges sicheres Ziel für seine Kugel geben, nämlich daß er in das eine oder andere Auge des Tigers einen Kernschuß that, um das Gehirn unmittelbar zu treffen. An jeder anderen Stelle wäre der Tiger durch eine Pistolenkugel gewiß nicht getödtet, sondern durch die bloße Verwundung seine Wuth nur noch mehr gesteigert worden.

Henry drückte los. — Der Königstiger schnellte empor.

„Ich bin verloren!“ hauchte der junge Mann, als er unter der Wucht des riesigen Thieres, welches seinen Leib der ganzen Länge nach überdeckte, wie ein geknickter Grashalm zusammenbrach.

Zehntes Capitel.

Immer tiefer und tiefer.

Lady Mary Dundonald gefiel sich außerordentlich zu Delhi, so daß sie den Entschluß kund gab, vor Beginn des Spätherbstes keinesfalls nach Calcutta die schon längst projektirte Reise anzutreten, zum großen Mißbehagen des Master Brandon, welcher hierdurch für seine Person die Möglichkeit, endlich bleibend nach Europa zurückzukehren, muthwilligerweise um etwa drei Monate hinausgeschoben sah. — Mit Ende September wären nämlich alle eigentlichen Geschäfte, derenthalben Sir Edward nach Delhi gekommen war, vollständig beendet gewesen.

Der junge Nabob hatte seinerseits gegen den Wunsch Mary's, die Abreise von Delhi um zwei bis drei Monate zu verzögern, gar nichts einzuwenden, im Gegentheile paßte dies gar sehr zu seinen eigenen Wünschen. Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, die schöne Bajadere zu erobern, koste es, was es wolle, obgleich sich der Erfüllung dieses Wunsches täglich neue Hindernisse entgegenstellten. Er begann bereits an der Geschicklichkeit und dem guten Willen seines Kammerdieners Simson zu zweifeln, wiewohl ganz mit Unrecht. Dieser nichtsnutzige Bursche ließ es wahrlich ebensowenig als seine Helfershelferin Sitta an Fleiß und Geschicklichkeit fehlen, um die arme Durga in die Netze des vornehmen Wüstlings zu locken, und wenn bisher der Erfolg nicht den angewandten Bemühungen entsprach, so lag die Schuld keineswegs an den beiden nichtswürdigen Werkzeugen Sir Edward's.

Der alte Earl rieb sich indessen über den Verlauf, welchen

die Dinge nahmen, vergnügt die Hände. — Thatsächlich war er der Gebieter und unentbehrliche Rathgeber des jungen Ehepaares geworden. Ebenso gut, als er seinen Neffen anspornte, seine Absichten auf die reizende Devadasi ja nicht aufzugeben, begünstigte, ja vermittelte er die Liebschaften, welche die junge Frau zu Delhi in ziemlich unverblümter Weise zu cultiviren begann. — Dabei wußte es der alte Intriguant stets so einzurichten, als gebe er sich blos aus Herzensgüte zur spanischen Wand her, und als ob er nur ausschließlich Einer der beiden sich nach Kräften betrügenden Parteien seine Dienste widme.

Sir Edward beschäftigte sich viel zu sehr mit seinen noblen Passionen, um in das Treiben seines Oheims, dessen Führung und Leitung er überdies von seiner Jugend auf gewohnt war, einen tieferen Einblick zu thun, und seine Frau laborirte allzusehr an Albernheit, um nicht jedes Wort des gütigen, so überaus nachsichtigen und dienstfertigen alten Herrn für baare Münze zu nehmen.

In dem rauschenden Leben, welches die junge Lady zu Delhi führte, betäubte sie den letzten Rest ihres Schamgefühles und sie sank unaufhaltsam immer tiefer und tiefer, so daß selbst der Earl dann und wann sich veranlaßt fand, sie um etwas mehr Rücksicht auf die „Dehors" zu bitten; im Geheimen könne sie übrigens immerhin nach Belieben handeln, ohne von ihm je eine Ausstellung gewärtigen zu müssen.

Die Lebensweise der vornehmen Engländer in Ostindien ist aber auch in der That ganz dazu beschaffen, um die Zügellosigkeit beider Geschlechter zu begünstigen.

Vor Allem muß sich der Fremde über die ungeheure Menge von Bier und Wein wundern, welche in Ostindien selbst von den blassen, sonst so zarten Engländerinnen genossen wird. — Anderthalb bis zwei Flaschen sehr starken Bieres, abwechselnd mit Bordeaux, und zuletzt noch ein halbes Dutzend Gläser eines leichten, aber sehr geistigen Champagner, ist das gewöhnliche Maß, welches eine vornehme Engländerin in Ostindien des Mittags zu sich nimmt, ohne andere Folgen, als daß ihre Zunge etwas gelöst wird und ihre Augen einiges Leben bekommen. — Auf diese Weise glaubt die Mehrzahl der englischen Damen in Ostindien die Müdigkeit des Körpers und die Erschlaffung des Geistes, welche das Klima mit sich bringt, bekämpfen zu können, zerstört aber dadurch nur die Ge-

sundheit und sinkt in ein frühes Grab, wenn nicht eine noch rechtzeitige Rückkehr nach Europa dem Uebel steuert. — Dieses viele Trinken, verbunden mit einer leckeren, von Gewürzen überladenen Kost, verlockt naturgemäß die überreizten Nerven zu weiteren Ausschweifungen, so daß die prüde, sittenstrenge Engländerin der Heimatsinsel unter der Sonne Indiens in der Regel zu einem Wesen ausartet, das an Tugendgehalt nicht höher und nicht tiefer steht, als die vielverlästerten Bajaderen.

Sir Edward nahm auf einige Tage Abschied von seinen Angehörigen zu Delhi. Er gab vor, einem der Gäste, welche man in seinem Palaste bewirthet hatte, eine Gegenvisite auf dessen hinter Gutab-Minar gelegenen Besitzung zu machen und zugleich einer großen Jagd anzuwohnen.

In Wahrheit galt aber dieser Ausflug einem Attentate auf die arme Durga.

Die Vermittlerin Sitta meldete nämlich, daß Durga ihrem Oheim Ganesas in den Ruinen von Gutab-Minar einen mehrtägigen Besuch abstatten werde. Dies wollte Sitta aus Durga's eigenem Munde vernommen haben. In Wahrheit verhielt es sich folgender Weise:

Als Durga nach ihrer letzten Unterredung mit Henry ihr bescheidenes Gemach aufsuchte, traf sie daselbst Sitta, welche ihr eine neue Liebesepistel des heißblütigen Sir Edward überbrachte. In diesem Briefchen war das Verlangen nach einem Stelldichein dringender, oder besser gesagt, kategorischer denn je ausgesprochen. — Das arme Mädchen sah in ihrer völlig hilflosen Lage, in welcher sie in der That ob Ganesas' und Henry's Abwesenheit von Delhi einen Ueberfall und Gewaltakt selbst hier in dem Innern des Tempels als leicht möglich voraussetzen mußte, keinen Ausweg, als zur List zu greifen. — In ihrer Herzensangst erlaubte sie sich die Lüge, daß sie morgen mit Tagesanbruch sich nach Gutab-Minar begeben werde, um dort ihrem theuren Oheim Ganesas durch mehrere Tage Gesellschaft zu leisten und den gebrechlichen Greis, der seine schwindenden Kräfte zu überschätzen anfing, mit kindlicher Liebe zu pflegen.

Dieser Vorwand schien um so glaubwürdiger, als Durga, wie ihrer Freundin Sitta wohl bekannt war, schon öfters ihren Oheim nach den herrlichen Ruinen begleitet hatte.

Die eifrige Zwischenträgerin hinterbrachte diese Nachricht dem Master Simson noch im Laufe der Nacht und Sir Edward Dundonald hatte nichts Eiligeres zu thun, als augenblicklich den Earl, der eben zu Bette gehen wollte, aufzusuchen und dessen Rath einzuholen.

Der Earl befand sich in sehr guter, weinseliger Laune und nahm den Bericht seines Neffen mit einem wahrhaft diabolischen Gelächter auf.

„Ach Junge, wie grün bist Du noch!“ rief er, sich im Bette vor Lachen wälzend. „Da frägst Du noch, was zu thun? Satteln lassen und nach Gutab-Minar reiten, das ist der ganze Rath, den ich Dir ertheilen kann. Die reizende Bajadere hat Dir doch hinlänglich ihre Meinung und Absichten kundgegeben, als sie Dich von ihrem Ausfluge benachrichtigen ließ, oder mit anderen Worten, sie hat Dich mittelbar geradezu einladen lassen, dort mit ihr zusammenzutreffen.“

„Hm!“ bemerkte der junge Wüstling kopfschüttelnd, „warum gewährt sie mir nicht in Delhi selbst ein Stelldichein? — Fürwahr, wenn sie wollte, würde es uns hier nicht an Gelegenheit und passendem Orte mangeln. — Dieser Palast ist so groß, so weitläufig, enthält so viele Zugänge und Hinterpförtchen, daß ich Durga hier ohne alles Aufsehen empfangen könnte. Meine liebenswürdige Frau Gemalin,“ schloß Sir Edward mit vor Haß und Ingrimm blitzenden Augen, „geht ja mit dem besten Beispiele voran. Ich möchte wetten, daß Mary zu dieser Stunde geheimen Besuch bei sich hat und ich die Thüre ihres Boudoirs wegen Unwohlsein verschlossen fände!“ —

„Und ich würde nicht darauf wetten,“ entgegnete der Earl lakonisch, „denn auf Dinge zu wetten, die man bereits gewiß weiß, ziemt dem echten Gentleman nicht. Der Herr Major hat es für heute übernommen, Lady Dundonald zu — zerstreuen. — Du wirst Dich doch nicht im Ernste darüber grämen? Ihre jetzigen Bekanntschaften sind wenigstens durchaus — standesgemäß. Diese Consequenzen Deiner „Heirat nach der Mode“ mußt Du als einer der glänzendsten Repräsentanten der „vornehmen Welt“ schon mit in den Kauf nehmen, zumal der Abfindungs-Preis kein geringer war. — Ich erwarte daher von Dir, daß Du über die Marotten Mary's mit der Verachtung des Philosophen hinweggehen und ja nie, und unter keiner

Bedingung einen Bruch mit ihr provoziren werdest, in welch' letzterem Falle, Du kennst die Verhältnisse, der Schaden schließlich nur auf Deiner Seite sein würde. — Donnerwetter, da sind wir ja ganz vom eigentlichen Thema abgekommen! Du wunderst Dich, daß die Bajadere noch immer Schwierigkeiten macht? Nun, mir leuchten dafür zehn Gründe statt eines einzigen ein, und nur Deine Leidenschaft verhindert Dich klar zu sehen, gleich mir dem Unbetheiligten."

„Lassen Sie hören, lieber Oheim!" sagte Edward sehr aufmerksam.

„Ich habe mich," fuhr der Earl fort, nachdem er sich phlegmatisch eine neue Zigarre angebrannt, „ich habe mich um diese höllische Devadasi, die Dich noch ganz verrückt zu machen droht, unter der Hand genau erkundigt, selbstverständlich nur aus Liebe zu Dir und in Deinem Interesse. — Diese Durga ist keine gewöhnliche Bajadere, die man mit einem Beutel Gold für sein Amüsement kauft. Sie besitzt Geist, Bildung und — Ehrbarkeit. Sie ist auf ihre Tugend stolz und kann, so weit ich dieses Genre überhaupt zu begreifen vermag und mir die Lebensverhältnisse der Devadasi's im Allgemeinen bekannt sind, darauf es auch wirklich sein. Zudem breitet der Brahmine Ganesas, über dessen Gelehrsamkeit und reinem Wandel es nur Eine Stimme gibt, seine schützende Hand über das Mädchen aus. Ganesas, der von einem indischen Götzenpriester nur den Namen trägt, und deshalb von seinen Genossen auch ziemlich scheel betrachtet wird, soll sogar ein Freimaurer sein und eine geheime Loge gestiftet haben. Obwohl über Letzteres eigentlich nichts Gewisses verlautet, kann man die Fähigkeit dazu dem alten Kerl immerhin zumuthen, denn seinem Denken nach, ich habe einmal mit ihm selbst gesprochen, ist er ganz Europäer, und — fast schäme ich mich es zu sagen, er kennt die englische Literatur, selbst der Neuzeit, zehnmal besser als ich, obwohl ich, wie es einem Gentleman meiner Geburt, meiner Stellung auch geziemt, auf diesem Gebiete auch einem Fachmanne gegenüber nicht leicht auf Sand gerathe. — Endlich, damit wir zum Schlusse und ich zum Schlafen gelange, der wichtigste und vielleicht der Hauptgrund von Durga's Sprödigkeit gegen Dich — das Mädchen hat bereits einen Liebhaber!"

„Höll' und Teufel!" knirschte Sir Edward und ballte wüthend beide Fäuste, „wer ist er, wie heißt er?"

„Gemach mein Junge!" mahnte der Earl und sachte ruhig

seine Zigarre, deren Feuer zu erlöschen drohte, durch einige langathmige Züge an, dann fuhr er fort:

„Wenn Du Dein Ungestüm nicht aufgibst, wirst Du nie in Deinem Leben in irgend einer Angelegenheit zum Ziele gelangen, sondern stets Alles im Vorhinein verderben. Glaubst Du, Deinen Nebenbuhler etwa bei Durga aus dem Sattel zu heben, indem Du polterst und wüthest? Nein, mein Lieber, da mußt Du zu anderen Mitteln greifen, und wie immer, habe ich auch in diesem Falle anstatt gedacht, gehandelt!“

„Sie sehen, daß ich mich bezwungen habe!“ entgegnete der junge Mann, alle Selbstbeherrschung anwendend, um ruhig zu erscheinen.

„Dein Nebenbuhler, oder richtiger gesagt, Durga's Geliebter ist ein gewisser Henry Burton, der bei unserem Freunde Sir Stephenson als Oekonom im Dienste steht. Dieser Mensch hat weder Eltern noch Verwandte. Er wurde von guten Leuten zu Sidney in Australien vor etwa sechzehn Jahren an Kindesstatt angenommen. Seine Zieheltern verstarben vor etwa fünf Jahren und hinterließen ihm kein Vermögen; er hatte aber als Landwirth etwas Tüchtiges geleistet und wurde von Sir Stephenson, der damals von Australien nach Ostindien übersiedelte, in Dienst genommen. — Stephenson ist, wie Du weißt, ein großer Knauser und honorirt Burton keinesfalls nach Verdienst. — Mein Plan besteht in zwei Worten. Du nimmst ihn mit dem Vierfachen des Gehaltes, das er jetzt bezieht, sogleich in Deinen Dienst und schickst ihn auf eine Deiner Plantagen bei Calcutta; dadurch bekommst Du das Feld frei, und wenn Du Durga's einmal überdrüssig bist, was, so weit ich Dein Naturell kenne, in längstens vier Wochen der Fall sein wird, wollen wir dem braven Master Burton durchaus keine Hindernisse in den Weg legen, aus der reizenden Bajadere die ehrsame Frau eines Pflanzers zu machen. Ha, ha, ha!“

Der Earl schloß mit einem heiseren Lachen, aus welchem der empörendste Cynismus des übermüthigen Geldprotzenthums herausklang.

„Vortrefflich!“ jubelte Sir Edward. „Sie haben Recht, lieber Oheim! Was wäre ich ohne Ihren Rath, ohne Ihre Hilfe! Nie werde ich das Opfer vergessen, das Sie mir durch Ihre Mitreise

gebracht. Wissen Sie, wo ich Burton treffen kann? Ich will ihn baldigst sprechen."

„Schon wieder eine Thorheit!" seufzte der Earl und dabei die zum Himmel gewendeten Augen verdrehend, schlug er sich pathetisch auf das Herz. „Du willst mit der Thüre in's Haus fallen und kannst sicher sein, daß Burton, der mir als ein ganz prächtiger und stolzer junger Mann geschildert wurde, Deinen Antrag rundweg ablehnt, wenn er im entferntesten Lunte wittert. Indeß ist Dir der Zufall günstig — seit acht Tagen lasse ich Durga und ihren Geliebten genau überwachen, und gab dabei gewiß nicht den zehnten Theil des Geldes aus, welches Dein Simson inzwischen, wie Figura zeigt, völlig nutzlos verschwendet hat. — Eine Viertelstunde, bevor Du bei mir eintratest, empfing ich durch meinen geheimen Agenten die Meldung, daß Burton heute gegen zehn Uhr Abends Delhi zu Pferd verließ, um eine über die Gutab-Minar hinaus liegende Plantage des Sir Stephenson zu inspiziren. He, Edward! Was liegt da wohl auf flacher Hand?" —

„Daß Durga nach Gutab-Minar sich begibt, um mit Burton dort zusammenzutreffen," rief Sir Edward mit unverkennbarem Grolle und schlecht verhehlter Eifersucht.

„So wird es auch sein!" bestätigte der Earl kopfnickend. „Ich sehe, daß Dir Deine Leidenschaft noch nicht alles Kombinationsvermögen geraubt hat und hoffe, Du wirst wissen, was nun zu thun?" —

„Ich werde Sir Stephenson, der sich gerade auf der gedachten Plantage aufhält, den schon längst schuldigen Gegenbesuch machen; ich treffe dort Burton und engagire ihn, mag Sir Stephenson dies dann aufnehmen, wie er will, à tout prix für Calcutta und auf der Heimkehr werde ich in den Ruinen zu Gutab-Minar bei Durga mein Glück versuchen."

„Bravissimo!" klaschte der elende alte Sünder beifällig, „ich sehe, aus Dir wird noch ein ganzer Gentleman, wie er sein soll. — Aber noch Eines, mein lieber Edward! Stelle Dir Deinen Sieg über die spröde Devadasi nicht zu leicht vor; ich möchte hundert gegen Eines wetten, freiwillig wird sie Dir nie ihre Gunst gewähren!"

„Simson wird für das erforderliche Arrangement sorgen!"

bemerkte Sir Edward kurz und blickte seinen würdigen Oheim mit einem sonderbaren Blick nach der Seite an.

„Ich verstehe!“ entgegnete der alte Schurke pfiffig, mit einem Auge blinzelnd, und reichte seinem Neffen die Hand zum Abschiede. — „Wann wirst Du Dich auf den Weg machen?“

„Noch in dieser Stunde, um die Kühle der Nacht zu benützen. Mit Tagesanbruch will ich in Gutab-Minar das Terrain sondiren, um dann mit Simson, der mich natürlich begleitet, das Weitere zu verabreden. — Morgen gegen Mittag kann ich bequem auf Stephenson's Besitzung eintreffen.“

„Nur vorsichtig, nichts übereilt!“ mahnte der Earl, „ich rathe Dir, die Schlußscene aufzusparen, bis Burton diese Gegend verlassen haben wird.“

Die letzteren Worte vernahm Sir Edward nur mehr zur Hälfte, denn er eilte mit großer Hast davon, um für sich und Simson Pferde satteln zu lassen. Er beschloß, nur seinen erprobten Kammerdiener als Begleitung mitzunehmen, weil seine schlimmen Absichten an der Plauderhaftigkeit oder Ungeschicklichkeit eines größeren Troßes sehr leicht scheitern konnten.

Als hinter Sir Edward die Thüre sich geschlossen hatte, nahm das Gesicht des Earl einen wahrhaft teuflischen Ausdruck an.

„Dieser Bursche,“ murmelte der ergraute Sünder vor sich, „wird von selbst in sein Verderben rennen; je früher dies geschieht, um so besser. Die Hölle möge mich lebendig verschlingen, wenn dieser Bastard je wirklich sich Earl von Dundonald nennen darf. Meinem eigenen natürlichen Sohne gebührt von Rechtswegen das ganze Erbe und der Name. Und er soll, er wird ihn besitzen. Hätte ich blos deshalb an dem Knaben Henry ein schreiendes Unrecht begangen, damit dieser echte Sohn meines Bruders, der Frucht eines Ehebruches von Lady Jany, das Feld räume? Nimmermehr. Die Papiere, welche des verschollenen Henry legitime Geburt beweisen, sollen eines Tages in meinen Händen gute Dienste thun für meinen Sohn. Er ist genau desselben Alters, wie der Verstoßene, mein ausgerissenes Ebenbild, und da wir beide Brüder eine frappante Aehnlichkeit besaßen, spricht für ihn zudem der charakteristische Familientypus der Dundonald's.“

Der Earl nahm eine Brieftasche zur Hand, die auf dem

Nachtkästchen neben dem Bette lag. In einem geheimen Fache dieser Brieftasche befand sich das kunstvoll gemalte Miniatur-Porträt eines auffallend schönen jungen Mannes. Der Earl betrachtete dieses Bild lange und mit großem Interesse. Dann klappte er das Portefeuille wieder zu und sprach vor sich hin:

„Noch weiß dieser Henry nicht, wessen Abkunft er ist, aber hoffentlich wird er es endlich bald erfahren dürfen, erfahren aus meinem Munde. Freilich muß ihm die Mystifikation stets ein Geheimniß bleiben, denn nie und nimmer würde er in seinen absonderlichen Begriffen von Recht und Unrecht in den Betrug willigen, als mein Sohn das Erbe zu erschleichen. Doch was liegt daran, ob er mich Vater oder Oheim nennt! Weit mehr lastet die Sorge auf mir, wie ich meinem Henry auch Parker's Millionen sichern kann, ohne nach Edward's Tod ihn mit jener Metze, durch welche ich, nur zwingender Umstände wegen, den Namen der Dundonald's besudeln lassen mußte, in Berührung zu bringen. Doch dazu ist ja wohl noch Zeit. Vor Allem muß Edward seinem Schicksal erliegen, das ich, seine Vorsehung, ihm mit unerbittlicher Konsequenz bereiten werde."

Der Morgen brach bereits an, als der Earl endlich in Schlummer versank, denn immer tiefer und tiefer hatte er sich in seine unheilschwangeren Pläne hineingedacht, in welchen er mit dem Leben und Glück von Menschen freventlich zu spielen gedachte, wie mit den todten Figuren eines Schachbrettes.

Eilftes Capitel.

Ein reuiger Sünder.

„Ich bin verloren!“ hauchte der junge Mann, als er unter der Wucht des riesigen Thieres, welches seinen Leib der ganzen Länge nach überdeckte, wie ein geknickter Grashalm zusammenbrach.

Henry erwartete jeden Augenblick, daß die scharfen Krallen und Zähne des Tigers ihn zerfleischen würden. Mit stummer Resignation ergab er sich in sein gräßliches Schicksal und schloß im Geiste seine Rechnung mit dem Himmel ab. — Er fühlte sich dem Tode des Erstickens nahe. Die wilde Bestie lag ihm quer über Brust und Gesicht. — Mehrere Minuten verstrichen, ohne daß, sonderbarer Weise, der Tiger sich an sein blutiges Werk machte. — Ein schwacher Hoffnungsschimmer dämmerte in dem Gehirn des unglücklichen Henry; sollte sein Schuß dennoch wirklich getroffen und der Tiger nur den Todessprung gemacht haben? Er wollte, er mußte um jeden Preis sich Gewißheit verschaffen. Sein rechter Arm war im Sturze frei geblieben und seine Finger hielten noch krampfhaft die doppelläufige Pistole fest.

Mit der Energie der Verzweiflung spannte Burton den Hahn des zweiten Laufes, setzte die Mündung auf's Gerathewohl und ohne eigentlich zu wissen, an welchem Theile, an des Tigers Leib und drückte los.

Der Schuß krachte und Henry war gewärtig, daß das neuerdings gereizte und gewiß nicht tödtlich getroffene Thier nunmehr ihn mit Wuth zerreißen und dadurch seiner unsäglichen Pein ein rasches Ende bereiten werde.

Indessen blieb die Bestie schwer und regungslos auf ihm lasten.

„Gerettet!" jubelte Henry. Kein Zweifel — der erste Schuß war dem Tiger durch das Auge in's Gehirn gedrungen und deshalb sogleich tödtlich. — Henry ließ jetzt die Pistole aus der Hand gleiten und versuchte sich unter dem Tiger hervorzuarbeiten. Dies erwies sich aber als ein schweres Stück Arbeit, und obwohl Burton eine mehr als gewöhnliche Körperkraft besaß, benöthigte er dennoch mehr als fünf Minuten, um vorerst wenigstens seinen Kopf und den linken Arm frei zu bekommen. — Nun ruhte er eine kurze Weile aus und schlürfte mit vollen Zügen die Luft, weil er nur wie durch einen dichten Respirator zu athmen vermocht hatte. Nach und nach gelang es ihm, sich sodann theils unter dem Tiger hervorzuwinden, theils den Cadaver von sich abzuwälzen.

Immerhin mochte im Ganzen eine gute Viertelstunde verstrichen sein, seit er zur Rettung eines ihm völlig fremden Mannes sein eigenes Leben mit dem Heroismus echter Menschenliebe auf's Spiel gesetzt hatte.

Der edle Henry wollte sein Werk nicht halb gethan wissen. Als er wieder auf den Füßen stand und unwillkürlich mit Hautschaudern den weit gähnenden Rachen und die grimmig verzerrte Schnauze des todten Tigers durch wenige Sekunden betrachtet hatte, eilte er auf den von ihm geretteten jungen Mann zu, der noch immer leblos auf dem Boden hingestreckt lag.

Henry hatte natürlich, als er in dem für den Geretteten am gefährlichsten Momente in das Dickicht trat, keine Zeit gehabt, das Opfer des Tigers näher zu betrachten. Er glaubte sich blos zu entsinnen, daß der Ueberfallene die Uniform eines Marine-Offiziers trug und eine zweite Person abseits rasch einen Baum hinangeklettert war. Jedoch kam ihm Alles dieß nur wie ein Traum vor, zumal ihn selbst der fürchterliche Anprall, mit welchem er von dem Tiger zu Boden geworfen war, sowie die eigene ungeheure Aufregung etwas betäubt und verwirrt hatte.

Mit leicht erklärlicher Neugierde und Theilnahme trat er also dem Fremden näher, dabei mechanisch nach der Rumflasche langend, welche er an einer Schnur umgehängt trug. Ein kleiner Schluck mochte ihm und dem Geretteten jetzt wirklich wohl bekommen.

Wie von einer Viper gestochen, prallte jedoch Henry, ein

Paar Schritte zurück, als er auf den Fremden einen einzigen Blick geworfen.

„Himmel!“ rief er mit verdüsterten Zügen; „er, gerade er muß es sein, für dessen Leben ich mein eigenes auf's Spiel gesetzt! Ha — wenn ich ihn hier hilflos liegen ließe?! Offenbar ist dieser Elende schwer verwundet und ohne rasche Hilfe würde er sich bald verbluten. Ich wäre meines Nebenbuhlers los und ledig; Durga hätte von seinen Nachstellungen und Drohungen nichts mehr zu befürchten.“

Burton trat noch einige Schritte zurück, aber sein Auge blieb auf Sir Edward haften, der, von des Tigers Krallen am Halse zerfleischt, durch die geöffnete Pulsader sich in der That bald gänzlich verbluten mußte, wenn nicht schon in den nächsten Minuten ein Verband angelegt wurde.

„Nein, tausendmal nein!“ sagte Henry nach kurzem, aber schwerem Kampfe mit sich selbst. „Diesen Menschen hier seinem Schicksale überlassen, hieße so viel als einen Mord begehen! Henry! Schäme Dich Deiner selbst — Du willst ein Freimaurer sein und am wehrlosen, hilfsbedürftigen Feinde Deine Rache kühlen? Schon der bloße Gedanke, der mich einige Sekunden lang beherrschte, macht mich, streng genommen, meiner Brüder unwerth, und sie Alle, Ganesas an der Spitze, müßten mich verachten und ausstoßen aus der schönen Bruderkette!“

Schon während dieses kurzen Monologes war Henry an Sir Edward's Seite niedergekniet, riß dessen Rock auf und legte mittelst des eigenen Sacktuches einen Nothverband mit geschickter, sachkundiger Hand an, denn Burton hatte sich hierin von Jugend auf im Hause seines Ziehvaters, der zu Sidney nebst der Landwirthschaft auch eine chirurgische Officin betrieb, gründliche Kenntnisse erworben.

Zu seiner Freude sah er die angestrengten Bemühungen vom Erfolge gekrönt. Die wirklich lebensgefährliche Blutung war alsbald gestillt. Es handelte sich nur darum, den noch immer Ohnmächtigen zu laben. — Henry wußte ganz in der Nähe ein Bächlein. Er hob Sir Edward's Seemannskappe aus Wachsleinwand vom Boden auf und kehrte bald zurück, den improvisirten Zuber bis an den Rand mit frischem Wasser gefüllt.

Nach wenigen Minuten schlug Sir Edward, wie aus tiefem

Schlafe erwachend, die Augen halb auf; aber er war zu sehr erschöpft, um sogleich das volle Bewußtsein wieder zu erlangen.

Henry flößte ihm nun etwas Rum ein, welche Stärkung dem Verwundeten sehr zu bekommen schien, so daß er endlich die Augen vollends aufzuschlagen vermochte. — Seine Sinne blieben jedoch noch immer verwirrt und mit schwerer Zunge lallte er blos die Worte: „Simson, Simson, wo bist Du?“

Simson hatte jedoch längst das Weite gesucht. — Der feige Bursche war zuerst auf einen nahen Baum geklettert, dann aber, als er Henry's Schuß vernahm und auch den Fremden zu Boden stürzen sah, in seiner kopflosen Panique vom Baume herabgesprungen und nach den Pferden geeilt. Er warf sich in den Sattel und jagte auf und davon, ohne zu wissen wohin. Der bloße Zufall oder vielleicht auch der Instinkt seines Thieres führte ihn schnurgerade nach der von dem Jungle etwa vier englische Meilen entfernten Besitzung des Sir Stephenson, wo er das Vorgefallene mittheilte.

Der Hergang war in Kürze folgender. Sir Edward, die Gefahren unterschätzend, oder besser gesagt nicht kennend, welche der Kampf mit einem Tiger mit sich bringt, ließ sich unbesonnener Weise hinreißen, die Spur eines solchen bedenklichen Gastes des von ihm betretenen Jungle tollkühn zu verfolgen. Er war ein guter Schütze und führte eine vortreffliche Kugelflinte mit sich, welche er in der Heimat schon sehr oft an einem grimmen Eber erprobt hatte. — Der Tiger, der nicht hungrig und deshalb auch nicht geneigt war, den Kampf aufzunehmen, noch dazu bei hellem Tage, wo diese Thiere nicht leicht aus eigenem Antriebe selbst angreifen, hatte sich in's Dickicht zurückgezogen. Diese anscheinende Feigheit des Thieres reizte den in all' und jeden Dingen überaus leichtsinnigen Edward, der also, ohne auf die Warnungen seines Begleiters Simson zu achten, blindlings dem mit Katzenschlauheit zurückweichenden Königstiger nachfolgte, bis er in einer kleinen Lichtung des Gehölzes die durch die Hartnäckigkeit ihres Feindes allmälig in Wuth gerathende Bestie auf einem Baume zusammengekauert und mit dem Schweife die eigenen Flanken peitschend, vor sich gewahrte. — Sir Edward schlug seine Kugelflinte an; der Tiger, der aus früheren Begegnungen mit den Herren der Schöpfungen wohl wissen mochte, was nun folgen würde, ließ jedoch dem Schützen keine Zeit, sein Vorhaben auszuführen, und ehe noch Sir Edward den Finger an das Zünglein

gelegt, schnellte die Bestie durch die Luft und schmetterte ihren Feind zu Boden.

Sir Edward stieß nun jene Hilferufe aus, welche Burton glücklicher Weise vernommen hatte. — Der Tiger weidete sich mit der seinem Naturell eigenthümlichen Grausamkeit eine lange Weile an der Pein des Mannes, der ihn muthwillig herausgefordert hatte; das Zögern des Tigers bewies wohl hinlänglich, daß seine letzte nächtliche Jagd sehr ergiebig gewesen sein mochte, aber zu einem Trunke frischen warmen Blutes jederzeit geneigt, wenn auch der gesättigte Magen den Genuß des Fleisches verschmäht, machte sich der grimme Bursche langsam daran, mit den scharfen Krallen am Halse seines Opfers die geeignetste Stelle zu sondiren, wo er mit Behagen die glühende Zunge letzen könnte.

In dieser Beschäftigung wurde der Tiger, wie wir wissen, durch Henry's Dazwischenkunft gestört. —

Sir Edward verfiel alsbald aus Schwäche wieder in seinen früheren Zustand von Lethargie und brachte dadurch seinen Retter in nicht geringe Verlegenheit. Henry hoffte, daß der Verwundete sich wenigstens insoweit erholen würde, um ihn auf's Pferd setzen und dann langsamen Schrittes Stephenson's Behausung erreichen zu können. Er mußte sich also in Geduld fassen und abwarten, bis entweder Sir Edward sich hinlänglich erholt haben oder Hilfe angelangt sein würde.

Vor Allem wollte Henry den Verwundeten um jeden Preis aus diesem Dickicht hinaus an die durch den Jungle führende breite Straße schaffen, wo er in dem ersten besten Vorüberziehenden den ersehnten Beistand, sei es als Träger, sei es als Bote, finden konnte.

Henry machte sich also, nachdem er noch sorgsam nachgesehen, ob der Verband auch hinlänglich fest sitze, daran, den Verwundeten langsam fortzuschleifen, indem er ihn unter beiden Schultern von rückwärts faßte und, selbst rücklings gehend, Zoll für Zoll der etwa vierzig Schritte entfernten Straße näher kam.

Da ließ sich plötzlich in der Ferne ein unheimliches, langgedehntes Geheul vernehmen, welches rasch näher kam.

Burton legte den Verwundeten, der aus Schwäche Alles willenlos mit sich geschehen ließ, auf den Boden und langte nach Sir Edward's Kugelflinte. Kein Zweifel, die Frau Gemalin des getödteten

Tigers suchte den Vermißten, der bei der Morgenpromenade sich über Gebühr ihrer Gesellschaft entzogen hatte. — In die kräftigen Töne der Tigerin mischten sich auch schwächere.

„Eine saubere Begegnung," sprach Burton vor sich, und untersuchte die beiden Läufe der Kugelflinte, die er zu seiner Beruhigung ganz schußfertig fand. „Die Tigerin kommt mit ihren Jungen gerade hierher. Sie wittert bereits, was hier vorgegangen. Sie verstummt; sie rüstet sich zum Angriffe und wird plötzlich hervorbrechen. Wehe uns, wenn ich nicht den Punkt entdecke, wo sie lauert. — Ha — dort glühen zwei Augen. Gott sei mit mir!" —

Henry legte an, wagte aber nicht zu schießen. Die schlaue Bestie duckte ihren Kopf wiederholt unter einen Ast des Baumes, auf welchem sie sprungbereit hockte. Das Schicksal ihres Gemals, der vor ihr todt dalag, schien sie zur Vorsicht zu mahnen. Zwei junge Tiger, kaum größer als Lämmer, wagten sich neugierig unter dem Baume hervor, auf welchem die Tigerin saß, die dieses Unterfangen durch ein kurzes, verweisendes Knurren offenbar höchlich mißbilligte. — Diese Sorge um die vorwitzigen Jungen lähmte glücklicher Weise ihre wilde Energie, und es verstrichen dabei viele Minuten.

Henry begann ernstlich besorgt zu werden, weil die Tigerin sich mit merkwürdiger Klugheit durch den Baum, den sie sich erwählt, derart zu decken wußte, daß wohl ihr Leib, aber nicht ihr Kopf ein geeignetes Ziel für den Schützen abgab. — Da fiel ihm ein gutes Mittel ein, die Tigerin zum Rückzuge zu bewegen.

Bekanntlich ist dem Tiger das Hundegebell unausstehlich. Henry ahmte das schrille Gekläff eines kleinen Köters nach, und augenblicklich nahmen die kleinen Tiger Reißaus. Auch ihre Mama stutzte und sah sich besorgt nach ihren Jungen um, die, so lange sie die Stimme des vermeintlichen Hundes hörten, in ihrer Flucht gar nicht innehielten.

Höchst mißmuthig knurrend, sprang endlich auch die Tigerin ihren Jungen nach, die sie nicht allein lassen wollte.

„Gott sei es gedankt, daß mir diese List beifiel," sprach Henry, sich den Schweiß von der Stirne trocknend und das Gewehr absetzend, als das Gebrüll der ihre Jungen suchenden Tigerin immer mehr in der Ferne verhallte. — Dann nahm Henry das schwere Stück Arbeit, Sir Edward nach dem Waldwege zu schaffen, ohne

dem Verwundeten allzu große Schmerzen zu bereiten, unverdrossen wieder in Angriff. — Eine volle Stunde war darüber vergangen, und eine weitere Stunde harrte Burton geduldig, daß Jemand des Weges kommen würde, aber vergeblich. Der Zustand des Sir Edward begann ihm zudem ernste Besorgnisse einzuflößen. Der junge Lord lag mit geschlossenen Augen im Delirium dahin; das Eintreten eines heftigen Wundfiebers war offenbar durch die dumpfe ungesunde Athmosphäre des Jungle beschleunigt worden.

Die Sonne neigte sich bereits stark dem Untergange zu. — Der Verwundete konnte unmöglich von Henry hier hilf- und aufsichtslos zurückgelassen werden, selbst nicht für ein Paar Stunden, die jedenfalls verstrichen, bis Burton von der Stephenson'schen Besitzung Hilfe zu bringen vermochte. Aller Wahrscheinlichkeit nach kehrte die Tigerin während der Nacht wieder hierher zurück, um ihren Gatten aufzusuchen.

Da zeigte sich endlich in weiter Ferne, aber von jener Seite, wo Gutab-Minar lag, ein großer Troß; Henry's scharfes Auge erkannte Master Simson an der Spitze. Sir Stephenson hatte gleich nach des Kammerdieners Ankunft bei ihm, alle seine verfügbaren Leute in Bewegung gesetzt, und würde die kleine Karawane wohl schon vor vier Stunden an der Unglücksstätte angelangt sein, wenn Simson, durch den ausgestandenen Schrecken total verwirrt gemacht, nicht irrthümlich eine falsche Gegend als Thatort angegeben hätte. — Von Delhi führen nämlich zwei ganz entgegengesetzte Wege nach Stephenson's Besitzung, von denen jener über Gutab-Minar der weitere ist. — Erst als Simson die Thürme von Delhi ganz in der Nähe erblickte, sah er seinen Verstoß ein, und nun blieb nichts Anderes übrig, als im weiten Bogen, an Gutab-Minar vorbei, nach der gesuchten Stelle des Jungle zu ziehen, wodurch aber ein Zeitverlust von wenigstens fünf Stunden verursacht worden war.

Simson und alle seine Begleiter waren darauf gefaßt, von dem jungen Lord höchstens einige Gebeine, Kleidungsreste und die Waffen vorzufinden. — Ohne Henry's Dazwischenkunft würde diese ihre Voraussicht auch gewiß in Erfüllung gegangen sein.

So sehr der edle Burton den ihm vom Sehen wohlbekanten Zwischenträger Sir Edward's bitter haßte, und mit Recht, so war

ihm doch der feile Knecht in diesem Augenblicke eine höchst willkommene Erscheinung.

Alsbald waren auf Henry's Geheiß einige Dutzend Hände beschäftigt, aus jungen Baumstämmen eine Nothbahre zu verfertigen, auf welcher mittelst einiger Mäntel und zusammengerafften Laubes ein sehr weiches Lager hergerichtet wurde.

Ohne weiteren Unfall gelangte der Zug mit dem Verwundeten nach Stephenson-House. Bereits vom Jungle aus hatte Burton einen reitenden Boten nach Delhi um verschiedene Medikamente und einen geschickten Arzt entsendet. Mit Letzterem erschien auch der Earl in den ersten Morgenstunden. — Der Arzt hieß Alles gut, was Henry betreff des Verwundeten angeordnet hatte und versicherte mit voller Bestimmtheit, daß Sir Edward nur durch den Blutverlust stark erschöpft sei, keineswegs aber in Gefahr schwebe, vielmehr binnen wenigen Tagen, etwas Schwäche abgerechnet, wieder vollkommen hergestellt sein werde.

Nachdem der Arzt noch am nämlichen Tage nach Delhi zurückreiten mußte, sprachen Stephenson und der Earl den Wunsch aus, daß Henry, der eine so glänzende Probe seiner chirurgischen Kenntnisse abgelegt hatte, bis zur Genesung des Sir Edward auf der Besitzung verbleiben möge, ein Wunsch, der natürlich angesichts der abhängigen Stellung Burton's einem Befehle gleichkam.

Auch der Earl of Dundonald verließ Stephenson-House noch am nämlichen Tage. Beim Abschiede wollte er Master Burton einen schweren Beutel mit Gold als Belohnung für die Rettung des jungen Lord in die Hand drücken; Henry schlug jedoch höflich, aber sehr entschieden die Gabe aus.

„Mylord!“ sagte er ruhig, als der Earl abermals in ihn drang, und mit mehr Wahrheit als Zartsinn auf die ärmlichen Verhältnisse des jungen Mannes angespielt hatte. „Mylord! Wenn das, was ich gethan, wirklich einen Werth hat, so kann mich nur Sir Edward entsprechend belohnen.“

„Wie meinen Sie dies, Master Burton?“ entgegnete der Earl etwas spitz und gereizt über den versteckten Hohn in den ersten Worten des jungen Mannes.

„Ich meine,“ antwortete Henry ruhig, „daß Sir Edward, welchem das Leben zu retten ich die Ehre hatte, nur dadurch seine

Schuld an mich abtragen kann, indem Seine Herrlichkeit seine schlimmen Absichten auf Durga, meine Braut, aufgibt."

„Machen Sie diese Angelegenheit mit meinem Neffen nach Gutdünken ab," warf der Earl hochmüthigen Tones hin und stieg in den Sattel, „ich fühle mich durchaus nicht berufen, in den Liebeleien dritter Personen den Vermittler abzugeben."

Gekränkt und entrüstet blickte Burton dem mit seiner Suite davonsprengenden Earl of Dundonald nach.

„Hoffentlich," sprach Henry zu sich, indem er nach dem Gemache zurückkehrte, wo Sir Edward lag, „hoffentlich wird der Neffe dieses hochfahrenden Aristokraten gerechter denken und noch nicht völlig taub geworden sein für die Stimme des Gewissens. Ich halte den jungen Lord zwar für einen bodenlos leichtsinnigen Menschen, aber für keinen grundsätzlich schlechten Charakter. Ich will mit Sanftmuth ihm entgegentreten und an die Großmuth seines Herzens appelliren. In einigen Tagen dürfte Sir Edward bereits so weit hergestellt sein, um mit ihm ein ernstes Wort zu sprechen."

Sir Edward's Genesung nahm in der That einen überaus raschen und günstigen Verlauf. Schon am fünften Tage nach dem Unglücksfalle durfte der Patient auf einige Stunden das Bett verlassen; ein rasender Appetit stellte sich ein und förderte im Vereine mit einer gesunden Verdauungskraft die Herstellung auf wunderbare Weise.

Der vornehme Wüstling schien übrigens durch die derbe Lection, welche ihm das Schicksal ertheilt hatte, wie umgewandelt. Er war ernst, in sich gekehrt und begann sogar über Dinge nachzudenken, die ihm bisher völlig fremd oder geradezu widerlich waren, wie z. B. Tugend, Recht, Gewissen, Unsterblichkeit der Seele u. s. w.

Außerdem griff es ihn nicht wenig an, daß gerade der Mann, welchem er die heißgeliebte Braut verführen gewollt, von jenem sonderbaren Dinge, das er bisher nur Zufall nannte, zu seinem Lebensretter ausersehen worden war.

„Sollte es also dennoch eine Vorsehung, eine Nemesis geben?" dachte er schaudernd bei sich, „das wäre sehr schlimm für mich. Puh! Dann müßte ich mich Amalien's wegen heute oder morgen auf recht üble Dinge gefaßt machen; mich dauert jetzt das arme Kind wirklich; hm, warum soll ich's nicht wenigstens mir gestehen, ich bereue beinahe, was ich an ihr verschuldet, und könnt'

ich's ungeschehen machen, auf Ehre, ich thäte es, sollte es mich auch meinen jetzigen Reichthum, ja selbst den Namen der Dundonald's kosten. Bei Gott! Wär' es für mich nicht besser, ja honneter, ein mittelloser See-Offizier, aber frei und ungebunden zu sein, als der gekaufte Sklave eines elenden verächtlichen Weibes, dessen unerhörte Ausschweifungen ich mit meinem Namen decken muß? Fürwahr, die berüchtigte Messaline kann es nicht ärger getrieben haben, als Mary es zu Delhi treibt. — Dieses Joch, diese Schmach wird mir nachgerade unerträglich. Ich will mit Oheim Baldwin ein ernstes Wort sprechen, sobald ich nach Delhi zurückkehre. Er mag es mit mir gut gemeint haben in seinem Sinne, aber ich weiß ihm wenig Dank für die vielen Millionen und den ganzen prunkenden Plunder, welche mir diese verfluchte Heirat eingetragen. Ach! warum mußte gerade Amalie nur eine Lootsentochter und arm sein, und dabei doch so schön, so liebreizend und anmuthig!"

Diese heilsamen Erwägungen, wenn auch nicht völlig correct, zeugten doch immerhin von dem obgleich noch unklaren Wunsche Sir Edward's, bessere Pfade als bisher zu wandeln.

Master Burton hatte sich von dem Augenblicke an, wo Sir Edward wieder das volle Bewußtsein erlangte, aus des Patienten unmittelbarer Nähe zurückgezogen. — Er beschränkte sich darauf, täglich des Morgens und Abends bei Master Simson nach dem Befinden Seiner Herrlichkeit zu fragen, es dem Kammerdiener überlassend, die täglichen Waschungen und den Verband der rasch heilenden Wunde vorzunehmen, in welcher Beziehung Simson in den ersten Tagen gründlich von Henry unterrichtet worden war.

Eines Morgens trat jedoch Henry kraft des Rechtes, welches ihm seine temporäre Stellung als substituirenden Hausarzt verlieh, unangemeldet in Sir Edward's Schlafgemach.

Der junge Lord lag noch im Bette und verzehrte eben ein ausgiebiges Frühstück. — Burton's Erscheinen verursachte ihm offenbar eine peinliche Verlegenheit; seit er wieder bei vollem Bewußtsein sich befand, war ihm sein Lebensretter noch nicht zu Gesicht gekommen. Indessen faßte sich Sir Edward schnell und der Pflichten eingedenk, die ihm als Gentleman oblagen, hieß er Master Henry nicht nur herzlich willkommen, sondern streckte ihm sogar die rechte Hand entgegen, nachdem er ihn durch einen Wink eingeladen hatte, auf dem Stuhle neben dem Krankenlager Platz zu nehmen.

Henry that jedoch, als ob er nichts bemerkt hätte und beschränkte sich, vor dem Bette auf einige Schritte Entfernung stehen bleibend, unter einer etwas steifen Verbeugung nach dem Befinden des Patienten zu fragen.

„Ich hoffe," schloß Burton im kalten, abgemessenen Tone, „ich hoffe, daß Euere Herrlichkeit bereits hinlänglich hergestellt sein werde, um von nun an meiner bescheidenen Geschicklichkeit als Chirurg völlig entrathen zu können. Zudem wird ja heute Doktor Brown's zweiter und wahrscheinlich auch letzter Besuch aus Delhi hier erwartet. Nach meiner Ansicht dürfte Euere Herrlichkeit schon binnen wenigen Tagen die Rückkehr nach der Stadt ohne alle Gefahr bewerkstelligen können."

„Ei, ei!" entgegnete Sir Edward mit dem besten Lächeln, das ihm zu Gebote stand, „wie eilig Sie es doch haben. Es sieht beinahe aus, als wollten Sie mir gar nicht Zeit gönnen, Ihnen meine übergroße Schuld der Dankbarkeit abzustatten. — Ich beschwöre Sie," fuhr der junge Lord eifrig fort, als sein Lebensretter dieses Thema kurz abschneiden zu wollen schien, „ich beschwöre Sie, mich nicht zu unterbrechen! Es liegt in unserem beiderseitigen Interesse, daß wir mit Ruhe und Ernst, zwei Dinge, die ich bisher leider nur dem Namen nach kannte, unsere Angelegenheiten völlig in's Reine bringen."

„Unsere Angelegenheiten!?" warf Burton beinahe gereizten Tones ein, „ich wüßte wahrlich nicht, was Sie, der Lord, mit mir, dem armen Schaffner, von rechtswegen gemeinschaftlich haben könnten; ich wenigstens, Sir Edward, hege durchaus kein Verlangen darnach!" — Blicke der Eifersucht schossen bei diesen Worten aus Henry's Augen, denn er gedachte unwillkürlich der schnöden Absichten Sir Edward's auf Durga.

„Ich sehe," erwiderte Sir Edward ruhig, „daß ich ohne Umschweife sprechen muß, soll in unserer Unterredung nicht eine bedauerliche Wendung eintreten, welche namentlich mir es unmöglich machen würde, einen guten Vorsatz auszuführen, vielleicht der erste und gewichtigste, den ich je gefaßt. — Hören Sie mich also, mein lieber Master Burton, nur einige Minuten geduldig an. — Mein guter Vorsatz zerfällt eigentlich in zwei Theile. Erstens will ich einen schlimmen Vorsatz völlig aufgeben und zweitens eine schon begangene Verirrung wieder gut machen, so weit es eben die Verhältnisse

noch gestatten werden. — Was ich mit meinem Verzichte sagen will, erräth gewiß Ihr Herz, ich brauche wohl darüber keine weiteren Worte zu verlieren."

„Sie entsagen meiner Braut, Sie geben alle wie immer gearteten Nachstellungen Durga's im Ernste auf?" rief Henry mit vor Freude hochgerötheten Wangen und trat, nun selbst die rechte Hand dem jungen Lord entgegenstreckend, dem Bette ganz nahe.

„Dies ist mein fester Vorsatz," betheuerte Sir Edward, und schlug in die ihm dargereichte Hand ein. „Nehmen Sie mein Wort als Mann, als Kavalier darauf, und zum weiteren Beweise will ich sogleich und in Ihrer Gegenwart meinen Kammerdiener entsprechend bescheiden."

Sir Edward zog die Schelle; Master Simson, der von dem Augenblicke, wo Henry in's Zimmer getreten war, an der Thüre gehorcht hatte, trat unverzüglich ein.

„Simson!" sagte der junge Lord, „Du wirst sogleich nach der Stadt reiten und die Bajadere Sitta ihres Aufpaß- und Botendienstes mit einem namhaften Geschenke entlassen. Auch Du hast Dich von dieser Stunde an, nicht weiter um Durga zu kümmern, und zwar bei meiner Ungnade. Geh', spute Dich."

Der Kammerdiener machte eine tiefe Verbeugung und verschwand, aber nicht um sogleich den Befehl zur Abreise zu vollziehen, sondern um an der Thür, durch welche hindurch man jedes Wort im Vorzimmer genau vernahm, weiter zu horchen.

„Sir Edward!" sprach Henry feierlichen und tief bewegten Tones, „Sie haben mich dem Leben wiedergegeben, aber hüten Sie sich, mich durch eine List etwa nur bethören zu wollen! Bei Gott, der Tiger, aus dessen Krallen ich Sie gerettet, wäre ein sanftes Lamm gegen mich. Mein Ingrimm würde zu Ihrem sicheren Verderben führen!"

„Ereifern Sie sich nicht zur Unzeit, mein Herr!" fiel Sir Edward lebhaft ein und blickte Master Burton so offen in's Angesicht, daß dieser unmöglich an der Aufrichtigkeit des geleisteten Versprechens zweifeln konnte. Dem Sir Edward war es in der That Ernst, auf Durga zu verzichten.

„Ich glaube Ihren Worten!" entgegnete Henry und drückte nochmals die ihm von dem jungen Lord dargereichte Hand.

„Welch' ein Stein ist auch mir vom Herzen gefallen!" athmete

Sir Edward froh auf. „Hoffentlich werde ich auch mit meinem zweiten Vorhaben nicht weniger glücklich sein, wenn Sie mir dazu die Freundeshand bieten; ja Master Burton, Sie sollen, Sie müssen mich bei Ausführung meines zweiten guten Vorsatzes unterstützen! Es geht das Gerücht, daß Sie Freimaurer sind — ist diese Vermuthung begründet, so beschwöre ich Sie, obwohl ich selbst dem Bunde nicht angehöre, bei Allem, was Ihnen heilig ist, bei Ihrem Eide, den Sie geleistet, des Nächsten Seelenheil nach Möglichkeit zu fördern, mir Ihre Hilfe, Ihren Rath nicht zu versagen, denn, Sie, Master Henry, gerade Sie halte ich für die geeignetste Persönlichkeit, um mir Amalien's und deren Bruder Verzeihung zu erwirken!"

„Wer ist diese Amalie?" frug Henry ganz weich gestimmt durch den lebhaften Ausdruck von Reue, ja Zerknirschung in Sir Edward's ganzem Wesen.

Der junge Lord theilte nun offen und rückhaltslos dem Master Burton mit, wie er Fräulein Westenholz durch Versprechungen bethört, zum Falle gebracht und dann schändlich im Stiche gelassen habe. — Sir Edward wandte schamglühend sein Antlitz ab, als er seine Bekenntnisse beendet hatte; er hätte jetzt um keine Welt den Muth besessen, dem ehrlichen Master Burton in's Auge zu blicken.

„Sie haben," begann Henry nach einer kurzen Pause strengen Tones, „Sie haben, Sir Edward, an dem armen Wesen als ein Elender gehandelt, der gelindeste Ausdruck, welchen in diesem Falle Ihr Betragen verdient. Ich sehe nicht ein, was ich dabei rathen, helfen kann!"

Sir Edward ergriff mit Eifer das Wort.

„Sie sollen sogleich nach Europa reisen," sagte er dringend und hob flehentlich die Hände empor, „Sie sollen der Unglücklichen Trost und Hilfe bringen, so weit es nur in der Macht Ihres edlen Herzens und in meinen eigenen Kräften liegt. — In wenigen Wochen wird Amalien's Niederkunft erfolgen; sorgen Sie, daß ihrem, daß meinem Kinde es an nichts fehle. Werfen Sie das Gold mit vollen Händen hinaus, wenn Sie damit den Schmerz und die Betrübniß des Opfers meiner schnöden Lüste zu mildern vermögen. Sagen Sie Amalie, daß ich mich ernstlich mit dem Gedanken trage, auf jede Gefahr hin und um jeden Preis, die Ehe mit meiner

jetzigen Frau zu lösen, daß ich sodann, kein Jahr kann darüber verstreichen, reumüthig zu ihren Füßen niedersinken, um ihre Verzeihung flehen, sie zum Altare führen werde."

„Ist Euere Herrlichkeit gesonnen, alle diese Versprechungen schriftlich zu geben und mich zu ermächtigen, davon jeden mir gutdünkenden Gebrauch zu machen, falls Sie wortbrüchig würden?" frug Master Henry sehr ernst.

„Ja, ich will es!" entgegnete Sir Edward.

„Schreiben Sie, Mylord!" sprach Henry in beinahe befehlendem Tone, „schreiben Sie und ich reise unverzüglich nach Europa ab, um im Dienste des Rechtes und der Menschlichkeit, die von Ihnen gewünschte Mission zu vollziehen."

Sir Edward sprang mit beiden Füßen aus dem Bette und setzte sich zu einem Tische; Henry reichte ihm Papier, Tinte und Feder. Mit verschränkten Armen sah er dann zu, wie Sir Edward, ganz im Sinne der früher im Affekte ausgestoßenen Aeußerungen, nunmehr eine umständliche, logisch gegliederte „Erklärung" zu Papier brachte.

Eine kleine halbe Stunde verstrich, bis der junge Lord zum Schluße kam und Datum, Unterschrift, sowie sein Insiegel beisetzte. — Dann reichte er das vielsagende Dokument dem Master Burton mit der Bitte, es genau durchzulesen.

„Ich habe es bereits gelesen!" erwiderte Henry mit einer leichten Verbeugung. Seinem Adlerauge war kein Stüpfchen dessen entgangen, was Sir Edward mit schönen, großen, deutlich lesbaren Buchstaben bedächtig zu Papier gebracht hatte.

„Wann reisen Sie?" frug der junge Lord, als Henry das wichtige Dokument sorgfältig in seine Brieftasche verbarg.

„Uebermorgen!" entgegnete der Gefragte, „läuft mein Vertrag mit Sir Stephenson ab. Ich würde ohnehin kaum in seinem Dienste verblieben sein. Die Vermittlung Eurer Herrlichkeit dürfte übrigens Sir Stephenson bewegen, mich schon heute zu entlassen. Sie sehen mich bereit, noch heute Abends nach Delhi zurückzukehren. Ich benöthige blos wenige Stunden, um meine Rechnungen und das Inventar auf Sir Stephenson's Bureau abzuschließen."

„Sehr gut, sehr gut!" nickte Sir Edward zufrieden mit dem Kopfe und langte nach einem Bogen Papier, um einen Auftrag an Master Brandon hinzuwerfen, dann sagte er:

„Hier mein lieber Henry eine Anweisung auf zwei Tausend Pfund baar. Master Brandon wird Ihnen übrigens noch mehrere Kreditbriefe mitgeben, so daß Sie, was Geld anbelangt, wohl nie in eine Verlegenheit gerathen können. Noch eines — Ihnen einen Gehalt auszuwerfen, wäre offenbar eine Beleidigung Ihrer Person, denn Sie stehen nicht in meinem Dienste, sondern erweisen mir eine Freundschaft, eine Gefälligkeit. Sie werden also für sich und die Sache, der sich zu widmen Sie die Güte hatten, ausgeben, so viel es Ihnen beliebt, es wird vielmehr die Höhe der Summen, die Sie aufwenden, für mich den einzigen Gradmesser Ihres Eifers abgeben. — Und nun Gott befohlen. Vollenden Sie Ihre Mission mit Glück und Geschick, und Sie werden, ich fühle es in diesem Augenblicke so klar und lebhaft, mein besseres Ich gerettet, Amalie und ihr Kind vielleicht vor einem entsetzlichen Schicksale bewahrt haben."

„An meinem guten Willen soll es nicht mangeln. Ich verlasse zwar Durga mit schwerem Herzen, aber der gütige Himmel wird den edlen Ganesas, des holden Mädchens einzigen Freund und Beschützer, meine Rückkehr nach Ostindien erleben lassen." — Henry wollte sich nach diesen Worten entfernen.

„Noch eines, mein Freund!" rief Sir Edward, „ich bitte Sie, schon Ihren ersten Brief aus Europa nach Calcutta zu adressiren. In Delhi sind meine Geschäfte zu Ende, ich habe dort," setzte er mit feinem Lächeln bei, „nichts mehr zu suchen. Wie Brandon gestern mich verständigen ließ, ist ein sehr vortheilhafter Vertrag, in Folge dessen ich meinen hiesigen Besitz in baares Geld umsetzen kann, bereits abgeschlossen. Dieser Verkauf wird mich zudem unter der Hand in die Lage versetzen, im äußersten Falle die übrigen Schätze meiner liederlichen Frau Gemalin völlig entbehren zu können. Ich gewinne nämlich bei dieser Negociation 300.000 Pfund für meine Kassa, ohne die Rechte von Lady Dundonald zu schädigen, weil sie nur auf eine den Schätzungswerth erreichende Verkaufssumme Anspruch erheben darf, das Uebrige aber mir zu Gute kommt. — Noch gestern war ich ein von Frau und Oheim abhängiger Sclave. Heute aber bin ich ein völlig freier Mann, und an dieser Gunst des Glückes soll die arme Amalie ihren vollen Antheil besitzen, so wahr mir Gott helfe!"

Henry verließ jetzt doppelt befriedigt Sir Edward's Zim-

mer. Die Kunde, daß die Dundonald's ohne Verzug Delhi verlassen würden, beruhigte ihn ungemein um Durga's Willen, die er, von Europa zurückgekehrt, endlich sein zu nennen hoffen durfte. Seine bisherige Armuth war in Wohlstand verwandelt und er konnte jetzt im Ernste daran denken, die liebliche Devadasi von ihren habsüchtigen Götzenpriestern loszukaufen.

Zwölftes Capitel.

Mephistopheles.

Mit krauser Stirne, mit langen Schritten, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, das Haupt nachdenklich auf die Brust gesenkt, ging der Earl of Dundonald, wenige Stunden später, als die zuvor geschilderte Unterredung des Sir Edward mit Master Henry Burton stattgefunden, in einem mit allem möglichen Luxus ausgestatteten kleinen Salon des der Gemalin seines Neffen zu Delhi gehörigen Palais schweigend auf und ab.

Master Simson stand in einer Fensternische, nachlässig mit dem Rücken an die mit Goldleisten und Seidentapeten verkleidete Wand gelehnt, phlegmatisch des Augenblickes harrend, wo der Earl endlich die von dem Horcher heute Morgens erlauschte und umständlich hinterbrachte Unterredung des Sir Edward mit Henry Burton verdaut haben würde.

Ungeachtet des sonst so leichtlebigen Temperamentes des Earl, seines außerordentlich findigen und rasch resolvirten Geistes, sowie seiner völligen Unbekanntschaft mit Gewissensskrupeln, schien er dennoch durch die soeben in Erfahrung gebrachten Neuigkeiten ganz und gar außer Rand und Band gerathen zu sein.

„Sieh' Dich um, ob Niemand horcht, und sorge, daß wir ungestört bleiben!“ gebot endlich der Earl mit barscher, ärgerlicher Stimme.

Simson befolgte rasch den erhaltenen Befehl, indem er einen Rundgang durch die ringsum anstoßenden Gemächer machte und

dabei die auf den Corridor führenden Thüren von innen abschloß. Dann kehrte er zu dem Earl zurück und nahm dann wieder eine streng passive Haltung an.

Endlich blieb der alte Herr mit über die Brust verschränkten Armen vor Sir Edward's Kammerdiener stehen, dabei den jungen Mann scharf und lange fixirend.

„Bursche!“ begann endlich der Earl sehr ernsten Tones, „ich habe Dich schon zu manchem kitzlichen Dienste verwendet und Du weißt um Geheimnisse, deren Verlautbarung mir sehr unangenehm werden könnte. Du weißt aber auch, daß, sollte Deine Zunge je nur mit einer Silbe zum Verräther werden, Du unrettbar verloren bist. Entweder schieße ich Dir eigenhändig eine Kugel durch den Kopf, oder Du kehrst in das Gefängniß zurück, aus welchem Du nur mittelst meiner Hilfe vor drei Jahren zu entspringen vermochtest.“

Der Kammerdiener erblaßte und schlug die Augen nieder. Der Earl hingegen fuhr fort:

„Wenn es mich in letzterem Falle gelüstet, Dich an den Galgen zu bringen, so brauche ich nur eine Revision Deines Processes wegen Straßenraub zu veranlassen und Dein eigenhändiges Schreiben, laut dessen Du Dich als den eigentlichen Urheber und Thäter der mit jenem Raube verbundenen Mordthat bekennst, dem Gerichtshofe vorzulegen. Du mußtest mir damals als Preis Deiner Freilassung dieses für Dich höchst fatale Geständniß ablegen, damit ich Deiner Treue und Ergebenheit mich versichert halten könne. — Und in der That — es bedarf nur zweier Zeilen von mir und mein Sachwalter zu London handelt nach gewissen versiegelten Instructionen, welche sich in seiner Aufbewahrung befinden. Es ist schon lange her,“ schloß der Earl strengen Tones, „daß ich auf dieses Thema mit Dir nicht mehr zu sprechen kam. Ich hatte bisher alle Ursache, mit Deinem Eifer und Deiner Verschwiegenheit zufrieden zu sein und — ich bin es noch. In dieser Stunde jedoch, wo ich im Begriffe stehe, abermals mich Deiner in einer bedenklichen Angelegenheit zu bedienen, hielt ich es immerhin für nothwendig, Dich an Deine Verpflichtungen gegen mich und die etwaigen Folgen Deines Ungehorsams zu erinnern. — Anderseits sollst Du auch heute, wie es schon so oft geschah, einen Beweis meiner Dankbarkeit für Deinen guten Willen empfangen.“ — Der Earl musterte Simson eine Weile mit den Blicken, dann fuhr er fort:

Seite 253.

V.



Robert streckte die Hand aus, um Sir Edward zu ertränken.

„Die Nachrichten, die Du mir hinterbrachtest, sind für mich von größerer Wichtigkeit, als Du je zu ahnen vermagst. Hier — nimm diese drei Rollen mit Gold als Abschlagszahlung; ich sage als Abschlagszahlung, denn gelingt mein Plan in allen Theilen durch Deine Mithilfe, sollst Du von mir 10.000 Pfund baar empfangen, auf Edelmannswort!"

Simson ließ, vor Habgier am ganzen Leibe zitternd und im Gesichte vor Freude erglühend, die Goldrollen, deren jede hundert Stück Guineen enthielt, in die Taschen gleiten und stammelte halb verwirrt zahllose Phrasen, um dem Earl seiner Dankbarkeit, Treue und Ergebenheit zu versichern.

„Thaten brauche ich und nicht Worte!" unterbrach der Earl den nicht enden wollenden Wortschwall Simson's, „höre mich an, Bursche! Du bist ein verschlagener Kopf, besitzest fünf gesunde Sinne und nie hatte ich mich über Deine Begriffsstützigkeit zu beschweren; im Gegentheile — aus drei gesprochenen Worten erräthst Du zehn, die man allenfalls eben nicht sprechen will. Ich werde mich also auch heute nur mit Andeutungen begnügen können. — Mein Neffe darf sich nicht bessern, der Zweck der Reise jenes vermaledeiten Burton, der in mir sehr ungelegener Stunde als Lebensretter auftrat, muß total vereitelt werden!"

Der Earl schwieg und betrachtete den Kammerdiener, welcher mit der rechten Hand sein Kinn faßte und gesenkten Hauptes ein Paar Minuten lang nachdachte. Endlich richtete sich Simson wieder auf und lauernden Blickes stellte er die Frage:

„Darf ich annehmen, daß Euere Herrlichkeit einen anderen Abschluß der Scene im Jungle gewünscht hätte, als in Folge von Master Henry Burton's Dazwischenkunft wirklich eingetreten ist?"

„Ich gebe durchaus nicht zu, daß es dem so sei," entgegnete der Earl trocken, „aber es würde mich immerhin interessiren, Deine Ansichten zu erfahren, wenn ich mit Ja geantwortet hätte."

„In diesem Falle," meinte Simson mit pfiffigem Lächeln, „würde ich mich von Euerer Herrlichkeit für ermächtigt halten, bei der Ausführung des mir angedeuteten Programms durchaus nicht vor der Möglichkeit zurückzuschrecken, daß Sir Edward's Leben in Gefahr, ja vielleicht sogar in sehr ernstliche Gefahr gerathe! Ueber

diesen Punkt müßte ich natürlich vorerst vollkommen im Reinen sein; alles Andere erscheint dann als Nebensache."

„Du bist ein Schurke, Simson, wie man auf dieser weiten Erde wohl keinen gediegeneren mehr zu finden vermag!" lachte der Earl und klopfte dem Kammerdiener gleichsam belobend auf die Achsel. — „Nun, wie gedenkst Du wohl das ganze Arrangement einzuleiten?" —

„Euere Herrlichkeit," antwortete der Spitzbube demuthsvoll, „Euere Herrlichkeit weiß aus Erfahrung, daß ich stets nur mit wohldurchdachten und streng realisirbaren Plänen hervorzutreten wage, und daß deshalb auch stets der Erfolg an meine Fersen sich geheftet hat. — Obwohl bereits in diesem Augenblicke eine ganze Legion von Entwürfen vor meinem Geiste auftaucht, um das vorgesteckte Ziel sicher und bald zu erreichen, muß ich mir dennoch bis morgen Früh eine Frist erbitten, zumal ich durch den in der größten Hitze zurückgelegten weiten Ritt von Stephenson-House nach Delhi mich ziemlich ermattet fühle."

„Gut, gut, mein Junge!" nickte der Earl gnädig mit dem Kopfe, „erquicke, stärke Dich, und morgen um zehn Uhr nach dem Frühstück wollen wir hier die Sache weiter besprechen. Doch noch Eines! Vollziehe noch heute Edward's Befehl wegen der Zwischenträgerin Sitta; dem Anscheine nach bist und bleibst Du sein unterthänigster und gehorsamster Diener."

„Ich habe mir bereits erlaubt, Sitta abzulohnen, und zwar noch bevor ich in diesen Palaste eintritt," antwortete Simson mit einer tiefen Verbeugung und entfernte sich.

„Ein köstlicher Kerl!" murmelte der Earl vor sich höchst zufrieden hin, „eine wahre Perle unter den Schurken! Ich wette, ehe ein Jahr vergeht, wird mein Henry, jetzt eine arme, namenlose Waise, die Titel der Dundonald's führen. — Was aber mit Lady Mary und ihrem zu erhoffenden Bastard? Hm! Auch dafür wird sich ein Ausweg finden!"

Der Earl schellte seinem Kammerdiener, um sich zum Souper, das er in dem Hause eines zu Delhi gefundenen alten Freundes aus England einzunehmen beabsichtigte, rasch ankleiden zu lassen. —

Wir müssen nun den alten Mephistopheles und das willige Werkzeug seiner ruchlosen Pläne für eine kurze Zeit aus den Augen lassen, werden wir ja, leider nur zu bald, von dem

Erfolge jener höllischen Anschläge zu hören bekommen, welche Simson's verschmitztes Gehirn auszubrüten, soeben im Begriffe stand. —

Am zweiten Tage nach der obigen Unterredung zwischen dem Carl und Simson treffen wir Durga in Begleitung zweier Hindu auf dem Wege von Delhi nach Gutab-Minar. Die schöne Devadasi, deren liebreizendes Antlitz von Seligkeit strahlte, war schon mit dem ersten Grauen des Morgens aufgebrochen, um recht bald bei den Ruinen anzulangen. Sie saß auf einem flinken, bunt aufgezäumten Klepper, der einen so schnellen Paßgang einhielt, daß die beiden Hindu, welche Durga zu ihrer Beschützung mitgenommen hatte, kaum zu folgen vermochten, obwohl diese Bursche doch sehr rüstige und schnelle Fußgeher waren.

Durga ermunterte jedoch die beiden Männer fortwährend durch gute Worte und die Versprechung einer Belohnung zur Ausdauer und Eile. So gelangte sie denn auch schon gegen acht Uhr Morgens nach Gutab-Minar, um ihr vor Freude und Wonne fast zerspringendes Herz gegen den ehrwürdigen Ganesas auszuschütten.

Sie traf den Brahminen nach kurzem Suchen in der uns als Freimaurer-Tempel schon bekannten kleinen Pagode. Der Greis war gerade mit der Lectüre von Bulwer's genialem philosophischen Romane „Eugen Aram“ beschäftigt und darin so vertieft, daß er Durga's Sylphiden-Schritte gar nicht vernahm.

Erst als die Devadasi, wie sie bei seiner Begrüßung von jeher gewohnt war, auf ein Knie sich niederlassend, den Saum seines weißen Talares küßte, blickte er erstaunt auf und schien Durga gar nicht zu erkennen. — Mit der schönen Devadasi war auch eine große äußerliche Veränderung vor sich gegangen. — Sie trug nicht mehr die kurze Kleidung einer Bajadere und die übrigen Abzeichen ihres bisherigen Standes, sondern hatte sich vollständig in eine europäische Dame umgewandelt.

„Mein Kind!“ rief der Brahmine endlich höchst erstaunt, als Durga ihn jubelnd begrüßte und er nicht mehr über die Identität des Mädchens im Zweifel schweben konnte, „mein Kind! was bedeutet diese Posse?! Wie kamst Du zu diesen Gewändern? Was ist mit Dir vorgegangen?“ —

„Ich bin frei, frei, frei!“ jauchzte Durga ganz außer sich vor Wonne und zog ein Document aus ihrem Busen, das sie dem ehrwürdigen Ganesas unter die Augen hielt.

Es war ein vollkommen rechtsgiltiger, vor dem englischen Gerichte in Delhi ausgestellter Vertrag, welchem zufolge der Devadasi Durga gegen die bereits geschehene Entrichtung eines Lösegeldes von 3000 Pfund von den hohen Priestern des Tempels des Gottes Indra zu Delhi die volle Freiheit gegeben wurde.

Der Brahmine durchlas wiederholt dieses merkwürdige Schriftstück und kopfschüttelnd gab er es Durga zurück.

„Ich glaube zu träumen," sagte er nach einer Weile, „laut des Documentes verdankst Du jenem Sir Edward, welcher Deiner Ehre nachstellte, Deine Befreiung. — Durga, Durga!" setzte der Greis sehr ernsten und strengen Tones bei, „zählst Du etwa zu den gefallenen Engeln?!" —

„Sieh' in mein Auge!" erwiederte das Mädchen stolz und blickte den Greis vorwurfsvoll an.

„Ach, vergib mein Kind!" rief der Greis froh bewegt und schloß Durga segnend in seine Arme, „dieser Blick kann nur der eines reinen Engels sein! Ja, Du bist Deines edlen Henry würdig geblieben! Nun aber löse mir das Räthsel; sollten wirklich Wunder geschehen?"

Durga erzählte, daß gestern ein gewisser Master Brandon im Indra-Tempel zu Delhi erschienen sei und unter Vorweisung einer von Sir Edward Dundonald empfangenen Ordre mit dem Hohen-Priester um ihre unbedingte Entlassung aus dem Verbande der Devadasi's unterhandelt habe. Das Geschäft sei auch, nachdem Brandon in die geforderte Summe von 3000 Pfund ohne alles Feilschen willigte, noch gestern vor dem Gerichte förmlich abgeschlossen worden. Zugleich theilte Durga dem Brahminen einen Brief Henry's mit, der ihr in Kürze das Resultat seiner ersten und einzigen Unterredung mit Sir Edward schilderte. Da Henry in diesem Briefe nur die Hoffnung aussprach, daß er jetzt, in Folge seiner zum Besseren gewendeten materiellen Verhältnisse, an den Loskauf Durga's denken könne, so lag es klar am Tage, daß Sir Edward's Dankbarkeit einen wohl gelungenen Ueberraschungs-Coup ausgeführt hatte, den er aber auch vor Henry selbst geheim hielt. Er ließ demselben blos mündlich sagen, daß er sich auf der Rückkehr von Stephenson-House nach Delhi gewiß in Gutab-Minar umsehen möge, während er gestern Durga durch Master Brandon

verständigen ließ, daß Burton am folgenden Tage längstens bis Mittag in der Ruinenstadt eintreffen werde.

Henry staunte. Warum kam Durga nach Gutab-Minar, und wie war es ihr überhaupt möglich, dahin zu kommen, da sie als eine Devadasi erster Classe ohne besonderen Grund nicht einmal die Stadt betreten, geschweige denn aus derselben sich entfernen durfte. — Sollte Ganesas zu Gutab-Minar etwa im Sterben liegen? —

Der junge Mann sah daher nicht ohne Bangen und Besorgniß dem nächsten Tage entgegen, an welchem er Sir Stephenson's Dienst endlich für immer verlassen konnte, um sich jenem Sir Edward's zu widmen.

Gegen zehn Uhr traf er in Gutab-Minar ein. Sein armer, schweißtriefender und schaumbedeckter Gaul hatte die Ungeduld seines sonst so schonenden Herrn schwer empfunden. Henry, zwischen den Ruinen angelangt, überließ das abgehetzte Thier sich selbst und eilte nach der ihm wohlbekannten und so theuren Pagode. — Ganesas und Durga waren soeben mit ihren Auseinandersetzungen zu Ende gediehen.

Henry rieb sich die Augen, als er eine nach europäischem Schnitte gekleidete elegante Dame an der Seite des Brahminen gewahrte. In dem Halbdunkel des Tempels konnte sein von der Sonne geblendetes Auge nicht sogleich die Züge dieses Wesens, dessen Gestalt ihm aber sehr bekannt vorkam, erkennen.

Da sprang ihm Durga flink wie eine Antilope entgegen und warf sich an seinen Hals. — Lange, lange hielten sich die Liebenden umschlungen, versunken in ihr unnennbares Glück.

In Henry's Augen traten Thränen, als er endlich um den ganzen Sachverhalt erfuhr. Dieser Großmuth, dieses Zartsinnes hätte er Sir Edward nie und nimmer fähig gehalten. — Er schwor bei sich im Stillen, nöthigenfalls sein Leben daran zu setzen, um Sir Edward eine auf wahrer Reue basirte neue und bessere Zukunft zu schaffen.

Die Sonne stand bereits in der Mittagslinie, als endlich Henry ruhiger geworden war.

„Ehrwürdiger Meister!“ sagte er nun zu Ganesas gewendet, „kröne das Werk des heutigen Tages; segne uns als Verlobte! Durga ist schon längst entschlossen, zur anglicanischen Kirche über-

zutreten. Noch vor unserer Abreise, ich halte es nämlich jetzt für selbstverständlich, daß Durga mich nach Europa begleitet, wollen wir in Delhi über unseren Bund durch den Priester die Worte der Weihe sprechen lassen." —

Ganesas erhob sich würdevoll, aber in seinem Antlitze lag tiefe Trauer, als er die folgenden Worte sprach:

„Gemach, meine Lieben! Ihr zwingt mich zu einem Geständnisse, das ich Euch noch lange vorenthalten wollte! So hört denn und fasset Euch in Geduld und Ergebung! Zwar ist es nicht volle Gewißheit, aber sehr, sehr wahrscheinlich, daß ihr — Geschwister seid. — Entscheidet nun selbst, ob ich Euren Bund, so wie Ihr es wünschet, segnen darf!" — Nach diesen Worten schritt Ganesas zum Tempel hinaus, einen kummervollen, schmerzerfüllten Blick gegen Himmel werfend.

Durga stieß einen gellenden Schrei des Schmerzes aus und warf sich schluchzend an Henry's Busen.

Der junge Mann blickte ganz vernichtet vor sich hin.

„Welch' entsetzliche Kunde!" murmelte er dumpf vor sich hin.

Durga verhüllte weinend ihr schönes Antlitz mit beiden Händen. — — —

Dreizehntes Capitel.

Die Entführung.

Henry gewann zuerst wieder etwas Fassung und suchte Durga zu trösten, deren Schmerz ein grenzenloser war.

„Wie danke ich jetzt dem lieben Gott!" sagte er, der Devadasi zarte Hände ergreifend, „wie danke ich ihm, dem Allmächtigen, daß unsere Liebe rein und makellos geblieben ist bis auf diese Stunde. Der Wahnsinn würde mich ergreifen, wäre es anders gekommen. — Unsere Hoffnungen, liebe Durga, sind zwar, allem Anscheine nach, für immer gründlich vernichtet. Ohne triftige Ursache hat der ehrwürdige Ganesas gewiß nicht jene uns so niederschmetternden Worte gesprochen. Richte Dich auf, meine theure Durga! Auch als Schwester soll und werde ich Dich zärtlich lieben, über Dich wachen, für Dich sorgen und — faßt Dein Herz späterhin eine Neigung zu einem anderen Manne, will ich ihm, dem Glücklichen, ein wahrer Freund, ein guter Bruder sein. Lerne Dich in das Unvermeidliche fügen. — Mit unserer gemeinschaftlichen Reise ist es jetzt freilich nichts; denn noch fühle ich mich nicht stark und ruhig genug, um in Dir nun meine Schwester zu sehen; ich muß mich einer schmerzlichen Entsagung unterwerfen, indem ich Dich hier unter Ganesas Obhut zurücklasse; aber besser auch dieses Opfer, als die Gefahr, etwa im Taumel der Sinne ein fluchwürdiges, empörendes Verbrechen mit Dir zu begehen, das mich zeitlebens mit Schmach und Schande vor mir selbst erfüllen müßte."

„Ja, ja, theurer Henry," schluchzte das Mädchen und blickte mit ihren vor Thränen verschleierten schönen Augen den jungen Mann zärtlich an, „ja, trennen wir uns, denn Du würdest mich nicht stark genug finden, eine That zu vermeiden, die auch mein ganzes Leben vergiften würde! Ich will hier bei Ganesas bleiben, bis er wieder nach Delhi zurückkehrt und dann in der Stadt bei einer europäischen Familie mich einmiethen; denn nach dem Tempel auch nur als Gast zurückzukehren verspüre ich wenig Lust in mir."

„Damit bin ich vollkommen einverstanden," sprach Henry zustimmend, „hier nimm dieses Gold; es wird bei Deiner Sparsamkeit und Anspruchlosigkeit wohl auf mehr als ein Jahr hinreichen; übrigens will ich noch in Delhi Sorge tragen, daß es Dir in Deiner neuen Lebensstellung auch sonst an nichts mangle. — Als Bruder bin ich ja dazu verpflichtet."

Durga zögerte, die drei Rollen mit Goldstücken anzunehmen, welche er ihr darbot. Henry machte daher kurzen Proceß und schob ihr den kleinen Schatz in eine der Taschen ihres Kleides. Dann umarmte er das Mädchen zärtlich. Durga erwiederte feurig seine Küsse, so feurig, daß Henry sich bestimmt fand, den Abschied zu kürzen.

Er riß sich aus Durga's Armen los und sprang in den Sattel.

Mit vor Rührung und tiefem Schmerze vibrirender Stimme rief er dem herrlichen Mädchen ein letztes Lebewohl zu und sprengte dann in der Richtung nach Delhi davon.

Durga blickte dem geliebten Manne lange, lange nach. Erst nach einer vollen Viertelstunde, als Henry hinter einem Gehölze verschwand, schickte sich Durga an, ihren Freund und Oheim Ganesas wieder aufzusuchen.

Sie traf den ehrwürdigen Greis in der kleinen Pagode, seinem Lieblingsaufhalte, wohin er sich jetzt vor der Hitze des Tages zurückgezogen hatte. — Durga, mit seinen Gewohnheiten wohl vertraut, wagte es nicht, ihn in seinen Betrachtungen, denen er offenbar nachhing, zu stören. — Wahrscheinlich wollte er aber zugleich jeder Unterredung mit dem Mädchen ausweichen, um nicht durch deren Fragen unliebsam behelligt zu werden.

Durga wartete geduldig bis zum Abende, bis es Ganesas vielleicht selbst belieben würde, das Wort zu ergreifen. Der Greis

gab sich aber verschlossener denn je. — Auch in den nächsten zwei Tagen war Ganesas einsilbig wie noch nie. — Durga sehnte sich jetzt nach Delhi zurück, aber sie wollte in den Ruinen von Gutab-Minar ausharren, bis sie Gewißheit hatte, daß Henry abgereist sei. So sehr ihr Herz darnach Verlangen trug, ihn nochmals zu sehen, legte sie sich doch willig die schwere Entsagung auf, weil sie mit Recht vermuthete, daß Henry vielleicht unwillig sein würde, den Schmerz der Trennung nochmals zwecklos durchmachen zu müssen.

Da langte endlich am dritten Tage ihrer Anwesenheit zu Gutab-Minar ein Bote aus Delhi an, der ihr ein Schreiben Henry's überbrachte. — Er hatte diesem Briefe zufolge schon am gestrigen Tage seine Reise angetreten. — Durga beschloß nun ohne weiteres Säumen nach der Stadt zurückzulehren, zumal auch Ganesas am nächsten Morgen wieder durch Geschäfte nach seinem Tempel gerufen wurde.

Durga bestieg ihren Miethgaul, der sich in den saftigen Weideplätzen zwischen den Ruinen von Gutab-Minar sehr gütlich gethan hatte und, wohlausgerastet, wie er war, durch seine übermüthigen Capriolen die ohnehin etwas schwache Reitkunst Durga's auf harte Proben stellte. Der Brahmine versprach zu Fuß nachzukommen. Seinen Ansichten zufolge wäre es für ihn unpassend gewesen, sich eines Reitthieres zu bedienen, so lange noch seine eigenen Füße ihm Dienste leisteten.

Die beiden Hindu, welche das Mädchen aus Delhi nach den Ruinen begleitet hatten, bildeten ihre Schutzwehr auch auf dem Rückwege.

Der Zelter Durga's griff tüchtig aus, als er merkte, daß es nach Hause ging, und ganz wider den Willen seiner Reiterin setzte er sich streckenweise sogar in Galopp; sein hartes Maul spottete des von Durga straff angezogenen Zügels, da man vergessen hatte ihm die Kinnkette einzulegen. — Die zwei Hindus vermochten daher auch bei dem besten Willen nicht mit Durga gleichen Schritt zu halten, sondern blieben, ehe noch zwei englische Meilen zurückgelegt waren, schon etwa eine Viertelstunde weit zurück.

Da glaubten die beiden Hindus plötzlich aus der Ferne die Hilferufe einer Frauenstimme zu vernehmen. Ob des stark coupirten Terrains vermochten sie jedoch, trotz ihrer scharfen Augen, Näheres nicht wahrzunehmen. — Sie setzten sich indessen in vollen Lauf und erblickten

alsbald den Zelter, der ledig im gestreckten Galopp seinen Weg nach der Stadt zu fortsetzte. — In der Gegend angelangt, von wo sie den Hilferuf vernommen hatten, suchten sie vergebens nach der Vermißten. Sie befanden sich in einem kleinen Gehölze, dessen genauere Durchforschung jedoch ergab, daß sich hier erst vor Kurzem mehrere Pferde herumgetummelt hatten, wie der zerstampfte Rasen und frisch abgebrochene Zweige deutlich bewiesen.

Als die in Rede stehenden zwei Hindus sich wieder in's Freie begeben hatten, blieben sie miteinander berathend stehen, was nun beginnen? Es war den beiden Burschen einleuchtend, daß hier ein Menschenraub stattgefunden habe, als dessen Mitschuldige sie angesehen werden konnten. — Ihr gesunder Verstand ertheilte ihnen jedoch den besten Rath. Der Eine von ihnen kehrte nach Gutab-Minar zurück, um den Brahminen zu benachrichtigen, während der Andere eilends den Weg nach Delhi fortsetzte, um dort von dem sonderbaren Ereignisse die Anzeige zu erstatten und zugleich nachzusehen, ob der Miethgaul, für welchen sie dem Eigenthümer verantwortlich waren, nicht etwa unterwegs gestohlen worden sei.

Das Pferd stand jedoch bereits im Stalle, als der Hindu vor Allem um dasselbe Nachfrage hielt. Dieser für ihn hauptsächlichen Sorge ledig, eilte der schwarze Bursche dann zur Behörde, um das unerklärliche Verschwinden der stadtbekannten Devadasi zu melden.

Zu seinem Erstaunen wurde der Hindu sogleich festgenommen und noch am selben Tag leistete ihm sein Kamerad, dem es wirklich gelungen war, den eben auf dem Heimwege befindlichen Ganesas zu treffen und zu benachrichtigen, im Gefängnisse Gesellschaft. — Es vergingen viele Tage, bis man die beiden armen Teufel als unschuldig wieder in Freiheit setzte. — Auch Ganesas wurde in dem Momente, wo er Delhi betrat, ohne viele Umstände festgenommen und durch mehrere Tage angehalten.

Mit Ruhe und Ergebung fügte sich der greise Philosoph in sein Schicksal, war er sich doch keiner unrechten That bewußt. Gleichwohl verursachte ihm die unterwegs empfangene Meldung des einen Hindu großen Kummer Durga's wegen. Jedoch auch in dieser Beziehung beschwichtigte er einigermaßen sein Gemüth, nachdem er, ohne zu wissen, auf welche Weise dies geschehen sein mochte, am zweiten Tage nach seiner Anhaltung beim Erwachen ein von Durga's

Hand mit ganz frischer Tinte geschriebenes Zettelchen folgenden Inhalts vorfand:

„Theurer Oheim! Auf dem Wege von Gutab-Minar nach Delhi bin ich meiner Freiheit beraubt worden und befinde mich nun im engsten Gewahrsam. Warum man derart an mir handelte und was man mit mir vorhat, vermag ich nicht zu errathen. Indessen diene es zu Ihrer Beruhigung, daß man mich gut behandelt; ich bin von mir gänzlich unbekannten Personen umgeben. Man ließ Andeutungen fallen, daß man mich von hier weit, weit hinwegbringen werde, ich aber nichts zu befürchten hätte, so lange ich keinen Fluchtversuch anstellen würde. — Ich schreibe diese Zeilen mit Erlaubniß meiner geheimnißvollen Wächter und ohne allen auf mich geübten Zwang; meine Nachricht enthält auch in Wahrheit Alles, was ich über mein sonderbares Schicksal weiß. Uebrigens beschwöre ich Sie, meinen guten Henry nicht voreilig zu betrüben; er könnte mir ja doch nicht helfen! Zum Schlusse bestätige ich, daß meine Begleiter an meiner Gefangennehmung vollkommen unschuldig sind; ich möchte nicht, daß die guten armen Bursche unverdient in einen schlimmen Verdacht geriethen. — Es küßt ehrfurchtsvollst den Saum Ihres Kleides Ihre Ihnen ewig dankbare Durga."

Ganesas glaubte von dieser Mittheilung keinen besseren Gebrauch machen zu können, als indem er durch den Mann, der zweimal des Tages bei ihm erschien, um ihn zu bedienen, das Zettelchen dem Vorsitzenden des Gerichtes überbringen ließ und ihm selbst endlich ein Verhör zu erwirken bat.

Der Kerkerdiener nahm achselzuckend das Papier entgegen, versprach indeß, den Wunsch des Gefangenen zu erfüllen.

Ein paar Tage später wurde Ganesas ebenso ohne alle Umstände in Freiheit gesetzt, als man ihn derselben beraubt hatte. — Jedoch wurde er vor seiner Freilassung vor einen höheren Beamten geführt, der sich wegen des vorgefallenen Irrthums vielmals entschuldigte und sich bereit erklärte, den Brahminen für die ausgestandene Unbill mit einer Summe Geldes zu entschädigen, wie dies bereits den beiden Hindu gegenüber geschehen war.

Der ehrwürdige Greis wies natürlich dieses schnöde Anerbieten mit Verachtung zurück, verlangte dagegen als einzige Genugthuung, daß die Behörden von Delhi ihre Schuldigkeit thäten, um das entführte Mädchen zu befreien.

Der Beamte, ein Aal sondergleichen, nahm dieses Begehren als selbstverständlich auf und versicherte hoch und theuer, daß in dieser Richtung bereits ohnehin alles Mögliche aufgeboten worden sei, jedoch — leider ganz vergeblich.

Ganesas durchschaute den Mann, verschwendete aber kein Wort und ging von dannen, in seinem empörten Herzen die Rache des Himmels über die Urheber und Mitschuldigen des nichtswürdigen Complottes, das offenbar dem Verschwinden seiner theueren Durga zu Grunde lag, herabbeschwörend.

Er richtete schnurgerade seine Schritte nach dem Palais der Dundonald's. Er wollte den jungen Lord, an dessen wahrhafte Reue er, Henry's ergreifender Schilderung zufolge, wirklich glauben mußte, auffordern, seine ganze Macht einzusetzen, auf daß Durga befreit und er dadurch zugleich von dem Verdachte jeder Mitschuld gereinigt werde.

Zu seiner Bestürzung erfuhr aber hier Ganesas, daß Sir Edward mit Frau, Oheim und der ganzen Suite schon vor drei Tagen stromabwärts aufgebrochen sei und zur Stunde in Benares sich befinden dürfte.

Trotz seiner achtzig Jahre hatte der energische Greis auf diese Kunde hin sogleich einen heroischen Entschluß gefaßt. — Obwohl fast ohne Geld und ohne andere Hilfsmittel als seinen unbeugsamen Willen, seine Genügsamkeit und sein unerschütterliches Vertrauen auf Gott, beschloß er zur Stunde nach Benares aufzubrechen und, wenn nöthig, selbst bis Calcutta die Reise fortzusetzen; er wollte, er mußte Sir Edward sprechen, um in dessen Blicken zu lesen, ob er wirklich unbetheiligt sei an des Mädchens Entführung. —

Ganesas, der von Seite seines Tempels mit Rücksicht auf sein hohes Alter und großes Ansehen die vollste Freiheit genoß, ließ dem Hohen-Priester des Indra zu Delhi durch den ersten besten Hindu, der ihm begegnete, mündlich die Nachricht von seiner Absicht, nach Benares zu pilgern, hinterbringen, sicher, daß dieser Auftrag als eine heilige Pflicht, als eine große Auszeichnung von Seite des Boten betrachtet werden würde und dieser arme Teufel sich zeitlebens glücklich fühlte, von einem Brahminen zu einer Dienstleistung aufgefordert worden zu sein.

Ganesas brach also, wie er ging und stand, nach Benares auf. — Er begab sich an den Strand des an Delhi vorbeifließenden

Jamna, auch Dschumna genannt, der sich etwa 60 deutsche Meilen unterhalb mit dem Ganges bei Allahabad vereinigt, von welch' letzteren wichtigen Orte das berühmte Benares nur mehr zwanzig Meilen entfernt ist.

Der Brahmine bestieg das erste beste stromabwärts fahrende Waarenboot. Von einer für die Mitreise zu entrichtenden Vergütung war natürlich bei Ganesas keine Rede; der Eigenthümer mußte es sich vielmehr zur Ehre und zum Glücke anrechnen, daß ein so heiliger Mann sein Schiff betrat, welches dadurch zugleich das Recht erhielt, eine Art Ehrenflagge aufzuhissen, womit auch auf die besten Ankerplätze und gewisse Begünstigungen im Ausweichen mit den begegnenden andern Fahrzeugen der Anspruch verbunden war. — Außerdem bekamen, althergebrachten Anschauungen gemäß, der Schiffsherr und seine Leute die unumstößliche Ueberzeugung mit in den Kauf, daß ihrem Schiffe kein Unfall passiren könne und auch ihr Geschäft sich diesmal besonders günstig gestalten müsse, weil ein Günstling der Götter in ihrer Mitte weilte. —

Wir müssen bei dieser Gelegenheit dem Gangesgebiete und der Stadt Benares eine kurze Weile widmen, um den Leser vollends mit dem eigentlichen charakteristischen Wesen Indiens vertraut zu machen.

Das gesegnete Gangesgebiet ist wie kein anderes auf Erden von seinen eigenen Bewohnern gefeiert, und sein Typus hat ihre mythologischen Systeme, ihren religiösen Cultus, ihre Sitten und tägliche Lebensweise mitgestalten helfen.

Der Mythus vom Ganges macht eine Episode des größten indischen Heldengedichtes, des Ramajana, aus. — Wie nach der Brahminenlehre die Welt und die Götter aus dem Wasser hervortreten, so sind auch wieder alle Wasser des Ganges ihre Abkömmlinge geworden.

Zur Mongolenzeit nannten die Brahminen siebenundzwanzig heilige Ströme in Hindostan, an denen unzählige geweihte Orte lagen. Mehrere davon sind weibliche Gottheiten, die sich wieder in Flüsse verwandelt haben. — Hunderttausende von Pilgern setzen sich alljährlich in Bewegung, um in diesen Flüssen zu baden, aus ihren Quellen zu trinken, sich rein von Sünden zu waschen und ein Verdienst für den Zustand nach dem Tode zu erwerben. Dies bringt unter die Völker der Gangesländer einen Verkehr, welcher die Ver-

anlassung zu der Richtung fast aller ihrer öffentlichen Angelegenheiten, Handelsverhältnisse, Haushaltungsgeschäfte und ihrer täglichen Gebräuche ist.

Der Kranke sucht Genesung im Gangesbade, und der Gesunde sorgt dafür, daß wo möglich seine Asche nach dem Tode in den Strom gestreut werde. — Gangeswasser wird in allen indischen Gerichtshöfen benützt, darauf den Eid zu schwören, wie bei den Mohamedanern auf die Koran, bei den Juden auf die Thora, bei den Christen auf das Kreuz oder die Bibel.

Der Segen, den der Strom in der That über seine Fluren verbreitet, der Reichthum seiner Gaben, der tägliche Genuß des wirklich vortrefflichen Gangeswassers, das heilsame Bad und die körperlichen Reinigungen, zu denen er auffordert, konnten den sanften Hindu, bei dem Mangel höherer Erkenntniß, zum Naturdienst gegen die im Strome verborgenen Kräfte hinleiten. — Die philosophische Lehre der Brahminen schmückte diesen Naturdienst zu einem inhaltreichen Systeme aus und verband ihn mit ihren Offenbarungslehren.

Die Ufer des Gangesstromes, mehrere hunderte von Meilen entlang, sind jeden Morgen und Abend bei Sonnenauf- und Untergang von vielen Tausenden von Menschen belebt, voll betender Brahminen und voll waschenden, sich entsühnenden Volkes beiderlei Geschlechtes. Zumal an allen Festtagen, z. B. bei Vollmond, in den Monaten Cortits und Maug, ziehen Ströme von Pilgern auch weiter südwärts zu den Badeorten.

Nicht blos der Strom als solcher, sondern auch sein Wasser hat bei dem Hindu eine heilige, entsühnende Kraft. Es ist wirklich sehr lieblich, süß, leicht und zum Genuß sehr gesund, und erhält sich wohl ein Jahr, ohne zu verderben. — Daß Kaiser Kanghi sich Gangeswasser auf Lastthieren bis nach Peking bringen ließ, ist bekannt; es ist aber auch in allen Tempeln und Pagoden, die fern vom Ganges liegen, das kostbarste Opfer, welches gebracht werden kann. — Fromme Pilger schleppen es auf den Schultern hunderte von Meilen weit in die Heimat.

Zu den berühmtesten Wallfahrts- und Badestädten des Ganges gehören Allahabad, Hardwar und Benares. — In Allahabad, wo, wie schon oben bemerkt, der Jamna mit dem Ganges sich vereinigt, bringt die von den Pilgern zu leistende Abgabe

dem Staatsschatze ein jährliches Einkommen von 50.000 Rupien. — Der heilige Badeort Haraca-Paivi bei Hardwar zieht alle zwölf Jahre eine außerordentliche, und alljährlich zur heißen Jahreszeit aus allen Theilen von Hindostan und Dekan jene große Pilgerfahrt dahin, welche dann dort von der Zeit, wo die Sonne in das Zeichen der Fische tritt, bis zum Eintritt in den Widder (den 10. April) verweilt. Damit vereinigen sich, wie bei allen Pilgerfahrten, z. B. den Mekka-Karawanen, große Handelsgeschäfte; die Messe von Hardwar ist eine der wichtigsten für Ober-Indien, weil hier die Geschäfte mit den sämmtlichen indischen Alpenländern vermittelt werden. — Es versammeln sich da, nach Berechnung der Zollabgaben, wenigstens an zweieinhalb Millionen Menschen, und für Käufer und Verkäufer ist da Alles im Ueberfluß vorhanden.

Benares, als der uralte Sitz der Brahminenschulen, ist hingegen der heiligste Ort der Hindus. — Diese Stadt und ihr Mahadeo-Tempel, dessen Kuppel weithin durch den Dreizack, der sie ziert, sichtbar ist, gehört zu den Wallfahrtsorten ersten Ranges und hat für die Hindus dieselbe Bedeutung, wie Mekka für die Moslims: es ist der Ort, wo alle Sünden können vergeben werden.

Zu Benares fallen vornehmlich jene großen Gebäude in's Auge, welche mit ihren zahlreichen Etagen, Altanen, vorspringenden Erkerfenstern, großen Portalen und breiten, steinernen Treppen weithin das Ufer des heiligen Flusses bedecken. Dies sind die Ghats, Badeplätze, mit Tempeln und Wohnungen für Priester wie für reiche Hindus, zur Selbstbenützung und zur Aufnahme der Pilger bestimmt, in Verbindung stehend. Dieser Theil der Stadt ist der von den Hindus vorzüglich geachtete und geehrte, und aus diesem Grunde hat ihn auch Aurengzeb, dieser Tempelstürmer und Mordbrenner des Islams, zum Monumente seiner Schande erwählt, indem er hier einen der prachtvollsten Hindutempel niederreißen ließ und eine Moschee auf dessen Grunde errichtete, welche die sie umgebenden Bauten der Hindus weit überragt und Benares durch ihre hoch emporragenden Monumente sehr verschönert und nicht wenig dazu beiträgt, die Ansicht der Stadt zu einer der schönsten zu machen.

Richten wir unsern Blick mehr in den Vordergrund, so sehen wir die Stufen der Ghats mit Hindus aller Kasten, von allen Farben, aus den verschiedensten Theilen Indiens zahlreich besetzt,

wobei allerdings in manchen Stunden des Tages der Zudrang größer ist als in anderen. So füllt sich schon mit dem ersten Morgengrauen das Ufer mit den Frauen der heiligen Stadt. Je mehr der Tag vorrückt, um so mannigfaltiger und belebter wird die Scene. An geeigneten Stellen der Ghats und der zu diesen hinabführenden Treppen sitzen Brahminen, einen Vorrath von mancherlei Bürsten, Töpfchen, Farben, Kuagras, Sandelholzpulver, Sandelöl und was der Dinge mehr sind, die der Luxus ersonnen, neben sich ausgekramt. Mit ehrfurchtsvollem Gruße naht sich dieser oder jener Badende einem der Brahminen, legt einige Pais hin und empfängt die Farbe, die ihm nöthig dünkt, um sich das Zeichen seines Glaubens auf die Stirne zu malen.

Hier ziert sich ein Anhänger des Vischnu nach dem Bade bald mit horizontalen, bald mit verticalen Strichen, bald mit runden Punkten in gelber oder in rother Farbe, dort bemalt sich ein Anhänger des Schiwa mit einem vertikalen Striche oder mit einem Dreizack in Roth und Weiß. Andere bringen ihr Gebet und ihr Wasseropfer der Sonne dar, mit aufrecht zusammengelegten Händen hingewendet nach ihr, die Alles belebt; noch Andere schöpfen mit kupfernen Gefäßen Wasser, es unter Gebeten wieder in den Fluß zurückgießend.

Mit jeder Stunde nimmt das Gedränge auf der Treppe zu, wird die Menge der Badenden in und an dem Flusse bunter und bewegter. — In diesem Chaos machen sich kleine und große Familien Fremder, die aus allen Theilen Indiens hierher pilgern, besonders bemerkbar. — Mit frommer Spannung in ihren Zügen nahen sie dem heiligen Flusse, dem oft durch lange Jahre ersehnten, nach manchem ermüdenden Tagemarsche endlich erreichten Ziele ihrer Pilgerfahrt.

Der Mann und Vater ist Führer seiner kleinen Schaar; innere Befriedigung malt sich in seinen Zügen; er hat die Ghats erreicht; die schwere Wanderung ist belohnt; er kann jetzt hier mit den Seinigen im Ganges baden; von seiner Lieben Glück und künftigen Seligkeit ist er jetzt vollkommen überzeugt. — Von innerer Regung tief ergriffen sieht man die Frau. Wie ist sie bewegt; das ganze Dasein liegt ihr in diesem Augenblicke! Da sehen wir den Sohn, das Auge unverwandt dem Vater folgend; wie staunt er, und seine Sinne fassen kaum, was er in diesem Momente religiöser

Begeisterung glaubt! Die Töchter, mit welch' kindlich frommem Blicke hängen sie an jedem Worte des Vaters, der ihnen jetzt erzählt, wie hier Krischna, da Kama, dort Ladschmann gebadet! Zieht heim, ihr Glücklichen, des Glaubens Seligkeit erfüllt euch mit gleicher Wärme und wird euere letzte Oelung sein in euerer Sterbestunde! — — —

Ganesas holte die Dundonald's noch in Benares ein. War es eine bloße Grille oder wirkliches Unwohlsein, Lady Dundonald hatte gleich nach der Ankunft in der heiligen Stadt erklärt, daß ihr Zustand einige Tage Ruhe erfordere, und sie deshalb unter keiner Bedingung sogleich nach Calcutta weiter reisen würde.

Der Earl glaubte aber den wahren Grund von Mary's Weigerung zu errathen, und der alte Schlaukopf irrte sich auch diesesmal nicht.

Fast gleichzeitig mit Ganesas war auf einer comfortable ausgestatteten Ruderbarke auch der Herr Major Richardson in Benares angekommen. Er hatte einen dreimonatlichen Urlaub genommen, um nach Calcutta zu reisen, angeblich in Familienangelegenheit, in Wahrheit aber, um dort mit Mary die Liaison fortzusetzen.

Nun war es klar, daß die Lady in Benares nur deshalb den Aufschub der Reise veranlaßt hatte, damit ihr Liebhaber sie in Benares einholen konnte.

Sir Edward war im Innern wüthend über die Unverschämtheit, mit welcher Mary ihr Verhältniß mit Richardson cultivirte, und er war nahe daran, den Major zu fordern. Aber er calculirte ganz richtig, daß, wenn er auch Richardson tödten oder sonst wie unschädlich machen würde, Lady Dundonald selbst dadurch gewiß nicht gebessert worden wäre. — Er ließ sich daher den galanten Hausfreund in Gottes Namen als Reisebegleiter gefallen und bestätigte nachträglich die von Mary auf eigene Faust getroffene Verfügung, daß der Herr Major in Benares seine angeblich bis Calcutta gemiethete Barke entließ und in das geräumige, mit allem Comfort ausgestattete Schiff überstieg, welches Sir Edward besaß.

Dem ehrwürdigen Ganesas gelang es noch zur rechten Zeit, Sir Edward in Benares zu sprechen. — Der junge Lord stand im Begriffe, schon am folgenden Tage stromabwärts aufzubrechen, und zwar mit jener Ruderbarke, in welcher Richardson angekommen

war. — Unter dem Vorwande, daß er in Calcutta ein Paar Tage früher ankommen wollte, damit die Lady und der Earl daselbst das zu bewohnende Palais schon in Bereitschaft fänden, lud er Master Brandon zum sofortigen Aufbruche von Benares ein, und der Sachwalter, ohnehin ziemlich unwirrsch, daß durch die Launen der Lady bisher so namhafte Verzögerungen eintraten, war natürlich über Edward's Vorschlag hocherfreut. — In einem Monate, längstens sechs Wochen, konnte er also endlich nach Europa in den Kreis seiner Verwandten zurückkehren.

Die Lady erhob natürlich ihrerseits keinen Einwand, um ihren Gemal von seinem Vorhaben abzubringen, sie bedankte sich vielmehr bei ihm sehr artig für seine zärtliche Fürsorge. Der Earl, der als nomineller Beschützer Anstands halber Mary begleiten mußte, verzog über das von dem gefälligen Ehemanne getroffene Arrangement etwas höhnisch die Lippen, gab aber seinem Neffen unter vier Augen Recht, sich in Dinge zu fügen, die er nun einmal nicht ändern konnte.

„Mein lieber Junge,“ schloß Sir Baldwin seinen Abschiedssermon, „mein lieber Junge, ich bewundere Deine Klugheit, Deine Nachgiebigkeit; tröste Dich jedoch, die Revanche wird nicht ausbleiben und schließlich Alles sich noch zum Bessern wenden.“

„Meine Ueberzeugung von Ihrer Liebe zu mir ist ebenso grenzenlos und unbedingt, als mein Vertrauen in Ihre Klugheit,“ entgegnete Sir Edward düster, „aber wie kann ich, ohne einen uns brandmarkenden Eclat, jene Consequenzen vermeiden, welche Mary's nahe Niederkunft mit sich bringt?“

„Darüber, mein theurer Junge, betrübe Dich keinen Augenblick. Der Enkel des Schulmeisters von Sommersett wird nie den Namen der Dundonald's führen, das schwöre ich Dir!“ sprach der Earl ernst.

„Ei!“ erwiderte Sir Edward kopfschüttelnd. „Sie gedächten doch nicht das Kind mit Gewalt bei Seite zu schaffen?“

„Das Wie werden die Umstände bestimmen,“ bemerkte Sir Baldwin kurz, „indessen wollen wir der Natur nicht vorgreifen. Bei dem Leben, welches Mary führt, steht ohnehin eine Fehlgeburt zu erwarten.“

Oheim und Neffe nahmen nun kurzen Abschied, trafen sie ohnehin in wenigen Tagen wieder zu Calcutta zusammen. Beide trugen Verlangen, dieses unerquickliche Gespräch abzukürzen.

Als Sir Edward in sein Zimmer zurückkehrte, um die letzten Vorbereitungen zur gemeinschaftlichen Abreise mit Master Brandon zu treffen, trat der Kammerdiener Simson mit der Meldung ein, daß der Brahmine Ganesas aus Delhi Seine Herrlichkeit in einer dringenden Angelegenheit zu sprechen wünsche.

„Ganesas?" rief Sir Edward sichtlich erfreut aus, „Ganesas, sagst Du? Gewiß hat er mir eine Dankesbotschaft der schönen Durga zu überbringen. Lasse ihn sogleich eintreten."

Simson schnitt, von seinem Gebieter unbemerkt, eine höhnische Fratze und verschwand, um den Brahminen einzuführen.

Sir Edward glaubte seinen Ohren nicht trauen zu dürfen, als Ganesas ihm mit tiefbewegter Stimme das räthselhafte Verschwinden Durga's meldete. — Der Brahmine fixirte dabei scharf den jungen Mann, denn der Verdacht, daß Sir Edward dem Master Burton gegenüber denn doch nur geheuchelt und des Mädchens Entführung veranlaßt haben könnte, war während der Fahrt von Delhi nach Benares in ihm aufgestiegen. Er hatte zufällig vernommen, daß zwei landbekannte Strolche, welche aus dem Menschenraube ein zunftgemäßes Gewerbe machten, wie denn überhaupt alle Verbrecher Ostindiens sich strenge in eigene Kasten sondern, ein Paarmal in das Palais der Dundonald's zu Delhi zur Nachtszeit sich eingeschlichen hätten, u. z. nicht ungebeten, nachdem sie von einem Diener des Hauses ein- und ausgelassen wurden.

Sir Edward's Erstaunen und Bestürzung war ebenso groß, so wahrhaftig, daß Ganesas' Argwohn völlig schwand. Der Earl sowie die näheren Verhältnisse der Familie Dundonald waren ihm gänzlich unbekannt. Der Brahmine mußte übrigens seinen vermeintlichen Irrthum um so williger ablegen, als Sir Edward ihm eine bedeutende Summe anbot, um die Nachforschungen nach der Entführten mit aller Energie zu betreiben.

„Nein, nein, mein ehrwürdiger Greis," bat Sir Edward, als Ganesas das Geld ausschlug, „nicht Ihrer Person biete ich diese Goldstücke an. Sie selbst sind durch Ihre Genügsamkeit in Ihrer Armuth dennoch zehnmal reicher als ich. Aber ihr guter Wille allein wird die arme Durga gewiß nun und nimmer zu retten vermögen. Wenn Sie also das arme Kind wirklich lieben, wenn Sie Master Henry gegenüber mich vor einem schändlichen Verdachte bewahren wollen, so nehmen Sie diesen Beutel. Benöthigen Sie

mehr, um zum Ziele zu gelangen, wenden Sie sich ungescheut an meinen Bankier zu Delhi; hier — gedulden Sie sich nur einen Augenblick — sind auch ein paar Zeilen an Sir Stephenson."

Der junge Lord reichte dem Brahminen zwei Zettelchen, die er mit wenigen Worten rasch beschrieben hatte. — Inzwischen war Ganesas mit sich zu Rathe gegangen. Er konnte die Stichhältigkeit der Behauptung, daß er mit seinem guten Willen allein wohl kaum Durga's Rettung zu bewerkstelligen im Stande sein würde, nicht leugnen. Er nahm also Geld und Briefe, und verließ noch zur Stunde Benares, um schleunigst nach Delhi zurückzukehren, von wo aus die richtige Spur verfolgt werden konnte, wenn es ihm gelang, die beiden (stadtbekannten) Räuber, welche in das Palais der Dundonald's gekommen sein sollten, ausfindig zu machen und zu einem Geständnisse zu bewegen.

Der Spitzbube Simson, der das Gespräch seines Herrn mit dem Brahminen belauscht hatte, erstattete dem Earl sogleich Rapport.

Sir Baldwin brach in ein helles Gelächter aus, als er vernahm, daß Ganesas nach Delhi zurückreisen werde.

„Glückliche Reise!" rief er endlich höhnisch; dann aber, zu Simson gewendet, frug er ernst: „Du bist doch gewiß, daß Alles nach meinem Plane vor sich geht?" —

„Vollkommen!" betheuerte Simson mit einer tiefen Verbeugung, „schon morgen dürfte Durga, von Calcutta aus, zur See weiter geschafft werden. Wie Euere Herrlichkeit weiß, besorgt ein gewisser John Hemsen das ganze Arrangement."

„Ist dies derselbe Hemsen, der mit Dir im Gefängnisse saß?" warf der Earl leicht hin.

„Derselbe, Sir," entgegnete Simson, und entfernte sich auf einen verabschiedenden Wink des Earl, der mit verschränkten Armen das große Gemach auf- und abzuschreiten begann.

„Mein Plan," murmelte er endlich vor sich hin, „mein Plan kann nicht fehlgehen: Edward's Stunden sind gezählt. Eine köstliche Nachricht, die ich da empfing! Fürwahr, die Sache gibt sich ganz von selbst. Der Zufall will mir günstig. Wer weiß, ob nicht schon binnen drei Monaten für mich der so heiß ersehnte Zeitpunkt gekommen sein wird, wo ich meinen Henry als den einzigen Erben dieser ganzen in die Familie Dundonald eingeschmuggelten Sippe begrüßen darf." — —

Vierzehntes Capitel.

Von Calcutta nach Sidney.

Volle vier Monate sind seit der Abreise der Dundonald's von Delhi verstrichen. Master Brandon ist schon längst nach England zurückgekehrt und genießt in dem Kreise zahlreicher Neffen und Nichten, seiner einstigen Erben, da er Hagestolz geblieben, endlich die langersehnte Ruhe. — Lady Dundonald war schon vor zehn Wochen eines wider alle Vermuthung sehr gesunden Knäbleins genesen, das aber, was die Gesichtsbildung betraf, ein ganz ausnehmendes Muster von Häßlichkeit genannt werden mußte und, wie der Earl dem durch dieses Geschenk des Himmels sehr wenig erfreuten Namensvater unter vier Augen versicherte, das leibhaftige Porträt des Schulmeisterssohn von Sommersett en miniature darstellte. Das kleine Scheusal wurde auch alsbald, nachdem es das Licht der Welt erblickt hatte, einige Meilen weit von Calcutta hinweg auf's Land geschafft, wo es unter der Obhut einer englischen Bonne und indischen Amme verbleiben sollte, bis man über das weitere Schicksal des kleinen Lord in spe zu einem Entschlusse gediehen sein würde.

Die unnatürliche Mutter war von der Häßlichkeit des Kindes, dem sie das Leben gegeben, selbst tief angewidert und hatte es seit dem Augenblicke der Geburt nicht wieder gesehen. — Lady Dundonald suchte sich indeß nach gewohnter Weise zu zerstreuen. — Major Richardson waltete seines einmal übernommenen Amtes als Tröster der hübschen jungen Frau mit größter Unverdrossenheit, und um hierbei nicht durch das geräuschvolle Leben und Treiben in

Calcutta gestört zu werden, zog sich Lady Dundonald mit dem vielbewährten Hausfreund auf eine der prachtvollen Villen zurück, welche zu dem von Master Brandon überantworteten Erbe gehörten.

Der Earl und sein Neffe dagegen verblieben in Calcutta. Sir Edward lag wieder völlig in den moralischen Banden seines gewissenlosen Oheims, welcher, von Simson im Geheimen secundirt, nichts unterließ, um die guten Vorsätze des jungen Mannes wieder in ihren Grundfesten wankend zu machen.

Sir Edward hatte dem Earl auch seinen Plan mitgetheilt, die Ehe mit Mary zu lösen und derselben in Gottesnamen das riesige Vermögen im Sinne der von dem verstorbenen Parker für einen solchen Fall vorgesehenen Stipulationen zu überlassen. Er wollte sich mit dem hübschen Sümmchen begnügen, welches er durch die Veräußerung der Liegenschaften in Delhi für seine Person erworben hatte.

Diese Absicht lief jedoch den teuflischen Plänen des Earl, der das ganze ungeheure Erbe seinem natürlichen Sohne nach Edward's Tode sichern wollte, schnurstracks entgegen; mit dem ganzen Aufwande seiner Suada und der Autorität, der sich sein Neffe bisher völlig untergeordnet hatte, suchte er daher die Ehescheidung zu hintertreiben.

Zu diesem Behufe verstrickte er seinen Neffen geschickt in hundert Affairen, welche den jungen Mann den Werth eines so großen Reichthums zu Gemüthe führen sollten. Er wußte es geschickt einzurichten, daß man den jungen Lord allerseits wie einem Könige huldigte, der Gehuldigte aber dabei dennoch stets sehr deutlich herausfühlen mußte, daß die feile Welt nicht vor seiner Person, sondern nur vor seinen Schätzen auf den Knieen liege, um das „goldene Kalb“ anzubeten. — Zudem wäre vielleicht auch ein Engel den Verlockungen, welchen der Earl seinen Neffen auch auf erotischem Gebiete auszusetzen wußte, schließlich unterlegen.

Sir Edward, dessen ganze Erziehung systematisch darnach angelegt war, um zwar aus ihm, dem äußeren Wesen nach, einen vollendeten Gentleman, aber keinen Charakter zu machen, hatte daher gar bald die auf Stephenson-House gefaßten guten Vorsätze vergessen, und zu unserem Bedauern müssen wir es gestehen, daß der damals so reuige Sünder gegenwärtig sich beinahe über das beharrliche und unerklärliche Stillschweigen seines Versöhnungsboten, Master

Henry Burton, im Stillen freute. Ebenso war in ihm auch die Erinnerung an die schöne Durga völlig erblaßt, seit der ehrwürdige Ganesas in einem verzweiflungsvollen Briefe die Meldung erstattet hatte, daß ihm jede weitere Nachforschung nach der Entführten unmöglich geworden wäre. Die beiden Räuber, welche die öffentliche Meinung als die Thäter bezeichnete, seien von Delhi flüchtig geworden und kurz darauf anderer Verbrechen wegen zu Agra hingerichtet worden.

Sir Edward und seine liebenswürdige, getreue Gattin sahen sich seit dem Augenblicke, wo Letztere sich mit Major Richardson in die idyllische Stille des Landlebens zurückgezogen hatte, nur ganz vorübergehend wieder, wenn die Lady nach der Stadt kam, um Einkäufe für die Toilette zu machen oder irgend einem der in Calcutta so zahlreich stattfindenden Feste anzuwohnen. Natürlich befand sich Richardson dabei immer an ihrer Seite. — Der Major war ein stattlicher, ja schöner Mann von etwa fünfunddreißig Jahren und der Sohn eines Bankiers in Liverpool, dessen Nachlaß er aber binnen wenigen Jahren bis auf den letzten Schilling in Sport und anderen noblen Passionen vergeudet hatte. Als er Mary's Bekanntschaft zu Delhi machte, drückte ihn bereits eine bedeutende Schuldenlast, so daß er auf dem Punkte stand, entweder seinen Dienst quittiren oder sich eine Kugel durch den Kopf jagen zu müssen.

Lady Dundonald rettete jedoch das Leben und die bürgerliche Existenz ihres Liebhabers durch ein Paar tausend Pfund. — Richardson, ein speculativer Kopf, faßte den Entschluß, alle seine Nebenbuhler bei Mary auszustechen und sich ganz und gar ihrem Dienste allein zu weihen. — Seine Absicht gelang; er folgte der Lady mit deren Genehmigung nach Benares nach und zur Stunde übte er bereits eine Art Tyrannei über das schwachsinnige sinnliche Weib aus, so daß er es wagen durfte, einen wichtigen Schritt weiter zu gehen.

Eines schönen Morgens verbreitete sich in Calcutta blitzschnell die Nachricht, daß die Gemalin des reichen Lord Edward Dundonald bei Nacht und Nebel mit Major Richardson aus Calcutta durchgebrannt sei.

Der Earl und sein Neffe dehnten sich noch nach einer wild durchschwärmten Nacht in ihren weichen Betten, als die genannte

Neuigkeit, natürlich mit hundert pikanten Variationen und Ausschmückungen, wie man zu sagen pflegt, schon von allen Sperlingen auf den Dächern gepfiffen wurde. Dem Kammerdiener Simson fiel die nicht sehr angenehme Aufgabe zu, die beiden „Herrlichkeiten" gegen Mittags davon mündlich zu verständigen. Natürlich erstattete der Bursche zuerst dem Earl seine Meldung, der darüber in maßlose Wuth gerieth. Er errieth Richardson's Absicht, sich in den Besitz von Mary's Vermögen zu setzen und täuschte sich dabei wirklich nicht, wie es sich nur zu bald herausstellte. — Sir Edward hingegen nahm die Kunde ziemlich gleichgiltig auf, ja, wenn wir ein Lächeln, das seinen Mund umspielte, als er phlegmatisch Simson's Bericht anhörte, richtig auslegen, empfand er bei dem Gedanken, seiner Frau selbst auf diese Weise los und ledig zu sein, durchaus kein Mißbehagen.

Anders dachte aber der Earl, welcher alsbald bei seinem Neffen mit zornglühendem Antlitze eintrat. — Er begann mit einer donnernden Philippika über die Schmach und Schande, welche dem Namen der Dundonald's durch Major Richardson zugefügt worden sei und schloß mit der ganz bestimmt lautenden Erklärung, daß die besudelte Ehre des gekränkten Ehemannes nur mit Blut abgewaschen werden könne.

Sir Edward hörte seinem Oheim ruhig und aufmerksam zu, dann erwiederte er:

„Ich dächte wohl, wir sollten vor Allem positivere Nachrichten abwarten. Streng genommen, ist uns nur ein vages Gerücht, ein Stadtklatsch bekannt geworden. Ich will sogleich durch Simson nähere Erkundigungen einziehen lassen, u. z. vor Allem zu Mary's Sachwalter hier senden. Ist es wirklich wahr, daß meine Frau in der Absicht Calcutta verließ, unser Verhältniß bleibend zu lösen, so wird sie wohl in erster Linie ihrem Advokaten bestimmte Aufträge ertheilt haben. Zudem meldet das Gerücht gar nicht, wann, auf welche Weise und wohin die Flucht stattgefunden haben soll."

Dem Earl leuchtete die Richtigkeit dieses Einwurfes ein und, ruhiger geworden, billigte er vollständig Edward's Absicht, genaue Erkundigungen einzuholen. — Die Entsendung Simson's wurde jedoch durch einen Boten, welcher ein Schreiben von Lady Dundonald überbrachte, überflüßig gemacht.

Der Brief lautete:

„Mein lieber Gemal!

„Auf den dringenden Rath meines Arztes bin ich gesonnen eine längere Seereise anzutreten. Australien wird mein nächstes Ziel sein. Nachdem ich weiß, daß Du, mein lieber Mann, derzeit in Calcutta mit allzu vielen und wichtigen Geschäften überhäuft bist, anderseits aber Deine zärtliche Sorgfalt für mich Dir es nicht gestattet haben würde, mich allein meine weiten Wanderfahrten bestehen zu lassen, habe ich, um die angedeutete Collision Deiner Pflichten mit Deiner Liebe zu mir zu vermeiden, den Entschluß gefaßt, Dir meine Abreise als ein fait accompli zu melden, dessen nachträgliche Genehmigung ich hiermit, wie es mir als Frau geziemt, von Dir erbitte. Um übrigens alle Besorgnisse, deren ich mich von Deiner Liebe für mein Wohlergehen versehe, gebührend zu beschwichtigen, bin ich glücklicher Weise in der Lage, Dich mit der Nachricht erfreuen zu können, daß unser bewährter Freund, Major Richardson, welcher zu Sidney ohnehin Verwandte zu besuchen hat, sich freundlichst erbot, bis dahin mein schützender Begleiter zu sein. — Ich nahm dieses Anerbieten natürlich mit Dank an, u. z. mehr zu Deiner als meiner Beruhigung. — Dir und unserem geliebten Carl das beste Wohlergehen wünschend, verbleibe ich, in der Hoffnung, uns binnen Jahresfrist wieder zu sehen, Deine Dich hochschätzende Gattin

Mary Dundonald,
geborene Parker.

Calcutta am Bord der Yacht
„Robinson“, den 16. Februar 1848.“

„Nun, was sagen Sie zu diesem Brief?“ rief Sir Edward achselzuckend.

„Vor Allem müssen wir Sorge tragen, daß recht viele Leute unserer Bekanntschaft in dieses Schreiben Einsicht nehmen,“ entgegnete Sir Baldwin trocken, „es widerlegt wenigstens halb und halb den, wie es scheint, sehr emsig colportirten Scandal, daß Deine Frau Dir durchgegangen sei. — Wenn Du meinen Rath annehmen willst, verlassen wir alsbald Calcutta und stellen den Entflohenen nach. Potz Wetter! Zwei Millionen Pfund läßt man nicht thörichter Weise im Stiche. Uebrigens ist der Brief Mary's für uns von großem Werthe. Er beweist, daß sie nur aus Caprize, nicht aber aus gerechtfertigtem Grunde auf Ehescheidung dringen könnte, was sie

auch gar nicht im Sinne zu haben scheint; diese dumme Person ist sehr ehrgeizig und wird nicht so leicht einen glänzenden Namen, gleich den der Dundonald, ablegen. Indeß könnte jener verflüchte Richardson sie am Ende denn doch dazu beschwatzen, wenn wir dem galanten Intriguant völlig freies Spiel lassen."

„Meinetwegen stechen wir morgen in die See!" erwiderte Sir Edward blasirten Tones.

„So eilig geht es nicht!" bemerkte der Earl kopfschüttelnd, „wir werden hoffentlich nicht so bald, oder vielleicht gar nie mehr nach Calcutta zurückkehren. Es müssen hier noch viele wichtige Angelegenheiten geschlichtet werden, und namentlich handelt es sich wegen der jungen Herrlichkeit, dem Wickelkinde, einen entscheidenden Entschluß in Ausführung zu bringen."

„Bei Gott," knirschte der junge Lord mit den Zähnen, „auf diesen Bastard hätte ich beinahe vergessen."

„Diese kleine Kröte!" fuhr der Earl ruhig fort, „mag Dich am wenigsten anfechten. Es sind bereits alle Anstalten getroffen, um dieses Aergerniß für immer zu beseitigen."

„Sie wollen doch nicht das Kind tödten lassen?" sprach Sir Edward und trat ganz entsetzt einen Schritt zurück.

„Nicht tödten, aber verschwinden lassen!" entgegnete Sir Baldwin gleichgiltigen Tones, „ich gebe Dir mein Wort, daß es dem abscheulichen Wechselbalge nicht an's Leben gehen soll. Damit möge sich Dein seit der Affaire von Stephenson-House allzu empfindliches Gewissen völlig beruhigen."

„Wenn aber Mary das Kind mit sich genommen hätte?"

„Unmöglich; erst gestern lief von der Bonne, Miß Betty, ein Brief ein, womit sie bat, von Calcutta einen zweiten Arzt zu entsenden, weil der kleine Bengel erkrankt sei, leider muß ich beifügen, nicht sehr bedenklich. Immerhin wäre aber der Knabe nicht transportfähig gewesen."

„Nun gut, lieber Oheim, Sie sorgen für alle inneren Angelegenheiten und ich für die äußeren. Ich werde nach dem Hafen mich begeben und eine vollkommen seetüchtige und comfortable Yacht aussuchen, die wir miethen, oder vielleicht noch besser, sogleich kaufen. Der Gedanke, mich wieder einmal auf den Wogen zu schaukeln, erfüllt mein Herz mit Freude und rüttelt mich auf aus dem Schlaraffenleben, welches ich seit Monaten führe. Beinahe fühle ich mich

Mary zu Dank verpflichtet, daß ihre Thorheiten den Impuls gaben, uns aus dieser Geist und Seele tödtenden Lethargie aufzuwecken."

Mit diesen Worten verließ Sir Edward das Palais, um ohne Verzug im Hafen Rundschau zu halten.

„Dummkopf!" höhnte der Earl, als sich hinter dem jungen Lord die Thüre geschlossen hatte. „Dein Verhängniß naht mit Riesenschritten. Merkwürdig! Gerade nach Australien mußte das buhlerische Weib sich begeben, gerade dorthin, wo ich Edward's Verderben, durch dritte Hand in Scene zu setzen, schon seit zwei Monaten vergebens den geeigneten Vorwand suche. Es wäre schier unmöglich gewesen, Edward zur Reise nach Sidney zu bewegen, fehlte doch jeder vernünftige Anlaß dazu. Der Vorsicht wegen will ich aber doch nochmals nachsehen, ob meine Combinationen wirklich zu treffen werden."

Der Earl versenkte sich in die Betrachtung einer großen, an der Wand hängenden Seekarte; dann zog er aus seiner Brieftasche ein leeres Blatt Papier und einen Brief.

Letzteren las er aufmerksam und wiederholt durch. Er trug den Poststempel Hamburg und war vor circa sechs Wochen geschrieben worden. Der Earl stellte dann auf Grundlage mehrerer in diesem Briefe enthaltener Daten als alter Seemann, der er war, mehrere Berechnungen an, deren Resultate ihn ganz zu befriedigen schienen.

„Es wird klappen," sprach er mit dem Kopfe nickend zu sich, „innerhalb zweier Monate treffen wir, ich wette darauf 1000 Pfund, das Hamburger Schiff in einem der australischen Häfen und das Weitere wird sich dann von selbst geben; ha, ha, ha!" —

Das Lachen des Earl klang höchst unheimlich und konnte für Sir Edward, dem es galt, wahrlich nichts Gutes bedeuten.

Die größte Hitze des Tages war jetzt vorüber und Sir Baldwin beschloß, am Ufer nachzusehen, ob es seinem Neffen etwa bereits gelungen sei, in dem dichten Walde von Masten ein taugliches Schiff zu finden.

Ein Diener, welcher Sir Edward auf dem Gange nach dem Strome begleitet hatte, kam dem Earl auf halbem Wege bereits entgegen. Es war ihm der Auftrag geworden, Sir Baldwin nach dem Ufer zu bitten, um den Kauf eines netten amerikanischen Klip-

pers ohne Verzug definitiv abzuschließen. Sir Edward, obwohl selbst ein tüchtiger Nautiker und von der Vortrefflichkeit und Preiswürdigkeit des in Rede stehenden Schiffes überzeugt, wollte dennoch seines Oheims gewiegte Erfahrung dabei zu Rathe ziehen, sei es auch nur aus Courtoisie und aus alter Gewohnheit, nichts auch nur halbwegs Wichtiges je ohne die Zustimmung des Earl zu thun.

Sir Baldwin lobte seinen Neffen für die getroffene Wahl und ohne langes Feilschen ward das Geschäft abgeschlossen.

Noch an demselben Abende geschah die Umschreibung des Besitzes auf dem Hafenamte zu Calcutta. Der Klipper „Boston“ vertauschte das Sternenbanner mit der rothen, oben links im kleinen Felde blau gekreuzten Handelsflagge Großbritannien's, die Bemannung wurde zu zwei Drittheilen durch englische Matrosen ergänzt, wie es das Gesetz vorschrieb, und sogleich auch das Erforderliche eingeleitet, um das schmucke Schiff, welches bereits seine Ladung gelichtet hatte, binnen drei Tagen segelfertig zu machen.

Zimmerleute, Tapezierer und Tischler arbeiteten Tag und Nacht, um die meisten Räume, welche bisher auf dem „Boston“ zur Bergung der Fracht gedient hatten, in comfortable Cajüten umzuwandeln; unter anderen Gegenständen des Luxus wurden auch ein Piano und ein Billard an Bord gebracht; eine ausgewählte Bibliothek, welche der gebildete und reiche Engländer auf längeren Reisen ebenso ungerne missen würde, als die frische Wäsche, ward von des Earl Sekretär in der großen Cajüte aufgestellt. — Anderseits sorgte der Leibkoch für die entsprechende Füllung der ihm für den Proviant angewiesenen Räume. Auch der Herstellung einer Badekammer, deren der echte Gentleman auf einer längeren Seereise nicht entbehren kann, vergaß man nicht.

Freilich kostete Alles dieses ein schönes Stück Geld, u. z. beinahe so viel, als das Schiff selbst, welches mit 40.000 blanken Dollars ausbezahlt worden war. Bei dem enormen Reichthume, welcher unseren beiden Reisenden zur Verfügung stand, kam aber der Geldpunkt durchaus nicht in Frage. In zwei bis drei Monaten waren im Vergleiche zu der standesgemäßen Verschwendung, der Sir Edward in Calcutta huldigen mußte, jedenfalls noch bedeutende Ersparnisse durch die beabsichtigte Reise erzielt.

Wohlgemuthet ließ Sir Edward am vierten Tage nach dem Ankaufe des „Boston“ dessen Anker lichten. Die Erwartungen von

der Seetüchtigkeit und Schnelligkeit des Klippers wurden durch dessen wirkliche Leistungen, als man in den Golf von Bengalien mit vollen Segeln hineinsteuerte, noch weit übertroffen, und der Earl legte nicht ohne Aerger seinem Neffen unter vier Augen das Geständniß ab, daß die verfluchten Yankee's im Schiffbau und in manchen anderen Dingen beinahe ebenso Vorzügliches zu leisten im Stande wären, als die Engländer.

Sir Edward, mehr Kosmopolit als der Earl, welcher namentlich, was das Seewesen betraf, auf Englands Suprematie zur See im höchsten Grade eifersüchtig war, freute sich blos, ein so wackeres Schiff sein eigenes zu nennen und an dessen Bord die Rolle des Oberbefehlshabers zu spielen, da er in der Kriegsmarine Ihrer Majestät der Königin Victoria nur die bescheidene Stellung eines Sekonde-Lieutenants bekleidete.

Die Nikobaren zur Rechten lassend, hielt der Klipper „Boston" die kürzeste Richtung ab, um Australien zu erreichen. — Das Schiff war so reichlich mit allen Bedürfnissen ausgestattet, daß es nöthigenfalls bis Süd-Amerika hätte segeln können, ohne Mangel zu leiden. Indessen beschloß der Earl, in Melville auf Australien, welches man binnen etwa drei Wochen erreichen konnte, einzulaufen, u. z. unter dem Vorwande, frisches Wasser einzunehmen. In Wahrheit wollte er aber über gewisse Daten, welche der oberwähnte Brief aus Hamburg enthielt, nähere Auskünfte einholen und darnach die Weiterreise im Sinne seiner geheimen Pläne einzurichten.

Getreu unserem Programme: Unterhaltung und Belehrung in unseren Werken stets gleichen Schritt halten zu lassen, wollen wir nun dem noch so wenig allgemein bekannten fünften Welttheile eine kurze, aber möglichst exacte Schilderung widmen.

Zwischen Amerika's westlichem Gestade und den östlichen Küsten des asiatischen Festlandes, des indischen Archipelagus und des australischen Continentes dehnt sich ein ungeheures Wasserbecken aus, mit einer Oberfläche von mehr als drei Millionen Geviertmeilen; dasselbe bedeckt also reichlich den dritten Theil unseres Erdballes. Diesen großen Ocean erblickte zuerst von allen Europäern der Spanier Vasco Nunez de Balbao im September des Jahres 1513 von einem Hügel der Landenge von Darien. Vor ihm lag der Raum, welchen die Seefahrer als Stilles Weltmeer oder als Südsee bezeichnen. Sechs Jahre später wurde von Magalhaens, dem ersten Erdum-

segler, diese Fläche in der Richtung nach Nordwesten bis zu den Philippinen beschifft und eine neue Fahrbahn, eine bis dahin unbekannte Weltstraße war gefunden.

Seitdem sind nahe an vierthalb Jahrhunderte verflossen. Aber bis auf unser Menschenalter herab hat diese herrliche Südsee gleichsam todt dagelegen. Die Aufmerksamkeit der seefahrenden Völker war vorzugsweise den atlantischen Regionen, der östlichen Seite Amerika's zugewandt; dort lag die Achse, um welche die Kolonial-Interessen sich einige Jahrhunderte gedreht haben, und Spanien bot Alles auf, um seine Nebenbuhler im Handel von den pacifischen Gestaden abzuhalten. Kühne Holländer wagten sich von den sundischen Inseln aus nach Südosten und entdeckten Küstenstriche von Neuholland; englische Freibeuter plünderten spanische Handelsstädte, die mexikanische Silber-Gallone fuhr alljährlich viermal, aber stets auf demselben Striche in ewigem Einerlei, von Acapulco nach Manilla auf Luzon und von dort zurück. Aber der Entdeckungsgeist war in den Spaniern erloschen, nachdem sie im Lande Montezuma's und im Reiche der Inka's Gold und Silber in reichlichster Fülle gefunden hatten.

Doch verbreiteten ihre Schiffer Sagen von einem großen, noch unbekannten Australlande, das unendlichen Ueberfluß an Perlen und edlen Metallen habe; dadurch reizten sie die Holländer auf Java zu kühnen Seefahrten an. Und dennoch blieb von Magalhaens bis auf Cook die Oberfläche der Südsee zum großen Theil noch für die Weltkunde mit dichter Nacht bedeckt. Die Gestadeländer waren zwar so ziemlich bekannt; aber die meisten Inseln und Eilandfluren, mit welchen die Südsee gleichsam übersäet ist, sind erst seit Cook aus langem Dunkel hervorgetreten, und für den großen Weltverkehr hat dieser Meeresraum seine rechte Bedeutung erst in unseren Tagen gewonnen. Er ist durch die oceanische Allgegenwart der germanischen Seefahrer, denen das atlantische Meer zu enge geworden war, aus seinem tiefen Schlafe erweckt und damit ist die Weltgeschichte und die Entwicklung des Menschengeschlechtes in eine neue Phase getreten

Während unseres Vierteljahrhunderts hat der große Weltverkehr eine völlige Umwandlung erlitten und neue Factoren, von denen man früher auch nicht eine Ahnung gehabt, haben einen in seinen weiteren Folgen noch unberechenbaren Einfluß gewonnen. Und dieser durchgreifende Umschwung ist so rasch gewesen, daß man nur mit Mühe

alle Verhältnisse, welche er hervorruft, in ihrem ganzen Zusammenhange übersieht und beherrscht. — Der Austausch von Gedanken und an Waaren ist nun erst recht eigentlich kosmopolitisch geworden; die Kultur- und Handelsbahnen umfassen heute die ganze Erde. In die geringe Spanne von nur anderthalb hundert Monaten drängen sich die wichtigsten Thatsachen, Erfindungen und Entdeckungen zusammen: die Anwendung der Dampfkraft auf die oceanischen Fahrten, die Benützung der elektrischen Telegraphen, für welche auch das Meer kein Hinderniß bildet, die Eröffnung China's und Japan's für den Verkehr, die neue Völkerwanderung über See auch von Osten nach Westen, nämlich von China nach Amerika, die wichtigsten technischen Erfindungen und Entdeckungen, die Verallgemeinerung der Eisenbahnen, die unglaubliche Vervollkommnung der großen und der kleinen Schußwaffen, die Auffindung der unerschöpflichen Goldgruben in zwei Regionen an der Südsee, und endlich der gewaltig gesteigerte Verbrauch von Kolonialwaaren, — das Alles fällt in die Tage, die wir selbst erlebt haben. Seit Anbeginn dieses Jahrhundertes hat der Seeverkehr sich mindestens versechsfacht!

Der Handel hat in unseren Tagen vermittelst der neuen Bahnen, die ihm eröffnet worden sind, einen größeren Umfang gewonnen als je zuvor; er ist jetzt erst eigentlich Weltverkehr. Jedes Gewerbe- und Handelsvolk nimmt daran Theil, indem es seine Waaren über den Ocean sendet. — Der Neuseeländer kleidet sich in Stoffe aus australischer Wolle, welche in Europa gesponnen und verwebt wurde und, nachdem sie den Weg um den Erdball gemacht, wieder in die Südsee zurückkam. Honolulu auf der Hawaii-Gruppe ist ein Stapelplatz für unsere deutschen Manufacturen geworden. Der Kannibale auf der Fidschi-Insel erfreut seine Kinder und sich an Nürnberger-Tand oder einer thüringischen Harmonika, und der Verbrauch europäischer Fabrikate ist in Australien schon längst viel bedeutender als in Indien. Ladungen von Eis, welches in den klaren Teichen von Massuchuchetts oder bei Neu-Archangel gebrochen wurde, finden willige Abnehmer in Sidney, Kanton, Batavia und Calcutta und werden vertauscht gegen Wolle und Gold, Thee und Rohseide, Kaffee und Indigo, Reiß- und Spießglanz.

Handel und Wandel auf der Südsee sind heute solidarisch mit dem Verkehr der übrigen Welt verknüpft. Wo früher ein einsamer Wallfischjäger oder eine malagische Prahu einlief, da wirbeln auch

nun bei unseren Gegenfüßlern Rauchsäulen aus den Feuerschiffen, und das einst öde Meer trägt Tausende von Fahrzeugen.

Ueberall in der Südsee hat das Dampfschiff seine Eroberungen gemacht; es fährt von Japan bis Chile, von San Francisco nach den Sandwichsinseln und China, von Panama nach Sidney, überall Häfen berührend, deren Wichtigkeit von Tag zu Tag wächst.

Die Natur hat im nördlichen, wie im südlichen Theile des Stillen Weltmeeres viele paradiesische Halteplätze geschaffen: die Gruppe von Tahiti und jene von Hawaii, welche immer größere Bedeutung erlangen, gleich Australien, das gewissermaßen einen Abschluß der hinterindischen Eilandfluren bildet. Dazu kommt Neuseeland, dessen große Zukunft schon unser Georg Förster wahrschauete, als er mit Cook die Südsee befuhr. Er schrieb 1787:

„Für den alle Länder in sein Bereich ziehenden Handel, welcher räumlich getrennte Welttheile verbindet, kann keine Lage vortheilhafter sein, als jene der schönen Inselgruppe in der Mitte zwischen Afrika, Indien und Amerika. Man denke sich Neuseeland als einen Staat mit Englands glücklicher Verfassung, und es wird die Königin der südlichen Welt."

Zwei Jahre später erhielt das benachbarte Australien seine ersten Ansiedler und Neuseeland hat jetzt sein Parlament!

Der friedliche Verkehr, die freundschaftliche Berührung und Ausgleichung der Interessen im Gefolge, entwickelte sich auch in der Südsee aus kleinen Anfängen und schritt langsam fort, bis die Entdeckung der Goldfelder elektrisch wirkte. Nach jenen Entdeckern, welche nicht nach Handelsvortheilen oder edlen Metallen trachteten, sondern ein höheres Ziel verfolgten, indem sie noch unerforschte Räume zu erkunden und einen großen Theil des Erdballes gleichsam zu enthüllen strebten, nach ihnen, den Bahnbrechern, kamen der wagende Kaufmann, der unverzagte Wallfischfänger und der glaubenseifrige Sendbote.

Der Handelsmann legt vor den Bewohnern der Eilande Waaren aus, deren Zierlichkeit oder Verwendbarkeit im täglichen Leben die Aufmerksamkeit und den Wunsch nach Besitz bei den Wilden erregt; die Frauen nehmen Nadeln, Scheeren und bunte Stoffe, die Kinder Spielzeug zur Hand; die Männer sind begierig nach Axt, Messer und Säge, leider auch nach Waffen und scharfen Getränken, die man ihnen niemals hätte zuführen sollen.

Solch' ein Austausch, welchen Anfangs der Zufall hervorgerufen, nimmt bald eine regelmäßige Gestalt an. Indem er Bedürfnisse kennen lehrt und sie zugleich befriedigt, bindet er den Wilden an den Europäer. Oftmals muß ihn auch der Missionär als erstes Mittel benützen, um sich zu den Herzen jener Menschen, denen er eine neue milde Lehre bringt, die Bahn zu brechen.

Mit wunderbarer Schnelligkeit hat geprägtes Gold und Silber auf den vom braunen Menschenschlage bewohnten Südsee-Inseln als Werthmesser im Verkehr Eingang gefunden.

Der Schiffer ist ein unstäter Wanderer auf dem Ocean; sobald er sein Geschäft beendet hat, lichtet er die Anker und segelt weiter; doch der Sendbote bleibt; ihm war der Güteraustausch nur Nebenzweck. Er möchte den Heiden statt der Götzen einen Gott und einen Erlöser geben, statt der rohen Begierde nach dem Fleische des Nächsten die Liebe zum Nächsten. Nicht selten fällt er als ein Opfer seines eifrigen Strebens, und Priester und Häuptlinge weiden sich beim Festmahl an seinem Herzen und seiner Leber. Aber bald tritt ein anderer unerschrockener Mann, welchen der grauenvolle Tod seines Vorgängers nicht einschüchtert, in die Lücke. Lediglich mit seinem Glauben bewaffnet, geht er den bluttriefenden Kannibalen muthig entgegen und erringt am Ende wohl auch einigen Erfolg.

Und welch' ein Feld gesegneter Wirksamkeit liegt vor dem Missionär in jenem weiten Ocean! Die Häuptlinge auf den Fidschi-Inseln lieben es, oftmals neue Häuser für sich bauen zu lassen. Die Arbeit wird von Sclaven verrichtet, welche allemal nach beendetem Werk lebendig begraben werden. Das Schicksal ganzer Menschenclassen ist von Geburt an in gräßlicher Weise unverbrüchlich besiegelt. Klein oder erwachsen, sind sie nur vorhanden, um bei öffentlichen Festlichkeiten geröstet und verzehrt zu werden. Durch keinerlei Schranke wird die Willkür der Priester und Häuptlinge eingeengt. Einst hatten Bewohner eines Dorfes dem Häuptlinge Fleisch vorgesetzt, das ihm nicht mundete. Zur Strafe mußten sie Alle Bimssteine verschlingen, und sie thaten es, ohne zu murren. Ein Missionär war Augenzeuge und konnte doch die Barbarei nicht abwehren. — Alle bejahrten Leute auf den Fidschi-Inseln werden, ohne Unterschied des Geschlechtes, lebendig begraben; nur der ersten Frau des Königs bleibt nach dem Ableben ihres Gemals das Vorrecht, sich von ebenbürtiger Hand erwürgen zu lassen.

An allen diesen entsetzlichen Gebräuchen hängen insbesonders die Priester mit zähester Starrheit, und bis heute haben sie sich durchaus ablehnend gegen alle Missionäre verhalten, während die Häuptlinge zumeist einige Geneigtheit zeigen, sich vom Kannibalismus abzuwenden.

So sagte einer dieser Häuptlinge zu einem Missionär: „Meinetwegen; die Menschen mögen am Leben bleiben, wenn Ihr uns Ochsen schafft.“ Und in der That haben sich nicht gute Lehren, sondern die Einführung der Zuchtstiere und Kühe als das wirksamste Mittel erwiesen, um der Menschenfresserei Einhalt zu thun.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in manchen Beziehungen der weiße Mensch sehr wohlthätig auf den Südsee-Inseln gewirkt hat. Aber die Schattenseite fehlt nicht. Entlaufene Matrosen haben auf manchen Eilanden Laster und Krankheiten der schlimmsten Art eingebürgert, die Häuptlinge zu Kriegen aufgestachelt und der Barbarei nur noch Vorschub geleistet. Rohe Schiffsführer erlauben sich noch Gewaltthätigkeiten gegen die Eingebornen und entsittlichen sie völlig durch Branntwein.

Die Missionäre machen zwar den Menschenopfern, der Menschenfresserei und dem Götzendienste ein Ende; aber auf den meisten Südsee-Inseln hat sich in Folge eines allerdings wohlgemeinten Zwanges eine Heuchelei in's Leben eingeschlichen, welche sich mit der wahren Sittlichkeit nicht verträgt. Dazu kommt, daß die Sendboten der verschiedenen Bekenntnisse ihren leidigen und unfruchtbaren Glaubenszwiespalt auch in die Südsee übertragen haben, und durch gegenseitige Befehdung die Gemüther der kaum dem Heidenthume Entrissenen in schwerer Weise beirren. Nicht selten haben braune Katholiken und braune Protestanten derselben Insel einander mit den Waffen befehdet um des Glaubens willen. Die Schuld liegt, wie fast immer bei dergleichen Fällen, auf beiden Seiten, aber die christliche Liebe hat dabei niemals gewonnen.

Noch ein anderer Moment tritt in den Vordergrund. Die Berührung mit den Europäern wird für alle Eingebornen Australiens und Polynesiens geradezu verhängnißvoll. Sie sind alle, mehr oder weniger, bei sehr verschiedener Anlage, Art und Begabung, im Vergleich zur weißen Race, ein passiver Menschenschlag. Der Weiße tritt überall als Gebieter auf, wohin er kommt, und aus hundert Gründen und Ursachen fällt ihm die Herrschaft von selbst zu. Der dunkel-

färbige Mensch mag anfangs noch so heftigen Widerstand leisten, am Ende fügt er sich doch und gehorcht dem höher civilisirten Menschen, der dann seine ethische und geschichtliche Ueberlegenheit geltend macht, im Guten wie im Schlimmen.

Erst die Zukunft kann lehren, ob dieser Anflug von Civilisation dauernde und nachhaltige Ereignisse bringt. Ueberall taucht in der Südsee, selbst auf den Sandwichs-Inseln, die Hinneigung zum alten Heidenthume wieder auf. Auf Neuseeland erfolgen alljährlich Rückschläge in die frühere Barbarei und das alte, wilde Wesen tritt gerade am schärfsten bei solchen Häuptlingen hervor, die man für die eifrigsten Bekehrten gehalten, und deren Christenthum und kirchlichen Eifer man als so erbaulich und der Nachahmung würdig laut gepriesen hatte.

Ein Arzt, der seit sechs Jahren in der Colonie Neu-Plymouth lebte, entwirft von den Maoris kein so günstiges Bild, wie die Missionäre; er sagt im Jahre 1858: „Sie verachten uns und unsere Gesetze. Mit ihrer ganzen vielgerühmten Civilisation ist es Nichts; was man davon sagte, ist eitel Wind und Aufschneiderei. Sie nehmen unsere Kleidung, unseren Pflug und manches Andere an, weil sie Vortheil davon haben, aber Wilde sind und bleiben sie trotzdem, und die Barbarei steckt ihnen im Blute. Unsere Missionäre haben nun seit einem Vierteljahrhundert unter ihnen gearbeitet und viel von ihren Erfolgen gerühmt; sie müssen aber jetzt mit Betrübniß eingestehen, daß die vermeintlich Bekehrten nicht nur wieder verwildern, sondern daß sie weit schlimmer sind, als zu jener Zeit, da sie noch Heiden waren."

Diese Worte fanden ihre leidige Bestätigung in dem wenige Jahre darauf ausgebrochenen Aufstande der Maoris, dessen Dämpfung den Engländern nicht geringe Opfer an Geld und Menschen kostete, und wobei die Bestialität dieser anscheinend bekehrten Wilden auf die empörendste Weise ihre blutigen Orgien feierte.

In der Südsee wirkt die Berührung mit den weißen und dunkelgefärbten Menschen nicht minder zersetzend und auflösend, wie bei den Wald- und Prairie-Indianern Nordamerika's. In Australien verschwindet der Eingeborene, wie der Tasmaniens bereits ausgestorben ist; auch auf Neu-Seeland, das kaum noch 40.000 Maoris zählt, nimmt die Volkszahl rasch ab; auf den Hawaii-Inseln ist sie seit Cook's Tagen auf ein Fünftel herabgeschwunden,

auf Tahiti zeigt sich Aehnliches und auf allen übrigen Inseln der Südsee läßt die gleiche Erscheinung sich beobachten. — Die Polynesier sind rettungslos dem Untergange geweiht; durch die Berührung mit den Europäern und Nordamerikanern wurden sie aus dem Gleichgewichte geworfen; das Alte ist unwiederbringlich dahin, und das Neue vermögen sie, ihrer ganzen Beschaffenheit nach, nicht zu bewältigen. Sie nehmen es an und auf, aber es bleibt ihnen innerlich theils ganz fremd, theils nur bis zu einem gewissen Grade verständlich. Dabei decimiren Blattern und Branntwein fortwährend ihre Reihen und vermindern zugleich ihre frühere urwüchsige Fortpflanzungsfähigkeit.

Die Zukunft der Südsee gehört also ausschließlich dem weißen Menschen und seinem allumfassenden Verkehre. Er beherrscht ihr östliches Gestade von der Behringsstraße bis zum Feuerlande; er hat alle wichtigen Inseln, Häfen und Rheden, welche über diesen weiten Ocean zerstreut sind, zur Stunde staatlich oder kaufmännisch mittelbar oder unmittelbar von sich abhängig gemacht.

Höchst interessant und lehrreich ist auch die Geschichte der Entdeckung und allmäligen Colonisirung Australiens.

Nach den Berichten der ersten Seefahrer, welche die australischen Küsten entdeckten und erforschten — es waren bekanntlich das holländische Schiff Duyfhen im Jahre 1605, es waren der Spanier Louis Vaez de Torres, welcher durch seine zweimonatliche Fahrt der gefahrvollen Straße zwischen Neu-Guinea und Australien den Namen gaben, es war vor Allem der Holländer Abel Janszoon Tasman, der im Jahre 1644 zum erstenmal die Südseite Australiens umschiffte — nach den Berichten dieser und anderer holländischer und englischer Seefahrer hatte man lange die ungünstigsten Vorstellungen über die Beschaffenheit des Continents, bis ein ebenso unbefangener als gründlicher Mann kam, der sich an das frühere oberflächliche Geschwätz nicht kehrte. Das war James Cook. Auf seine Aussprüche hin fing man in England an, wenigstens schon die Frage aufzuwerfen, ob das Land für europäische Colonisten geeignet sei oder nicht, und die bisher herrschenden Ansichten über die Naturbeschaffenheit des Continents änderten sich mindestens dahin, daß man ihn für gut genug befand, den Auswurf der Gesellschaft aufzunehmen. Seine guten Bürger mochte ihm England nicht anver-

trauen, und um es doch nicht ganz nutzlos zu lassen, schickte es seine Verbrecher dahin.

England brauchte damals gerade eine solche Strafcolonie, denn Amerika, wohin es vorher seine oft wegen des geringfügigsten Vergehens verurtheilten Landeskinder im eigentlichen Sinne verkauft hatte, war ihm durch den Befreiungskrieg entzogen.

Es war im Jänner des Jahres 1788, als die erste Schiffsladung mit Verbrechern in der Botany-Bai landete. Australien begann, eine seltsame Erscheinung, die nur in Rom's Gründung ein ebenbürtiges Seitenstück findet, seine Rolle in der Culturgeschichte — als Zuchthaus. Und was ist im Laufe von achtzig Jahren aus Australien geworden! Ein wunderbar sich entwickelndes Land, eines der blühendsten, reichsten und werthvollsten europäischen Colonialreiche, die es je gegeben hat! —

Die Geschichte der englischen Strafcolonien ist bekannt. Es ist eine entsetzliche Geschichte! Zügellose Rohheit auf der einen, gesetzliche Willkür, gedankenlose Rücksichtslosigkeit auf der anderen Seite! — Hunderte und Tausende von Sträflingen verhungerten, weil man ihr Leben von der glücklichen Ankunft einzelner Proviantschiffe abhängig gemacht hatte. Andere Hunderte fielen durch Mord oder kamen in der Wildniß von der Hand Eingeborener um. Die Colonie ward ein Pfuhl von Gräueln. Räuber durchzogen das Land, Krankheit, Hungersnoth, Trunksucht und Verbrechen, noch mehr die Mißhandlungen der Aufseher und der Strang lichteten die Reihen der Sträflinge entsetzlich. Da kam man auf den Gedanken, mit der Strafanstalt auch eine freie Colonisation zu verbinden.

Der erste freie Ansiedler in Australien war ein Deutscher, Namens Philipp Schaeffer. Man schenkte ihm 140 Acres; aber er vertrank das Land; man schenkte ihm neue 50 Acres; er verkaufte auch diese für einige Gallonen Rum an die Regierung. Dreißig Jahre später wäre dieses Land Millionen werth gewesen. Der erste deutsche Ansiedler starb im Armenhause. Aber neue Ansiedler folgten, und ein Aufstand der Offiziere in Verbindung mit diesen freien Colonisten gab endlich im Jahre 1809 den Anstoß zu einer dauernden Umwandlung des englischen Strafgefängnisses Neu-Südwales in eine wahre Colonie.

Trotz mancher Mißgriffe der Colonial-Regierung, die noch mehr als einmal den ganzen Staat an den Rand des Abgrundes brachte

erblühte er wunderbar schnell; das Geheimniß seiner Kraft lag in der Schafzucht und Wollproduction. — Ein ehemaliger Offizier, John Mac Arthur hatte sie gegen Ende des vorigen Jahrhunderts eingeführt, und die Entdeckung der reichen Weideländereien jenseits der Gebirge von Neu-Südwales gab ihr einen unerwarteten Aufschwung. Schon im Jahre 1840 sah sich die englische Regierung genöthigt, die Deportation nach Neu-Südwales aufzugeben, und als man im Jahre 1849 wieder den Versuch machte, sie einzuführen, scheiterte er an dem energischen Widerstande der bereits zu kräftigem Selbstgefühl erwachsenen Colonie, die zum Theil mit Gewalt die Landung der Sträflingsschiffe verhinderte.

Während so an der Ostküste im Kampfe mit der Ungunst der Natur-Verhältnisse und der Verblendung des Mutterlandes ein mächtiger Colonialstaat entstand, rangen sich auch an anderen Punkten der australischen Küsten Colonien aus der Wildniß empor. — Vornehme englische Herren besiedelten im Jahre 1832 auf Grund eines sorgfältig mit großer theoretischer Kunst ausgearbeiteten Planes die Südküste an der Mündung des schönsten und wasserreichsten der australischen Flüsse, des Murray. Die Hauptstadt Adelaide wurde erbaut, zunächst freilich mehr auf dem Papiere. Aber diese Colonie begann erst zu blühen, nachdem die hohen Herren Bankerott gemacht und tüchtige Arbeiter und Schafzüchter ihre Stelle eingenommen hatten. Die zufällige Entdeckung reicher Blei- und Kupferminen in den Jahren 1841 und 1843 hat aber eigentlich erst den Bestand der Colonie gesichert.

Der reichste und bedeutendste unter allen Colonialstaaten Englands, nicht allein in Australien, sondern überhaupt, ist Victoria, ohne, ja gegen den Willen der englischen Regierung gegründet, an der Südostküste, Tasmania gegenüber, an der Bucht von Port Philipp.

Als nämlich Vandiemensland für die jährlich zuwachsenden Herden zu klein zu werden anfing, brach im Jahre 1835, angezogen durch Gerüchte von dem Weidenreichthum der jenseitigen Küste, ein Schmied, Namens John Batman, an der Spitze einer zahlreichen Colonisten-Gesellschaft auf, um das neue Land in Besitz zu nehmen und erkaufte von den Eingeborenen einen Landstrich von 600.000 Acres. Gleichzeitig setzte sich aber auch eine zweite Gesellschaft unter der Führung eines gewissen Fawkner an der Port Philipp'e-

Bai fest, da wo ein kleiner, aber wasserreicher Fluß, die Jarra, durch eine vorspringende Felsenbarre zu einem natürlichen Becken sich ausbreitet. — Im Süden lag eine dicht bewaldete Fläche, im Norden zogen sich sanftschwellende, grasreiche Hügel mit offener Gummibaumholzung hin, die damals noch von zahllosen Schaaren von Känguruhs und Emus belebt war.

Jetzt liegt hier Melbourne mit seinen 120.000 Seelen, die Hauptstadt eines Landes, das jetzt fast eine Million Bewohner zählt und eine jährliche Ein- und Ausfuhr von je 200 Millionen Gulden hat.

Die beiden vorgenannten Gesellschaften waren miteinander in Streit gerathen, beide wandten sich mit ihren Ansprüchen an die britische Colonial-Regierung, die aber beide Parteien auf das Entschiedenste zurückwies und ihre Kaufverträge rundweg für ungiltig erklärte. — Die erwähnte Regierung wollte in ihrer bornirten Kurzsichtigkeit keine größere Ausdehnung der Colonie; man wollte in einer dem britischen Wesen sonst keineswegs eigenen Engherzigkeit durchaus alle Colonialkräfte in Neu-Südwales concentrirt wissen. Dennoch drangen immer neue Schaaren von Vandiemensland herüber, und vergebens schickte das Gouvernement Beamte ab, um das Verbot der Königin durchzusetzen.

Da kam im Jahre 1836 Sir Thomas Mitchell, der General-Feldvermesser von Neu-Südwales, in dieses Land, und seine glänzenden Berichte verschafften der jungen Colonie den Sieg. — Unbeirrt durch den wüstenartigen Charakter der dünnbewaldeten, sandigen und flachen Küstenstriche drang er in das Innere vor und erzählte nun seinen erstaunten Landsleuten von den herrlichen Gebirgszügen mit den weiten, grasreichen Ebenen, die er hier fand, von den wasserreichen Flüssen, die sich durch prächtige Urwälder schlängeln, von den humusreichen Feldern, die der Cultur weite Strecken zu blühenden Wohlstande bieten, von dem Geist der Romantik, der über dem Ganzen sich ausbreitet und in den wohlthuendsten Contrasten von Berg und Thal, Wald und Wiese, Wasser und Licht seinen Ausdruck findet. Australia felix nannte er zukunftverheißend das Land, und wie er geahnt, so erhob es sich so schnell zu Blüte und Ansehen, daß es bereits 1850 von Neu-Südwales sich trennte und unter dem Namen Viktoria mit eigener Verfassung zur selbstständigen Colonie erhob.

Mehr aber noch als die Fruchtbarkeit des Bodens, war es der

Goldreichthum, der die Bedeutung dieser Colonie begründete. Die Entdeckung dieses reichsten Goldquells der Erde erfolgte erst vor zwanzig Jahren. Schon im Jahre 1844 hatte der berühmte englische Geologe Sir Roderick Murchison aus einer Vergleichung der von ihm aus Neu-Südwales mitgebrachten Mineralien mit den von ihm selbst im Ural gesammelten den Schluß gezogen, daß ausgedehnte Goldfelder in Australien vorhanden sein müßten. Er hatte sogar am 5. November 1848 eine Eingabe an das Colonial-Ministerium gerichtet, worin er umständlich seine Gründe für das Vorkommen von Gold in Australien darlegte und auf die Nothwendigkeit von Vorkehrungen zu einem geordneten Betrieb hinwies. — Aber das aristokratische Ministerium würdigte diesen Rath der Wissenschaft nicht einmal einer Antwort, und in Australien selbst lachte man über die müßige Träumerei der Gelehrten, für die Keiner auch nur eine Hacke irgendwo einzusetzen sich bereit fand. Da kam das californische Goldfieber. — Ein gewisser Edward Hargreaves, der sich früher bei Bathurst in den blauen Bergen aufgehalten hatte, war nach Californien gezogen, und, vertraut mit den wissenschaftlichen Untersuchungen Murchison's, stellte er eine neue Vergleichung zwischen den Gesteinen der californischen Sierra Nevada und denen der ihm bekannten Berge an. Ein kurzer Ausflug in die Gegend von Bathurst, den er nach seiner Rückkehr nach Australien unternahm, genügte, um seine Erwartungen zu bestätigen. Er bot am 3. April 1851 seine Entdeckung für 500 Pfund Sterling der Regierung an, und diese ging diesmal darauf ein.

Es ist bekannt, welchen raschen Aufschwung die Ausbeutung dieses Goldlandes gewonnen. Schon im Jahre 1852 hatte der Goldgewinn den Werth von 180 Millionen Gulden erreicht und gegenwärtig beträgt die jährliche Goldausfuhr aus Viktoria durchschnittlich etwa 100 Millionen Gulden! — — —

Wind und Witterung erwiesen sich dem Klipper „Boston" überaus günstig. Am fünfundzwanzigsten Tage nach dem Auslaufen in Calcutta ging das seetüchtige Fahrzeug vor Sidney in Australien vor Anker. Zu Anfang 1848, wo der Earl of Dundonald und sein Neffe auf dieses von Mutter Natur so sehr begünstigte Land den Fuß setzten, war Sidney freilich noch nicht das große Emporium von Neu-Südwales, welches es heut zu Tage ist. Die Zahl der jährlich einlaufenden Schiffe beläuft sich gegenwärtig auf mehr als

tausend, während noch vor fünfzehn Jahren der Verkehr mit Europa blos durch ein Paar Dutzend Dreimaster unterhalten wurde.

Sidney erscheint, wenn man zur See anlangt, viel größer als es wirklich ist, weil die Stadt auf Hügeln liegt und ein amphitheatralisches Ansehen darbietet. — Sidney ist durch und durch Handelsstadt. Waarenhäuser nehmen überall die besten und schönsten Plätze sowohl im Hafen als auch in den größeren Straßen ein.

Sidney beginnt bereits eine Weltstellung einzunehmen. In Allem, was zur maritimen Größe gehört, ist diese Seestadt nahezu ohne ihres Gleichen. Langsam, in aller Stille, aber sicher, hat sie die stolze Stellung eines See-Arsenals errungen, nicht nur für die königliche und die Handelsmarine Großbritanniens, sondern auch für die jedes Landes und jeder Colonie, die mit der Südsee in merkantile Verbindung treten.

Zudem bietet der Hafen von Sidney nicht blos einen schönen Anblick; er ist auch von unvergleichlicher Vortrefflichkeit wegen seiner Bequemlichkeit, seiner Sicherheit und seiner See-Erleichterungen fast jeder Art.

Unsere Reisenden ließen sich vom Hafen nach dem ruhigeren Stadttheile Sidney's bringen, welcher den sonderbaren Namen Wuluwulu führt, in welchem die Gebäude meist villenartig gebaut und weit auseinanderliegend, von schönen Gärten umgeben sind. In dieser Vorstadt befindet sich auch ein großes, vortrefflich eingerichtetes Seebad.

Sir Edward fand an Sidney wenig Geschmack, und als ihm der Earl schon am zweiten Tage nach der Ankunft den Vorschlag machte, wieder aufzubrechen, stimmte er vom Herzen gerne zu.

Sir Baldwin wollte in Erfahrung gebracht haben, daß die Yacht, mit Lady Dundonald und Major Richardson an Bord, schon vor acht Tagen Sidney verlassen habe und die Papiere des Schiffes zur Fahrt nach Neu-Caledonien vidirt worden seien.

Damit sagte jedoch der Earl eine vorbedachte Lüge. Die in Rede stehende Yacht hatte allerdings vor kaum einer Woche in Sidney frische Mundvorräthe und Wasser eingenommen, war jedoch nicht nach Neu-Caledonien, sondern nach dem wohl fünfmal weiter entfernten Tahiti, diesem Paradiese der Südsee, abgesegelt.

Sir Edward, der in seines Oheims Worte nie einen Zweifel setzte und sich mehr denn je seiner Führung willenlos überließ, glaubte unbedingt, was ihm der Earl und der getreue Simson betreff der gedachten Yacht mittheilten. Das Einzige, was ihm nicht einging, war, daß sein Oheim so großen Werth darauf zu legen schien, die flüchtige Lady Dundonald und deren Verehrer einzuholen, während er doch herzlich froh war, des sittenlosen Weibes auf so bequeme Art entledigt worden zu sein. Indessen fügte er sich auch in dieser Beziehung unter des Earl Oberhoheit, überzeugt, daß der alte Herr in seiner bewährten Weisheit und Fürsorge gewiß nur sein Bestes dabei im Auge habe.

Uebrigens freute sich Sir Edward, die merkwürdige Inselwelt der Südsee nun näher kennen zu lernen und verließ frohen Muthes Sidney, das er nach kaum achtundvierzigstündigem Aufenthalte bei seinen Anschauungen und Anforderungen als ein schauderhaft langweiliges Krämernest gründlich satt bekommen hatte.

Fünfzehntes Capitel.

Der Kampf im Wasser.

Während Sir Edward auf dem Verdecke des „Boston" die Manöver des Auslaufens aus dem Hafen von Sidney überwachte, begab sich der Earl in seine Cajüte hinab und öffnete eine dreifach wohl versperrte Lade, welche seine geheimen Papiere barg. — Er nahm neuerdings jenen Brief mit dem Poststempel Hamburg, dessen wir schon früher gedachten, zur Hand, und verglich mit demselben einen Zettel, auf welchem eine Reihe erst in Sidney gesammelter Daten verzeichnet stand.

„Vortrefflich!" nickte er endlich befriedigt, „dieses deutsche Handelsschiff hält ja seine Fristen ein, wie ein Uhrwerk. Muß ein ganz ausgezeichneter und tüchtiger Mann sein, dieser Treskow. Die Gebrüder Schottenheim können sich wahrhaftig gratuliren zu einem solchen Capitän. — Ueber sieben Monate ist die „Bertha" unterwegs und erlitt noch nicht die mindeste Havarie! Teufel — diese verdammten Deutschen verstehen es beinahe so gut wie wir Engländer, Schiffe zu bauen und zu lenken; ich fürchte sehr, daß, ehe ein halbes Jahrhundert vergeht, dem stolzen Albion eine schwere, schwere Prüfung durch Deutschlands sichtlichen Aufschwung bereitet werden wird. Doch — lassen wir für heute die höhere Politik der Zukunft; mich brennt die Gegenwart auf die Finger, und so günstig wie jetzt, wird mir das Glück nicht sobald wieder lächeln. Also in Neu-Caledonien gedenkt, wie ich hier bestimmt erfuhr, Capitän Treskow netto zwei Monate zu verbleiben, um nach einer langen, für seine Rheder überaus gewinnreichen Fahrt, einige Reparaturen des wackeren

Dreimasters „Bertha“ zu bewerkstelligen, bevor er um das Cap herum die Heimreise antritt. — Wie ich auf dem Hafenamte zu Sidney ersah, befindet sich, wie ohnehin zu vermuthen stand, auch Robert Westenholz am Bord, für mich das wichtigste. — Also in Belzebub's Namen, frisch d'rauf und d'ran mit vollen Segeln! Ehe vierzehn Tage vergehen, kann, wenn das Wetter uns günstig bleibt, betreff Edward's mein Plan zur vollen Reife gediehen sein. — Dann will ich das süße Taubenpaar auf Tahiti aufsuchen und auch an ihm meines Amtes walten!“ —

Mit diesen von einem wahrhaft satanischen Blicke begleiteten Worten verschloß der Earl wieder die erwähnten Papiere in sein Pult und begab sich auf das Verdeck. Der Wind blies aus Nordwest und trieb den „Boston“ pfeilschnell durch die leicht gekräuselten Wellen. — Ehe eine Stunde verging, schien Sidney im Meere unterzutauchen. Schon am folgenden Tage kamen den „Boston“ die Lord Howe-Insel zur Rechten in Sicht und bald darauf auch die Insel Middleton znr Linken.

Sir Edward äußerte den lebhaften Wunsch, endlich zum ersten Male auf ein polynesisches Eiland den Fuß zu setzen. — Der Earl, der systematisch jedem Wunsche Edward's nachgab, wenn nicht seine geheimen Pläne dadurch wesentlich gefährdet wurden, beeilte sich, seine Zustimmung zu einem kurzen Aufenthalte auf Middleton zu geben, war er doch sicher, noch immer rechtzeitig auf Neu-Caledonien einzutreffen. — Diese Insel trägt bereits den der Natur Oceaniens ganz eigenthümlichen Charakter, und sowohl der Earl als auch Sir Edward, obwohl Beide ziemlich blasirt, was Naturschönheiten anbelangte, weilten dennoch mit Interesse auf dem kleinen aber reizenden Eilande.

Es gibt in der That wohl wenige Gegenden auf der Erde, welche ein so vortheilhaftes Klima wie die Südsee-Inseln haben. Da sie innerhalb der Wendekreise liegen, so ist das Klima zwar warm, aber nicht drückend; denn das hier vorherrschende Meer bewirkt die Abkühlung. Die mittlere Wärme beträgt 19—20 Grad Reaumur. Der höchste Wärmegrad wurde mit 25 und der niedrigste mit 12 Grad über Null beobachtet.

Es findet also hier nicht nur ein ewiger, sondern auch ein beständig kühler und angenehmer Sommer statt. Die unerträgliche

Hitze, unter welcher Afrika's Wüstengürtel, Peru's und Chili's Küstenstrecken leiden, ist hier unbekannt.

An Feuchtigkeit und Regen fehlt es im Allgemeinen nicht; der Sommer ist die Regenzeit. — Zur Beständigkeit des Climas der Südsee-Inseln trägt am meisten ihre Lage innerhalb des Gürtels der Passatwinde, welche stets aus Osten wehen, bei.

Dieses Clima ist ebenso angenehm als gesund. Auf den Südsee-Inseln weiß man nichts von den tödtenden Krankheiten Java's, Guinea's, nichts von Westindien's climatischen Fiebern. Man lebt in der frischen Seeluft wie auf einem Schiffe, aber ohne die eingeschlossene Luft des Schiffsraumes, ohne die übrigen Unannehmlichkeiten, wie Mangel an Bewegung, Mangel an frischem Gemüse und Wasser, welche eine Seereise begleiten.

Unter den den Südsee-Inseln eigenthümlichen Pflanzengattungen müssen wir vor Allem die Cocospalme nennen. Bald vereinzelt, bald in Gruppen stehen ihre schlanken, vierzig bis fünfzig Fuß hohen Säulen mit den reizenden grünen Blätterkronen in einfach erhabener königlicher Majestät da, reichen Segen um sich her verbreitend. Der Stamm, der bisweilen hundert Fuß hoch wird, und einen bis zwei Fuß im Durchmesser hat, schwimmt als stolzer Mast auf dem Meere oder dient zu Tragbalken und Latten für die Wohnungen des Menschen. Aus den hohen Palmstämmen fertigt man Wasserrinnen; aus den Wurzeln flicht man Wannen und Tragkörbe; das Netzgewebe an jeder Blattwurzel wird zu Kinderwiegen und Packleinwand verbraucht. Die Fasern der äußeren Rinde und der äußern Nußschale geben Stricke und Tauwerk. Der süße und schmackhafte Blattkopf der Cocospalme gibt den zarten Palmkohl, eine Delikatesse für jede Tafel. Die eigentliche Krone besteht aus einem Dutzend mächtiger Blätter. Jedes einzelne Blatt, zwei bis drei Fuß breit, zwölf bis vierzehn Fuß lang, gleicht einer großen Feder und macht man daraus Fächer, Hüte, Sonnenschirme, Dachdecken, Siebe, Körbchen, Flechtwerk und Papier, auf welchem man mit einem Griffel aus Bambus schreibt; man dreht ferner daraus Fackeln zum Leuchten, verbrennt sie zur Bereitung von Asche und trefflicher Seife. Die durchscheinenden jungen Blätter lassen sich statt Laternenglas verwenden und die starken Blattrippen dienen zu Fischreusen, Stöcken und Besen. Die Aeste stellt man bei Hochzeiten und anderen feierlichen Gelegenheiten zur Zierde und als Zeichen der Freundschaft und der Freude

vor die Thüre, und wenn man Vornehmen ein Geschenk bringt, so sind immer Zweige der Cocospalme dabei als Zeichen des Friedens und der Ehrerbietung. — Aus der Mitte des Blattkreises kommen drei bis vier Spannen lange Scheiden wie um die Kolben des türkischen Weizens; diese platzen und dann erhebt sich die traubenartige Rispe, oben mit gelblichen wohlriechenden Blüten, unten mit Früchten. Blüte und Frucht sind als Speise und Trank unschätzbar. Der unentfalteten Blüte zapft man durch Einschnitt den Saft ab, welchen man Palmwein nennt; frisch abgezogen ist er kühlend, labend und heilsam, nach kurzer Zeit gährt er und wird berauschend, später wird er sauer und gibt den besten Essig; durch Austräufelung und Abdampfung gewinnt man daraus den besten indischen Arak, durch Einkochen Zucker.

Die kopfgroßen, eirunden und dreikantigen Nüsse werden, wenn sie noch grün und unreif sind, zu den mannigfaltigsten Lieblingsspeisen verkocht. Die jungen Früchte füllen sich allmälig mit herbem, nachher süßem Wasser; das ist die labende Cocosmilch, die aber, zu viel genossen, zu kühlend ist und dann schadet. Bei der Reife setzt sich aus diesem Wasser ein zartes, bläulich-weißes, süßes und schmackhaftes Mark oder Mehl an, welches mittelst eines Löffels herausgenommen und roh gegessen oder mit Essig, Salz und Oel zu Salat gemacht wird. — Man kocht aus dem Mark auch Oel, welches man in die Speisen thut, oder womit man sich den Leib einschmiert. Der ausgepreßte Kern gibt noch das beste Viehfutter und düngt den Acker. Die harte Nußschale wird zu Stocknöpfen, Pfefferbüchsen, Näpfen und Bechern verarbeitet, oft schön geschnitzt, polirt und mit Silber eingefaßt. Die sehr zähe, braunrothe Faser der äußeren Nußschale gibt die feinsten und kostbarsten Teppiche und Flechtwerke. — Durch Dörren gewinnt man daraus eine Art Hanf, der zu Schnüren, Stricken und wegen seiner elastischen Beschaffenheit besonders zu Ankertauen gebraucht wird.

Am fruchtbarsten ist der Baum im salzigen Boden und am Meere; gewöhnlich erreicht er ein Alter von hundert Jahren. Wie wir sehen, gibt es kaum ein zweites Geschenk der Natur, welches dem Menschen so großen und vielfachen Nutzen trägt.

Die Gemeinschaftlichkeit der Vegetation und des Climas, welche wir auf allen Inseln der Südsee finden, ist in dem Wesen der Urbewohner vollständig wiedergespiegelt. — Gemeinschaftliche Sprache,

gemeinschaftliche Gebräuche und Lebensweise, übereinstimmende Gesichtszüge und die übrige Körperbeschaffenheit vereinen alle Bewohner der Südsee von Neuseeland bis zu den Sandwichs-Inseln zu einer Race. Der Bewohner der Sandwichs-Inseln versteht nicht nur den von Tahiti, sondern selbst den Maori von Neu-Seeland, und es sind nur Dialekte derselben Grundsprache, welche auf diesen Inseln gesprochen werden.

Die Bewohner der Südsee sind eine schöne und wohlgebildete Menschenrace, welche weniger von der europäischen und indischen abweicht, als die übrigen Racen. Ihre Hautfarbe ist keineswegs schwarz, sondern nur gelblich oder bräunlich; das Haar ist nicht kraus wie bei den Negern, sondern glatt oder lockig; die Augen sind groß und nicht schräge oder klein, wie bei der mongolischen Race.

Was die Religion der Südsee-Insulaner anbelangt, so weisen die religiösen Vorstellungen, Gebräuche, Opfer und politisch-religiösen Gesellschaften der Oceaner unzweifelhaft auf Hinterindien, China und Japan hin. Göttlich ist ihnen das Geistige als solches. In das Irdische läßt sich das Göttliche herab, es beseelend, durchdringend, es zur Extase in Begeisterung und Gesang erhebend. Alles vom Geiste Besessene ist Tabu, ist dem gemeinen Gebrauche entzogen; seine Berührung heiligt. Tabu ist das Haupt des Menschen; selbst die Gebeine der Verstorbenen bleiben Eigenthum der Seelen und sind für die Zurückgebliebenen ein Tabu. Heilig ist auch die Person des Fürsten und des Priesters. Die Seele des Verstorbenen bleibt in die Erde gebannt, bis sühnende Opfer sie erlöst haben. Dann wird sie von den Göttern verspeiset, und so in eine höhere Natur umgewandelt, zum Aufenthalt der Seligen erhoben. Von dort aus unterhalten die Hingeschiedenen einen Rapport mit den Lebenden, steigen in die Priester nieder und geben im Zustande der Extase, worin sie diese versetzen, durch den Laut ihrer Stimmen die Identität ihrer Personen zu erkennen. Wer das Tabu verletzt, muß sterben. Die Unkenntniß dieses Gebrauches zog schon manchem Europäer, wahrscheinlich auch dem Capitän Cook, den Tod zu.

Die Menschenopfer waren auf allen Inseln der Südsee verbreitet und trugen nicht wenig zur Entvölkerung derselben bei. — Den Tyrannen boten sie eine willkommene Gelegenheit, um eine politische Gegenpartei völlig zu vernichten.

Die Todten werden stark mit Cocosöl eingerieben und, in viele

Zeuge gehüllt, an die offene Luft auf Gerüste gelegt, wodurch sie eine Art Mumien werden. Ueber die ganze Südsee verbreitet ist auch die Sitte, sich durch Reiben der Nasenspitzen zu begrüßen.

Die Lage der Südsee-Inseln macht die Bewohner zu geborenen Seeleuten. Es ist deshalb kein Wunder, daß sie vortreffliche Schwimmer sind; Männer, Weiber und Kinder vermögen unglaublich weite Strecken im Wasser zurückzulegen, ohne zu ermüden, nnd sie benehmen sich in diesem Elemente wie wahre Amphibien. — — —

Gegen Ende Februar 1848 bekam der Klipper „Boston" die zuckerhutförmigen Gipfel der Neu-Caledonien der Länge nach durchziehenden Gebirgskette, deren mittlere Höhe über 3000 Fuß beträgt, in Sicht. Dieses Neu-Caledonien der Südsee ist nicht zu verwechseln mit dem gleichnamigen Gebiete der Hudson's-Bai-Compagnie in Nordamerika. — Es ist eine gegen 325 Quadrat-Meilen große, 50 Meilen lange und nur 10—15 Meilen breite Insel vulkanischen Ursprungs. Die Einwohner, etwa 50.000, sind Papuas und huldigen fast noch durchgehends der Menschenfresserei. Die Missionäre haben bei diesen Wilden noch gar keinen Eingang finden können, und wird Neu-Caledonien erst dann der Civilisation wirklich erschlossen sein, wenn eine größere Einwanderung der weißen Race auch hier den braunen Menschen dereinst verdrängt haben wird.

Vorläufig bietet Neu-Caledonien nur Gelegenheit zu einem vortheilhaften Tauschhandel mit den Wilden, welche, seit sie die Bekanntschaft des weißen Mannes gemacht, es sehr zuträglich finden, bei ihren cannibalischen Festen der Verdauung der Menschenbraten mit Rum und Branntwein nachzuhelfen. — Um das heißbegehrte „Feuerwasser" zu erlangen, sind sie sogar im Stande, eine friedliche und freundliche Seite bei Ankunft eines Schiffes herauszukehren, wie überhaupt die Fähigkeit, zu heucheln, einen Grundzug in dem Charakter dieser Wilden ausmacht. Wehe aber der Bemannung, wenn sie sich durch die anscheinende Unterwürfigkeit und Friedfertigkeit der Cannibalen täuschen läßt und nicht namentlich vor nächtlichen Ueberfällen auf steter Hut ist.

Schon manches europäische Schiff hat eine solche Nachlässigkeit schwer gebüßt. — Der Earl beschloß daher, die größtmögliche Vorsicht im Verkehre mit dem Lande zu gebrauchen. Er ertheilte deshalb der Bemannnug des Boston die gemessensten Weisungen; die Hälfte der Matrosen blieb auch bei Nacht in Bereitschaft. —

Seite 271

VI.

A. Storch. Zu Wasser und zu Land.



Die grauenvolle Nacht ging unter Blitz und Donner zu Ende.

Vor Allem lag ihm aber daran, den Hamburger Dreimaster der Gebrüder Schottenheim, welcher hier vor Anker liegen mußte, um seinen Tauschhandel durchzuführen, ausfindig zu machen. Er ließ daher den „Boston“ längs der ganzen südlichen Küste von Neu-Caledonien lawiren, seinen Neffen, der den eigentlichen Zweck dieses Manövers natürlich nicht kannte, mit der Ausflucht abspeisend, daß es ihn eben interessire, das ganze Gestade dieses merkwürdigen Eilandes kennen zu lernen, und man dabei gewiß auch auf die Yacht mit Lady Dundonald und Major Richardson stoßen werde.

„Es ist,“ schloß der Earl salbungsvoll, „es ist nachgerade Zeit, daß wir uns um diese Leutchen etwas bekümmern und sie aus ihrer allzugroßen Ruhe und Sicherheit aufschrecken. Der schlaue Richardson erlangt sonst über die alberne Mary mehr Gewalt, als uns, wollte eigentlich sagen Dir, ob ihrer Millionen lieb sein kann. Wie wir aus einigen ihrer in Calcutta aufgefangenen Briefe ersahen, hält sie nur ihr Ehrgeiz ab, die Ehe mit Dir förmlich zu lösen. Es schmeichelt ihr, die Gemalin eines Lord zu sein, welchem zudem nach meinem Ableben eine der höchsten Würden des britischen Reiches als Erbe zufällt. Major Richardson ist dagegen ein blutarmer Schlucker und geht offenbar darauf aus, das schwachsinnige Weib vollends zu bethören und es zum Ehebund mit ihm zu bestimmen. Damit ihm jedoch eben dies nicht gelinge, müssen wir, von Zeit zu Zeit wenigstens, wie ein Deus ex machina auftreten und der Lady „Liederlich“ unsere Autorität etwas fühlen lassen.“

Sir Edward, der, wie wir schon angedeutet haben, in seinen zu Stephenson-House gefaßten Besserungs-Vorsätzen schon längst, Dank den Bemühungen seines Mephisto, bedeutend wankend geworden war, erwiderte nichts, aber nachdem in ihm der Wunsch die vielen Millionen seiner Frau nicht fahren zu lassen, wieder rege geworden war, leuchteten ihm die vom Earl vorgebrachten Gründe vollständig ein.

Von einer Yacht ließ sich jedoch nirgends etwas sehen, wohl entdeckte man aber am dritten Tage der Küstenfahrt einen großen Dreimaster, der in einer Bucht vor Anker lag. — Es war die vom Capitän Treskow befehligte „Bertha“ aus Hamburg.

Zu Sir Edward's Erstaunen ließ der Earl nicht in derselben Bucht beilegen, sondern außerhalb einer Insel, welche den

Zugang zu dieser Bucht wie ein Hafendamm deckte. Sir Baldwin wußte diese Verfügung auf mehrfach plausible Weise zu motiviren. Erstens wollte er nicht ohne Umstände einem Schiffe nahen, das möglicherweise schlimme Dinge im Schilde führe, vielleicht gar nur ein maskirter Seeräuber sei, zweitens bezeichnete es der Earl als zwecklos, mit dem Dreimaster noch heute Abends in Verkehr zu treten, selbst wenn derselbe wirklich ein Kauffahrer war. — Am andern Morgen, schloß der Earl, wolle er ein Boot mit Simson nach dem fremden Schiffe absenden und inzwischen den „Boston" für alle Fälle segelfertig halten, denn Vorsicht thue in diesen Gewässern vor Allem Noth.

Mit Tagesanbruch stieß wirklich eine, mit vier Matrosen bemannte Jolle mit Master Simson als Parlamentär von dem Klipper ab, um den Dreimaster näher auszukundschaften. So lautete der offizielle Theil der dem Kammerdiener übertragenen Mission, welche eigentlich einem der Offiziere des „Boston" zustand. — Sir Baldwin hatte aber seine besonderen Gründe, gerade Simson zu entsenden.

Capitän Treskow empfing den Sendboten mit Höflichkeit und Freude, denn an solch' wildem Gestade, wie jenes von Neu-Caledonien, welches so selten von einem europäischen oder amerikanischen Schiffe besucht wird, flammt der dem Menschen so tief angeborene Geselligkeitstrieb bei dem Anblicke neuer Mitgenossen unwillkürlich rasch und mächtig empor.

Simson leitete nach den üblichen Begrüßungen die eigentliche Unterredung mit der Frage ein, ob der „Bertha" keine englische Segel-Yacht, mit diesen und jenen besonderen Merkzeichen, in der Nähe von Neu-Caledonien zu Gesicht gekommen sei.

Der Capitän erinnerte sich sogleich, ein derartiges Schiff in Sidney getroffen zu haben, dasselbe habe aber, wie er bestimmt wisse, Tahiti als sein nächstes Ziel im Auge gehabt.

Simson, der dies so gut wußte, wie der ehrliche Treskow, that sehr erstaunt, wie man dem Earl auf dem Hafenamte in Sidney eine so grundfalsche Auskunft geben konnte, und lud nun die Offiziere des Dreimasters zu einem Gegenbesuche auf dem „Boston", welcher von der „Bertha" noch gar nicht bemerkt worden war, weil er, wie schon erwähnt, jenseits der von der Bai befindlichen Insel vor Anker lag.

Treskow, für den Augenblick durch Geschäfte verhindert, sagte für den nächsten Tag zu, und da eben einige Häuptlinge auf schwer beladenen Kanoes sich nahten, um einen schon seit mehreren Tagen angebahnten, aber noch nicht abgeschlossenen Tauschhandel endlich in's Reine zu bringen, beauftragte er seinen ersten Lieutenant, dem Gaste die Honneurs zu machen und zu einem Frühstücke in die Cajüte hinabzuführen.

Der nichtswürdige Simson sah sich vom Glücke begünstigt. Jene Unterredung unter vier Augen, die er nur auf Umwegen und vielleicht erst in ein paar Tagen zu erreichen hoffen durfte, ward nunmehr auf der Stelle durch einen Zufall herbeigeführt.

Der Premier-Lieutenant, ein schöner blonder Jüngling von riesigem Wuchse und wahrhaft martialischem Wesen suchte sich der ihm vom Capitän übertragenen Aufgabe auf das Beste zu entledigen, galt es doch, einem Engländer auf den Brettern eines deutschen Schiffes Achtung vor deutscher Gastfreundschaft und Sitte einzuflößen.

Der Schiffskoch leistete sein Möglichstes, und auch die Weine, welche auf den Tisch kamen, waren tadellos. Simson hatte sich, um sich ein größeres Air zu geben, nicht als der simple Kammerdiener, sondern als der Privatsekretär Seiner Herrlichkeit, des Lord Sir Edward of Dundonald eingeführt.

Die Unterhaltung zwischen dem Premier-Lieutenant und Simson gestaltete sich gar bald sehr lebhaft.

Endlich erlaubte sich Letzterer, um den Namen und Geburtsort seines freundlichen Wirthes zu fragen.

„Robert Westenholz aus Helgoland," erwiderte der Premier-Lieutenant.

„Ei, da sind Sie ja ein Engländer!" rief Simson und, sich etwas angeheitert stellend, trillerte er das Good save the King.

„Mit nichten!" lehnte der junge Mann ganz entschieden ab, „die Helgoländer sind und bleiben Deutsche, wenn auch das britische Banner auf unserer rothen Klippe weht."

„Bin auch schon auf Helgoland gewesen und ihr Name, beim Kukuk, Ihr Name kommt mir sehr, sehr bekannt vor," sagte Simson und rieb sich die Stirne.

„Wenn Sie auf Helgoland gewesen sind," entgegnete Robert gelassen, „so ist dies sehr möglich; die Familie Westenholz

zählte von jeher zu den geachtetsten des Eilandes und jedes Kind kennt dort unseren Namen."

„Besitzen Sie noch zahlreiche Verwandte in der Heimat?" forschte Simson mit verstellter Neugierde weiter.

„Nur eine Schwester mehr," antwortete Robert betrübt, und indem sich seine schönen blauen Augen feuchteten, setzte er bei, „wie ich zu Rio-Janeiro erfuhr, wohin wir von New-Orleans aus gesegelt waren, starb meine edle gute Mutter, kurz nachdem ich sie auf Helgoland verlassen hatte. Meine Schwester scheint von der rothen Klippe fortgezogen zu sein; weiß Gott, ob nicht auch ihr ein Unglück begegnet ist. Zehn Briefe habe ich an die gute Amalie geschrieben, und auf keinen einzigen empfing ich Antwort. Selbst unserer Mutter Tod erfuhr ich nur durch die Güte unserer Nachbarin, einer gewissen Frau Rottenbaum."

„Rottenbaum!" rief Simson, den höchst Erstaunten spielend. „Rottenbaum? Besitzt diese Frau nicht ein kleines Töchterchen Namens Else?" —

„Ich glaube, daß es so heißt," entgegnete Robert, von großem Erstaunen ergriffen, „es ist ein wunderliebes gescheidtes Kind von etwa zehn Jahren, aber ein wahrer Kobold!"

„Kein Zweifel! Sonderbar!" sprach Simson absichtlich laut vor sich hin und schloß mit mehreren von Kopfschütteln begleiteten „hm! hm!" —

„Ihr Benehmen, Master Simson," bemerkte Robert stutzend, „ist etwas auffällig; was soll es mit Frau Rottenbaum und deren Töchterchen?".

„Je nun, diese Beiden haben meinem etwas schwachen Gedächtnisse in's richtige Geleise verholfen —"

„Erklären Sie sich deutlicher —"

„Jetzt erinnere ich mich auch Ihrer Schwester sehr gut. — Zart gebaut und dennoch von üppigen Formen, wundervolles Blond, sanfte, überaus einnehmende Züge, kleine, etwas gebogene Nase, herrliche Zähne wie Perlen, und vor Allem ein Auge, ein Auge, wie ich noch kein zweites gesehen, von solchem Feuer und doch so sanft, so überaus bezaubernd."

„Bei Gott, Sie schildern meine Schwester, wie sie ist und, mit Stolz darf ich's sagen — Sie geben der Wahrheit nur volle Ehre."

„Ach, wer vermöchte dies herrliche Mädchen je zu vergessen?“ murmelte Simson wie im Selbstgespräche vor sich hin, „auch mein Gebieter, Sir Edward, wird wohl noch mit Vergnügen der seligen Stunden gedenken, die er an Amalien's Seite genoß.“

„Herr!“ fuhr Robert auf und faßte den Kammerdiener an der Schulter, „was sollen Ihre letzten Worte bedeuten?“ —

„Lassen Sie mich los!“ schrie Simson vor Schmerz laut auf, denn der Riese hielt ihn krampfhaft fest. „Was kann denn ich dafür, daß Ihre Schwester an dem schmucken jungen Lord besseren Gefallen fand, als an jenem melancholischem Heulmaier, der, glaube ich, unter dem Namen der schwarze Fritz bekannt ist.“

„Theilen Sie mir die volle Wahrheit mit oder — beim Grabe meiner Mutter — ich erwürge Sie hier auf der Stelle!“ schnaubte der junge Westenholz.

„Nun, mein Gott,“ betheuerte Simson weinerlichen Tones und rieb sich die arg gequetschte Achsel, „da ist nicht viel zu erzählen. Die Bekanntschaft meines Herrn mit Ihrer Schwester, Sir Westenholz, verlief eben, wie solche Affairen zu verlaufen pflegen, wenn Rang und Geburt der beiden Liebenden denn doch gar zu himmelweit verschieden sind. — Die thörichten Mädchen! Ein Heiratsversprechen verrückt ihr Gehirn vollständig und läßt sie am Ende sogar ihrer Ehre und aller möglichen Folgen eines Fehltrittes vergessen!“

Robert wurde todtenblaß und er, der seelenstarke Mann, der Riese an Geist und Leib, taumelte drei Schritte zurück. — Die Stimme versagte ihm, die Muskeln seines Gesichtes arbeiteten convulsivisch und ein heftiges Zittern befiel endlich seinen ganzen Körper. — Ein Paar Minuten verstrichen, bevor der junge Mann die wenigen Worte zu hauchen vermochte:

„Und Amalie, dieses Wesen, das ich für reiner hielt, als alle Engel im Himmel, sie, sie hat ihrer Ehre vergessen? Sprechen Sie, sprechen Sie, mein Wort, Ihnen soll kein Leid geschehen, wenn Sie Alles bekennen!“ —

„Werden Sie aber auch Niemandem entdecken, daß ich Ihnen von der Schande Ihrer Schwester Nachricht gab?“ antwortete Simson zögernd.

„Die Gurgel soll mir abgeschnitten, die Zunge ausgerissen und mein Herz aus dem Leibe geschnitten werden,“ rief Robert mit

düsterem Ernste, „wenn ich Sie je auch nur mit einer Silbe, mit einer Miene verrathe.“

Simson schien beruhigt. Der elende Zwischenträger theilte nun Robert Alles mit, was er von Sir Edward's Liebschaft mit der Lootsentochter wußte. — Der schändliche Bursche erlaubte sich dabei noch verschiedene Ausschmückungen und Zusätze, um Robert's Entrüstung bis zum Aeußersten zu steigern. — So log er zum Beispiel ganz frech dazu, daß Sir Edward sich bis auf den heutigen Tag über die Leichtgläubigkeit der Verführten lustig mache und nie daran gedacht habe, das herbe Schicksal Amalien's und deren Kindes wenigstens einigermaßen zu lindern. Schließlich ließ der abgefeimte Spitzbube die Absicht durchschimmern, daß er gar nicht abgeneigt wäre, unter der Hand zur Züchtigung seines Gebieters Mittel und Wege zu schaffen, unter dem Vorgeben, daß er von Sir Edward erst vor Kurzem tödtlich beleidigt worden sei.

Robert griff diese Andeutungen begierig auf. — Er ergriff Simson's Hand und sagte:

„Ich bin kein reicher Mann, aber ein Paar hundert Pfunde stehen immerhin zu meiner Verfügung. Betrachten Sie selbst mein Hemde als Ihr Eigenthum, wenn Sie den nichtswürdigen Ehrenräuber in meine Hände liefern. Ich muß mit ihm abrechnen, furchtbar abrechnen!“

„Nicht einen Penny nehme ich von Ihnen,“ entgegnete Simson mit aller Entschiedenheit, „aber es soll mich immerhin freuen, wenn Sie so gefällig sind, in Ihre Abrechnung mit Sir Edward auch die mir von ihm angethane Unbill einzubeziehen. — Uebrigens thaten Sie wohl daran, sich wegen der Möglichkeit, Sir Edward an den Leib zu gehen, früher mit mir zu besprechen. — Weder an Bord des „Boston“ noch der „Bertha,“ wäre Gelegenheit dazu. — Finden Sie sich jedoch morgen mit Tagesanbruch in der zwei Seemeilen von hier entfernten, nach Sonnenaufgang zu gelegenen Bucht dieser Insel ein und Sie sollen, mein Wort darauf, durch keine menschliche Seele in Ihrer Unterhaltung mit Sir Edward gestört werden.“

„Ich kenne jene Bucht,“ erwiederte Robert mit dem Kopfe nickend; „während der zwölf Tage, als wir hier vor Anker liegen, habe ich über die ganze Umgegend auf Wunsch unseres Capitäns

eine genaue Seekarte aufgenommen. Ich werde gewiß zur rechten Zeit am Platze sein."

Simson traf jetzt Anstalten zum Aufbruche und Robert hielt ihn nicht zurück. — Der Kammerdiener begab sich auf's Verdeck hinauf.

Capitän Treskow versicherte Master Simson, daß er am nächsten Vormittage gewiß zum Frühstücke auf dem „Boston" eintreffen werde und dann für vier Uhr Nachmittags zum Diner auf der „Bertha" des Gegenbesuches der hohen Herrschaften gewärtig sei.

Der Earl schien mit dem ihm von Simson im Geheimen erstatteten Berichte sehr zufrieden zu sein. — Gegen neun Uhr Abends, als auf dem Hinterdecke des „Boston" das Souper servirt wurde, brachte Sir Baldwin wie zufällig das Gespräch auf Jagd und Fischerei, dabei die Frage aufwerfend, wie es in dieser Gegend wohl mit beiden Dingen beschaffen sein möge.

Simson bat ehrerbietig um die Erlaubniß, in dieser Beziehung berichten zu dürfen, was er über den animalischen Reichthum dieser Gegend am Bord des deutschen Kauffahrers in Erfahrung gebracht habe.

Sir Edward, sowohl der Jagd, als auch der Fischerei leidenschaftlich ergeben, forderte seinen Kammerdiener auf, umständlich mitzutheilen, was er über dieses für ihn so interessante Thema wohl vorzubringen wisse.

Simson erzählte, daß in jener Bucht, deren, wie wir wissen schon in seiner Unterredung mit Robert Erwähnung geschehen war, eine ganz eigenthümliche Gattung höchst schmackhafter Salme in großen Mengen vorhanden sei, und daß die dichten Waldungen am Ufer zahllose Schaaren von Vögeln beherbergten, welche dem europäischen Repphuhne ganz ähnlich wären. — „Die Salme und diese Vögel," schloß der Reporter mit wichtigthuerischer Miene, „sind jedoch nur mit Tagesanbruch eine leichte Beute. Wie die Sonne höher steigt, verschwinden die Fische in den Untiefen und die Hühner ziehen sich in das unzugängliche Dickicht zurück."

„Das thut nichts," rief Sir Edward in Eifer gerathend, „das thut wahrlich nichts. — Simson — verständige die Schiffswache, auf daß ich um vier Uhr Morgens geweckt werde. — Ein Jolle

mit vier Rudern soll für diese Stunde in Bereitschaft gehalten werden."

„Ich bin mit von der Partie," bemerkte der Earl, „lasse auch mich wecken, Simson. Goddam! Wir wollen auch unseren Beitrag für Master Treskow's Diner liefern."

Die beiden Herrlichkeiten gingen bald zu Bette, um noch fünf bis sechs Stündchen der Nachtruhe zu widmen. — Sir Edward, vom Jagdfieber gepackt, wachte von selbst auf, bevor noch die vierte Morgenstunde schlug. Da er von der bewußten Bucht directe nach der „Bertha" sich zu verfügen gedachte, so kleidete er sich in seine Offiziers-Uniform statt des bequemen Reiseanzuges, welchen er sonst zu tragen pflegte. — Sodann begab er sich in die Cajüte seines Oheims, welchen er aber von einer heftigen Kolik befallen antraf.

Sir Edward wollte, gutmüthig wie er war, auf das bevorstehende Vergnügen verzichten, um dem alten Herrn Gesellschaft zu leisten. — Der Earl nahm dies jedoch nicht an.

„Nein, nein, mein lieber Edward," lehnte er das freundliche Anerbieten mit aller Bestimmtheit ab, „um keinen Preis nehme ich von Dir dieses Opfer an. Mein Unwohlsein wird sich in einer Stunde vollständig gegeben haben. Schon gerathe ich wieder in angenehme Transpiration. Du fährst auf der Stelle ab, um ja nicht die günstige Morgenstunde zu versäumen, sendest aber die Jolle sogleich zurück, um mich abzuholen. Soll mich freuen, wenn ich bei meinem Eintreffen in der Bucht Dich bereits für Deine Erfolge beloben kann. Also geh', geh' mein theurer Junge — Gott beschütze Dich — vergiß ja nicht, die Jolle sogleich hierher zu schicken; ich würde nur ungerne vier andere Matrosen vom Dienste abziehen, denn, wie Du weißt, hat unsere Mannschaft alle Hände vollauf zu thun, um das etwas derangirte Takelwerk schön in Ordnung zu bringen. Wir wollen dem deutschen Capitän nichts zu bekritteln geben. — Also nochmals, mein guter Edward, spute Dich, lebe wohl!" —

Der junge Lord ließ sich nicht länger bitten und eilte, vor Begierde brennend, nach Monaten wieder einmal die Netze auszuwerfen und seine Flinte abzubrennen, nach der Jolle, deren Steuerruder er führte.

Noch vor sechs Uhr Morgens kehrte die Jolle mit den vier Matrosen nach dem „Boston" zurück. — Sir Baldwin stand

schon bereit. Er war mit einer Jagdflinte ausgerüstet. Simson begleitete ihn.

Der Earl und Simson wechselten während der Fahrt wiederholt sehr bedeutungsvolle Blicke, ohne jedoch ein Wort zu sprechen. Sir Baldwin, der das Steuer führte und deshalb die Aussicht nach vorwärts hatte, blickte starr und unwillkürlich in eine große innere Aufregung gerathend, nach dem sich rasch nähernden Ziele seiner Fahrt.

Die Einfahrt in die mehrgedachte Bucht war durch einen Korallenriff maskirt und das Boot mußte in zwei scharfen Winkeln zwischen den Felszacken gewendet werden, bevor man einen vollständigen Ueberblick über die Bucht selbst gewinnen konnte.

„Ein umgekipptes Boot!“ rief der Earl mit halb zitternder Stimme aus und deutete mit der linken Hand, während die Rechte krampfhaft den Hebel des Steuerruders preßte, nach dem nahen Ufer. Simson, der dem Earl angesichts saß, fuhr unwillkürlich zusammen und blickte sich rasch um.

Sir Baldwin hatte recht gesehen. Auf den leicht gekräuselten Wellen schaukelte ein sehr kleines Boot und auch ein Ruder schwamm ganz in der Nähe umher. Das Boot war mit dem Namen „Bertha“ markirt, gehörte also dem deutschen Kauffahrer an.

„Hier ist ein Unglück geschehen!“ sprach der Earl etwas unsicheren Tones und warf einen langen Blick Simson zu. Rasch wurde gelandet, und von dem Earl sowie dem Kammerdiener der Saum des Ufers untersucht, während die Jolle in der Bucht nach allen Richtungen kreuzte, um die etwaigen Leichen der Ertrunkenen aufzufinden.

Bei einer kleinen Lichtung, welche durch das dichte Gebüsche nach dem Innern der Insel führte, blieben Sir Baldwin und sein schändlicher Helfershelfer stehen, um mehrere in dem Boden deutlich sichtbare Fußspuren genauer zu untersuchen.

„Beim Teufel!“ schrie Sir Baldwin, nachdem seine Beobachtungen kaum zehn Sekunden gedauert hatten, entsetzt und rannte aus Leibeskräften nach dem Ufer zu, „schnell, schnell, in die Jolle oder wir sind verloren!“

Simson begriff, was die Worte des Earl bedeuten sollten, und auch er begann nun aus Leibeskräften den vier Matrosen zuzurufen,

welche rasch an's Ufer ruderten und die beiden zu Tod Erschreckten in die Jolle aufnahmen. — — —

Wir wollen nun nachsehen, was sich in der Zwischenzeit zugetragen hatte.

Als Sir Edward in die Bucht einfuhr, gewahrte er ein kleines halb an den Strand gezogenes Boot, in welchem ein einziges Ruder lag.

„Bravo!" dachte der junge Lord, „ich werde also in Gesellschaft fischen und jagen."

Sir Edward sprang an's Land und seine Jolle mit den vier Ruderern machte allsogleich Kehrt, um nach dem „Boston" zurückzugelangen.

Die Neugierde, zu erfahren, wer wohl der Mann sei, der sich hier zu so früher Morgenstunde einfand, um hier auf die von Simson gerühmten Hühner zu pürschen, überwog seine eigene Jagd- und Fischlust und er beschloß, nachdem er die mitgebrachten Netze rasch ausgeworfen und seine lange Vogelflinte mit Dunst geladen, hinter dem Gehölze nach dem Fremden zu suchen. Ist es doch ein ganz eigenthümlich und wohlthuend anheimelndes Gefühl, auf solch' einer wilden Insel, die vielleicht noch nie der Fuß eines weißen Mannes betreten hatte, einem gebildeten menschlichen Wesen zu begegnen. Wie schnell und leicht wird dabei die Verständigung! Wenige Stunden flüchtiger Bekanntschaft genügen, selbst den verschlossensten Menschen durch das gemeinsame Gefühl der Vereinsamung mittheilsam zu machen und ihm Freundschaft und Geselligkeit als eine der schönsten, erhabensten Güter des Lebens erscheinen zu lassen.

Sir Edward's Neugierde sollte früher befriedigt werden, als er es erwartete. — Eben im Begriffe, sich einen Weg in das Gehölze zu bahnen, trat aus diesem ein großer junger Mann heraus an das Ufer. — Sir Edward ward etwas durch den großen Ernst, der sich in Miene und Haltung des Fremden abspiegelte, frappirt; der herzliche und scherzhafte Morgengruß, womit er die Begegnung einleiten wollte, erstarb unwillkürlich auf seiner Zunge; er begnügte sich, nach dem Beispiele des Fremden, blos mit der rechten Hand flüchtig nach Seemanns Gebrauch zu salutiren.

„Sind Sie Sir Edward, der künftige Earl of Dundonald?" begann der Fremde beinahe barschen Tones und seine Blicke schienen den Gefragten zu verschlingen.

„Ich bin es!“ entgegnete der junge Lord kurz, und etwas aufgebracht, setzte er bei: „Und wer sind Sie, mein Herr?“

„Mein Name ist — Robert Westenholz!“ lautete die Entgegnung.

Sir Edward fuhr zusammen, und bis in den Mund erblassend trat er einen Schritt zurück. — Auf diese Begegnung war er nicht gefaßt. In seinem bodenlosen Leichtsinne hatte er seit den vielen Monaten, als er Helgoland verlassen, gar nicht mehr daran gedacht, daß Amalie einen Bruder besaß. Zudem hatte ihm sein Oheim bisher wohlweislich verschwiegen, daß der junge Westenholz auf dem Dreimaster „Bertha“ diente, und um Sir Edward vollends in Blindheit zu belassen, hatte Simson vorgegeben, daß ihm der Name des in der andern Bucht ankernden deutschen Schiffes entfallen sei.

„Ihr Benehmen, Sir Edward Dundonald,“ fuhr der Riese mit fürchterlich dräuendem Blick und lauter Stimme fort, „Ihr Benehmen ist mir hinlänglich Bürge, daß ich den rechten Mann, oder besser gesagt, den elenden Verführer meiner armen Schwester vor mir sehe. — Wir wollen sogleich miteinander abrechnen. Machen Sie sich zum Sterben bereit, Sir Dundonald! Fünf Minuten und nicht mehr gönne ich Ihnen, um sich auf das Jenseits vorzubereiten.“

„Ich bin bereit, Ihnen Genugthuung zu geben, Master Robert!“ sagte Sir Edward, der sich von seiner Ueberraschung etwas erholt hatte, „ich bekenne, daß ich an Ihrer Schwester unedel gehandelt habe; Sie sind der Beleidigte; die Wahl der Waffen steht Ihnen frei! Ich sehe zwei Pistolen in Ihrem Gurte; wenn es Ihnen beliebt, unseren Gang auf Kugeln zu machen, soll der Zweikampf sogleich stattfinden!“ —

Der Riese brach in ein unheimliches heiseres Lachen aus. Endlich schnaubte er wuthentbrannt:

„Ich schlage mich mit keinem Schufte gleich Dir. Einen Elenden, wie Dich, züchtigt man und tödtet ihn dann!“ —

Auf diese Worte sogleich die That folgen lassend, versetzte Robert dem Sir Edward mit der flachen Hand zwei weithin schallende Schläge auf die Wangen mit solcher Kraft, daß der Beschimpfte zu Boden taumelte und Blutstropfen auf seine Lippen traten. — Der Riese riß den jungen Lord, in dessen Hals er seine Finger mit

Löwenkraft eingekrallt hatte, empor, und seinem Racheburste völlig zur Beute geworden, zischte er durch die krampfhaft geschlossenen Zähne:

„Hund, nichtswürdiger! Dein Röcheln soll Musik in meinen Ohren sein.“

Sir Edward fühlte seine Kehle immer enger zugeschnürt, das Athmen war ihm zur Unmöglichkeit geworden. In wenigen Sekunden mußte er ersticken. Die Verzweiflung lieh ihm Riesenkräfte. Mit beiden Händen packte er die rechte Faust seines Würgers; es gelang ihm, diese Faust von seinem Nacken loszureißen, vor seinen Mund zu bringen und ihr mit den Vorderzähnen einen Biß zu versetzen.

„Verdammt!“ schrie Robert, unwillkürlich vom Schmerze übermannt, und ließ auf einen Moment sein Opfer los.

Sir Edward stürzte nach der kleinen Barke, ergriff das Ruder und stieß ab. — Er hielt sich für gerettet. Aber Robert war nicht gewillt, seine Beute fahren zu lassen, obwohl von seiner verwundeten Hand, an welcher eine Ader durchbissen war, das Blut herabrieselte. Mit einem Satze stand er im Wasser bis an die Brust, faßte das Boot, und trotzdem Sir Edward aus Leibeskräften mit dem Ruder nach ihm schlug, ließ er nicht los, bis endlich das Schifflein umkippte und sein Feind in's Wasser stürzte.

„Gilt mir gleich!“ jubelte der Riese, auf Sir Edward losstürzend, „ertränkt oder erwürgt! Sterben mußt Du!“

Sir Edward war jedoch ein vortrefflicher Schwimmer, und es begann nun eine Wettpartie auf Leben und Tod in des Wortes ernstester Bedeutung. — Das schließliche Resultat konnte jedoch nicht zweifelhaft sein. War der Engländer auch spezifisch leichter und vielleicht auch gewandter als der grobknochige Riese, so besaß Letzterer doch eine ungleich größere Kraft und Ausdauer und trug zudem eine leichtere Kleidung, die ihn im Schwimmen weit weniger behinderte, als die Halbgalla-Uniform, welche der junge Lord angezogen hatte, um beim bevorstehenden Frühstücke dem deutschen Capitän zu imponiren.

Ueber eine Viertelstunde dauerte bereits das Wettschwimmen, ohne daß es Robert gelingen wollte, seinen Gegner zu erhaschen, in welchem Falle dieser natürlich rettungslos verloren gewesen wäre. Sir Edward war ein besonders guter Taucher, und dadurch entschlüpfte er stets dem ergrimmten Robert im Augenblicke der

größten Gefahr; er gewann zugleich jedesmal damit einen kleinen Vorsprung, weil er dann glücklich immer an einer Stelle auftauchte, wo ihn sein Verfolger am wenigsten vermuthete. — Endlich fühlte aber Sir Edward seine Kräfte schwinden und besaß deshalb auch nicht mehr Athem genug, um seine bisher so gelungenen Tauchversuche länger fortzusetzen. — Er wollte jetzt das Ufer zu erreichen trachten und in der Schnelligkeit seiner Beine das Heil suchen.

Robert's Pistolen waren jedenfalls durch das Wasser schußunfähig geworden, während Sir Edward's Flinte schußfertig am Ufer lag. Konnte er seinen Gegner mit der Ladung von Vogeldunst auch nicht tödten, so würde doch ein wohlgezielter Schuß in Robert's Beine demselben ein rasches Laufen unmöglich gemacht haben. In einer Stunde beiläufig mußte ja, um ihn abzuholen, der Earl erscheinen, und mit diesem kam die Rettung vor dem Rasenden, der durch die Hindernisse, welche sich seinem Vorhaben entgegenstellten und den Schmerz der Bißwunde nur noch mehr in seinem Vorhaben bestärkt zu werden schien.

Sir Edward war nur mehr wenige Klafter vom Ufer entfernt und bald mußte er Boden unter sich fühlen. Robert brüllte vor Wuth und verdoppelte seine Anstrengungen, so daß die Wellen gepeitscht wurden, als ob ein verwundeter Wallfisch durch sie schöße.

Der junge Lord sah sich verloren; sein Feind hatte ihn eingeholt und streckte bereits den Arm über dem Wasser aus, um ihn zu ertränken.

„Endlich!“ gurgelte der Riese mit grausamer Befriedigung, als er Sir Edward's Rockkragen in seiner Hand fühlte, „endlich! So nur 'ran an's Ufer! Ganz langsam sollst Du Dich zu todt saufen!“

Robert schleppte sein Opfer so weit dem Lande näher, bis er nur mehr bis an die Hüften im Wasser stand. — Der junge Lord gab zuletzt allen weiteren Widerstand auf; flehend hob er die gefalteten Hände zu dem unerbittlichen „Rächer“ empor. Robert schüttelte aber entschieden verneinend sein Haupt und drückte den Kopf Edward's unter das Wasser. Nach einer Minute gönnte er dem Halberstickten wieder etwas Luft; er wollte nicht, daß der Mann, der die Ehre seiner Schwester und seines Namens geschändet, so leichten Kaufes stürbe. Alle schlimmen Eigenschaften in Robert's Titanennatur waren entfesselt, vielleicht — für immer! — Ein wohllüstiger Hang zur Grausamkeit, eine unbezwingliche Mordlust be-

herrschte ihn in diesem Augenblicke derart, daß er nur einen Wunsch kannte, den Wunsch, in seiner Raserei mit Sir Edward alles Lebende auf dieser Erde, ja schließlich auch sich selbst zu ersäufen! —

Wohl an zehnmal hatte der Rachedürstige sein entsetzliches Spiel mit Sir Edward getrieben, der nachgerade die Besinnung verlor. — Robert, blind und taub für Alles, was um ihn her vorging, vernahm nicht die leichten Ruderschläge hinter seinem Rücken, welche immer näher und näher kamen.

Plötzlich ließ er sein Opfer fahren. — Ein Schlag auf das Hinterhaupt betäubte ihn und er wankte an's Ufer. Die Sinne vergingen ihm. Als er wieder etwas zu sich kam, sah er sich an Händen und Füßen gefesselt. Neben ihm lag Sir Edward gleichfalls in Banden.

Robert kniff die Lippen und erbleichte unwillkürlich, als er die wahre Sachlage erkannte.

Ein Dutzend Wilde umstanden berathschlagend die beiden weißen Männer. — Da ertönte plötzlich von der Kanoe, welches am Eingange der Bucht Wache hielt, ein Signalruf. — Das Boot mit dem Earl war in Sicht gekommen. — Die Wilden hielten sich nicht für zahlreich genug, um gegen sechs mit Schießgewehren bewaffnete weiße Männer den Kampf zu wagen.

Sie luden daher Robert und Sir Edward in ihre Boote und ruderten aus Leibeskräften in der Richtung, von woher sie gekommen waren, davon. Ein naher Vorsprung der Insel verhinderte, daß der Earl die enteilenden Boote der Wilden gewahren konnte.

Als Sir Baldwin of Dundonald sodann das Ufer betrat, belehrte ihn ein von den Wilden in der Eile vergessener Speer, welchen unheimlichen Gästen die vielen im Sande eingedrückten Fußstapfen angehörten. — Er wähnte die Wilden noch auf der Insel und Entsetzen erfaßte ihn bei dem Gedanken, eine Beute der Kannibalen zu werden.

Der Earl steuerte mit seiner Jolle nach dem deutschen Schiffe, auf welchem die Kunde von dem Unglücke, das offenbar nebst dem jungen Lord auch den allgeliebten Premier-Lieutenant der „Bertha“ betroffen hatte, große Bestürzung und das lebhafteste Mitleiden erregte.

Alle entbehrliche Mannschaft wurde sowohl von dem Dreimaster als auch von dem Klipper ohne Verzug wohl ausgerüstet auf

die Jagd nach den Wilden entsendet. Zwei volle Tage durchstöberten acht Boote auf dreißig Meilen in der Runde alle Buchten und Nachbarinseln, aber vergebens.

Der Earl nahm, drei Tage nach der unvermutheten Episode von dem über den Verlust seines wackeren Stellvertreters ganz untröstlichen Capitän Treskow Abschied, um nach Tahiti zu segeln, im Stillen sich mit der Hoffnung schmeichelnd, daß der Zweck seiner Fahrt in diese Gegend am Ende denn doch erreicht worden sei, wenn auch auf völlig andere Weise, als der Plan angelegt war.

Wer weiß, ob nicht bereits zur Stnnde sein lieber Neffe fein geschmorrt und wohl geröstet bei einem Festmahle der Kannibalen das Hauptgericht bildete? —

Sechzehntes Capitel.

Ein weiblicher Robinson.

Maitia ist der Name eines kleinen Eilands in der das paradiesische Tahiti umlagernden Gruppe der Gesellschafts-Inseln. — Kaum von einem Dutzend Familien des braunen Menschenschlages bewohnt, ohne besonderen Bodenreichthum und außerhalb jener Verkehrslinien liegend, welche in Tahiti selbst sich immer mehr und mehr zu concentriren beginnen, wurde bis in die neueste Zeit dem Eingangs genannten kleinen Eilande wenig Beachtung gewidmet, und dasselbe einer förmlichen Colonisation durch weiße Menschen nicht gewürdigt.

Es muß daher unsere Neugierde in so höherem Grade erregen, daß wir zu Mitte des Jahres 1848 hier eine kleine Ansiedlung von Fremden gewahren, welche sich übrigens mit den Ureinwohnern in gutes Einvernehmen gesetzt hatten, wobei natürlich der Eigennutz der braunen Leute die Hauptrolle spielte.

Die Rede stehende Ansiedlung bestand aus sechs Personen, nämlich aus einem bejahrten Manne, dessen verwittertes Aeußere und derbe Manieren schon auf hundert Schritte den alten Seehund erkennen ließen, aus dessen Frau, einer ziemlich bösartig dareinblickenden Xantippe, aus den drei Sprößlingen dieses holden Ehepaares — zwei überreife häßliche Töchter und ein bukliger gnomenartiger Zwerg, — endlich aus einem wunderholden Wesen, in welchem wir zu unserem nicht geringen Erstaunen die ehemalige Devadasi Durga wiedererkennen.

Halb sinnend, halb träumend sitzt das liebliche Mädchen nahe am Rande des Ufers; das nimmer ruhende Spiel des unabsehbaren Meeres vor ihr, das monotone Plätschern der Wellen, welche, sozusagen im Tacte die Felsen zu ihren Füßen peitschten, der magische Reflex der Abendröthe auf dem leicht gekräuselten Wasserspiegel, das Gekreische der dem Eilande zur Nachtruhe von allen Seiten zueilen den Möven, waren in der That geeignet, einem von bangen Hoffen und stillen Sehnen bewegten Herzen Friede und Trost zu leihen. —

Und gar sehr bedurfte die arme Durga des Friedens und des Trostes. Seit drei Monaten saß sie hier auf diesem Eilande ohne zu wissen, wo sie sich befand, warum man sie eigentlich ihrer Freiheit beraubt habe und was schließlich ihr Schicksal sein werde.

Indeß hatte sich Durga bisher über eine schlimme Behandlung nicht zu beklagen gehabt, den Verlust der Freiheit und di Ungewißheit ihrer Lage allein ausgenommen. — Für alle Lebensbedürfnisse war sowohl während der Fahrt von Delhi nach Calcutta, sowie während der an zwei Monate dauernden Seereise nach dieser einsamen Insel reichlich, ja im Ueberfluße gesorgt worden. Man ließ ihr ferner völlige Freiheit nach Belieben ihre Zeit zu verbringen und galt in dieser Beziehung als einzige Beschränkung, daß sie, ihre Hüther ausgenommen, mit Niemanden verkehren durfte.

Auf Maitia fiel jedoch auch diese Beschränkung hinweg, aber Durga fühlte gar kein Bedürfniß mit den wenigen einheimischen Familien dieser Insel in irgend welchen Verkehr zu treten. Sie hielt sich fortwährend in der Nähe der kleiner Ansiedlung auf, welche aus drei einzelnen Hütten bestand. Die größte und mittlere dieser Hütten bewohnte Master Hemsen mit seinem Sohne, zur Rechten Frau Hemsen mit den beiden alten Jungfern und jene zur Linken Durga. Diese Hütten waren sehr einfach construirt. Sie schützten gerade nur gegen Wind und Wetter, gegen die Sonne und — die Schweine, welch' letztere in bedeutender Anzahl von den Ansiedlern gezüchtet wurden und als Hauptnahrungsmittel dienten. —

Der Leser wird sich erinnern, daß der Earl of Dundonald in seinem letzten zu Delhi mit Master Simson geführten Gespräche eines gewissen Hemsen als geheimen Helfershelfers erwähnt und der schurkische Kammerdiener bestätigt hatte, daß dieser Mann im Gefängnisse einst sein Leidensgenosse gewesen sei. —

Diese Andeutung berechtigt uns wohl zu dem Schlusse, daß

Sir Baldwin der eigentliche Urheber der nächst Gutab-Minar in's Werk gesetzten Entführung der lieblichen Devadasi gewesen sei; anderseits ist uns das Motiv, welches den Earl zu einer solchen Handlungsweise bestimmen konnte, noch völlig unklar, zumal, wenn wir bedenken, daß für seine auf Edward's Vernichtung abzielenden Plane, Durga eigentlich nicht in Betracht kam.

Vielleicht gibt uns ein mit dem Poststempel Sidney versehenes Schreiben, welches der alte Hemsen bei Gelegenheit seines vor wenigen Tagen auf Tahiti stattgefundenen Besuches daselbst *unter* seiner Adresse vorgefunden hatte, darüber einigen Aufschluß.

Der alte Hemsen fuhr nämlich regelmäßig jeden Monat nach dem etwa sechzig Seemeilen entfernten Tahiti, um dort für die Ansiedlung verschiedene Bedürfnisse einzukaufen und bei dieser Gelegenheit auch regelmäßig einen Brief an Seine Herrlichkeit den Earl of Dundonald zu expediren.

Hemsen ließ sich dabei stets von seinem Sohne begleiten, der sich in der Schule seines Vaters zu einem ganz tüchtigen Seemann herangebildet hatte. Ein großes Boot und zwei Jollen mittlerer Größe standen der Ansiedlung auf Maitia zu Gebote. — Die Fahrt von diesem Eilande nach Tahiti wird übrigens durch mehrere Strömungen des Meeres selbst bei Windstille sehr erleichtert und geht in verhältnißmäßig kurzer Frist von Statten. — Hemsen hatte bisher den Weg zwischen Maitia und Tahiti immer, sowohl hin als zurück, in nur 10—14 Stunden zurückgelegt, seit er die gedachten Strömungen und Windrichtungen auf der See näher kannte. — Ein alter Seemann, wie er, betrachtete daher einen Abstecher von Maitia nach Tahiti für eine Spazier- und Vergnügungsfahrt.

Durga hörte stets mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn der alte Hemsen seine in Rede stehenden kurzen Reisen bei dem in Gemeinschaft verzehrten Mal besprach, sie hütete sich jedoch ihre Wißbegierde durch Fragen oder sonstwie auffällig zu machen. — Obwohl Durga vielerlei gelesen und gelernt hatte, war sie dennoch in der Geographie doch nur wenig bewandert, namentlich was Australien und die Südsee betraf; für sie waren Europa und namentlich England von jeher die Hauptländer, welche ihr Interesse in Anspruch nahmen; französische Sprache und Literatur waren ihr bisher unbekannt geblieben, obwohl sie von der angeblich „großen Nation" in englischen Autoren so vielerlei gelesen hatte. — Obwohl Durga auf diese

Weise die Franzosen nur durch englische Brillen zu beurtheilen vermochte, so hatte sie dennoch, was die Ritterlichkeit und Artigkeit der „Franken“ anbelangte, eine günstige Meinung gefaßt. — Die ihr erst in letzterer Zeit gewordene Kunde, daß das so nahe Tahiti unter der Oberhoheit der Franzosen stehe, wirkte daher elektrisch und belebend auf sie ein. Sie schloß ganz richtig, daß, gab es zu Tahiti wirklich eine ordentliche europäische Behörde, von dieser der an ihr begangene Menschenraub unmöglich gut geheißen werden konnte, und sie ihre Freiheit wieder erlangen würde, gelänge es ihr nur Papiti, so heißt die Hauptstadt und der Sitz des französischen Gouvernements auf Tahiti, zu erreichen.

Ein feuriger und zugleich beweglicher Geist, gleich jener der schönen Durga, enthusiasmirt sich leicht für eine kühne abenteuerliche Idee. Sie unterschätzte die Schwierigkeiten, welche der Erfüllung ihres Dranges nach Freiheit entgegenstanden, sie glaubte, wie alle unerfahrenen Hitzköpfe, daß das bloße Wollen genüge, um auch das Vollbringen zu sichern. — Mit den Gefahren der See überhaupt unbekannt, und aller Kenntniße baar, um ein Schifflein zu lenken, hielt sie es für sehr leicht, den Weg nach Tahiti zu finden, dessen höchste Bergspitze ja, wie Hemsen so oft schon erwähnt, noch vor der zurückgelegten Hälfte des Weges sichtbar wurde und als ein verläßlicher Wegweiser diente.

Auf Augenblicke hatte zwar Durga vor dem Gedanken zurückgeschaudert, das Wagniß einer Flucht von Maitia nach Papiti wirklich zu unternehmen. — Als sie aber eines Abends zufällig Gelegenheit bekam in den letzten von Master Hemsen erhaltenen Brief einzusehen, schwand auch der letzte Rest von Zaghaftigkeit aus ihrer Brust.

Master Hemsen liebte es mitunter des Abends der Ruhmflasche über Gebühr zuzusprechen. Jenny, seine holde Gattin, sowie die ehrenwerthe Nachkommenschaft, pflegte sich die Anheiterung des Familienoberhauptes dann regelmäßig zu Nutzen zu machen, um bei einer Bowle Punsch Old-Englands zu gedenken, bis auch Ihnen die müden Häupter schwer auf die Brust sanken und sie in dem lauen Abendwinde unweit des im Freien stehenden Kochherdes im feinen Meeressande sich zur Ruhe betteten, statt in den Hütten das Lager aus Seegras aufzusuchen.

Durga, welche nie geistige Getränke genoß, hielt sich von den Trinkgelagen der Familie Hemsen stets ferne und zwar schon

deswegen, weil es dabei unter den Zechenden stets zu Streitigkeiten, ja sogar auch zu Prügeleien kam, bei welchen immer der am meisten Betrunkene auch die meisten Schläge davon trug. — Es waren überhaupt recht liebenswürdige Leute diese Hemsen! —

Eine derartige ekelhafte Scene trug sich auch zu, als Vater Hemsen das letztemal von Papiti nach Maitia zurückgekehrt war. Die wüsten Schlemmer lagen im tiefen Schlafe dahingestreckt; der Mond schien silberhelle; Durga saß noch immer auf ihrem Lieblingsplätzchen, einem kleinen Felsenvorsprunge in das Meer, obwohl Mitternacht bereits vorüber war. — Endlich übermannte sie Schlaf und Müdigkeit. Im Begriffe, sich an dem betrunkenen alten Hemsen vorbei in ihre Hütte zu begeben, gewahrte sie, daß seiner Brusttasche ein Brief entfallen war. Sie hob denselben auf; sie staunte; die Schrift schien ihr bekannt; nach kurzem Besinnen war sie gewiß, daß der Briefschreiber Master Simson sei, der ihr zuweilen in Sir Edward's Namen geschrieben hatte.

In dem klaren Mondlichte las Durga Folgendes, jedoch nicht ohne Mühe, da der Brief stark zerknüllt und dem Master Hemsen während der Fahrt von Papiti nach Maitia in die See gefallen war.

„Mein lieber Freund!

„Von Sidney, wo wir uns nur sehr kurze Zeit aufhalten, um nach Neu-Caledonien weiter zu segeln, schreibe ich Dir diese Zeilen im Auftrage unseres Gönners. Zu Papiti dürfte sich allem Anscheine nach Lady Mary Dundonald in Gesellschaft des Major Richardson, ihres erklärten Liebhabers, aufhalten. Seine Herrlichkeit wünscht, daß Du ganz im Geheimen die beiden Genannten überwachen läßt; spare ja keine Kosten; es handelt sich darum, alle Gewohnheiten und neuen Schwächen des zärtlichen Pärchens gründlich zu studiren. Es wird wahrscheinlich für Dich und Deinen Sohn ein Stück sehr lohnender Arbeit geben; Du kennst übrigens bereits die Generosität unseres Gebieters. Obwohl Du noch reichlich mit Geld versehen sein mußt, habe ich Dir dennoch anbei ein nettes Wechselchen der englischen Bank auf 1000 Pfund, das Du in Papiti oder in irgend einem anderen Orte der Welt, wo es Thaler und Guineen gibt, realisiren kannst, als Abschlagungszahlung für Deine bereits geleisteten und noch zu leistenden Dienste zu senden.

„Der Agent, welchen Du zu Papiti mit der Ueberwachung

der flüchtigen Lady und des liederlichen Majors beauftragen wirst, muß auf alle Fälle sich zum Reisebegleiter der Beiden machen, falls die junge Frau vor unserer Ankunft Tahiti, wo wir in etwa drei Monaten einzutreffen gedenken, das Weite suchen sollte.

„Was die schöne Durga betrifft, hinsichtlich welcher Du um weitere Verhaltsmaßregeln ansuchst, so findet Seine Herrlichkeit es eben noch nicht an der Zeit, eine definitive Entscheidung zu treffen. Ueber ihren Liebhaber Master Henry Burton sind noch keine entsprechenden Berichte aus Europa eingetroffen. Du weißt ja, welches Bewandtniß es mit diesem Manne eigentlich habe, und in welchen ihm selbst unbekannten Beziehungen er zu den Dundonald's steht. Du weißt es, weil der Zufall wollte, daß gerade ihr, Du und Deine Frau, als Werkzeug gewisser Machinationen gedient habet. Burton könnte, wie die Dinge jetzt stehen, ein wesentliches Hinderniß bei der Verwirklichung jener Pläne werden, welche der Earl zu Gunsten Henry Morgan's im Schilde führt. Wie Dir wohl bekannt, ist Sir Baldwin ein Mann der größten Vorsicht, und deshalb nur dann für drastische Maßregeln, wenn alle anderen Mittel fehlschlagen würden; er betrachtet daher die Frage: auf welche Weise Master Burton unschädlich zu machen sei, noch für eine ganz offene. Er hofft einen blutigen Ausweg durch eine geschickte Liebes-Intrigue vermeiden zu können, und darum ließ er auch Durga entführen, welche der Preis seines Verzichtes auf große Ehren und Reichthümer sein soll. Uebrigens ist dies vor der Hand nur die eine Eventualität; im äußersten Falle wird man vor anderen Mitteln nicht zurückschrecken, wenn nur dadurch Henry Morgan's Zukunft in der erwünschten Weise erreicht werden kann.

„Ich kann Dir also, lieber Hemsen, betreff der ehemaligen Devadasi, mit bestem Willen keine neue Ordres ertheilen. Halte sie auf Maitia noch bis auf Weiteres den Augen der ganzen Welt entzogen und behandle sie in jeder Beziehung gut und anständig; Henry Burton darf nicht durch etwaige seiner Geliebten widerfahrene Insulten zum Hasse und zur Rache gereizt werden, im Gegentheile soll das Mädchen bei den dereinstigen Verhandlungen einen der Hauptfactoren bilden, um den „Verstoßenen“ zum Verzichte aller seiner Rechte zu bewegen.

„Ich muß schließen, damit dieser Brief nicht die Abfahrt des

Packetbootes versäumt, welches in einer Stunde hier in Sidney die Anker lichtet, um nach Papiti zu segeln.

„Dich und die Deinigen bestens grüssend, verbleibe ich euer ergebenster Freund und Leidens-Camerad

Simson m/p.“

Durga's Busen hob sich immer stärker, je weiter sie in dem seinem Inhalte nach ihr nicht ganz verständlichen Briefe las. Nur der eine Gedanke, daß möglicher Weise das Leben Ihres theuren Henry bedroht sei, stand vollkommen klar vor ihrer Seele und machte sie erzittern. Alles Andere schien ihr nebensächlich. Der Entschluß, von Maitia zu fliehen, schien ihr nunmehr eine Pflicht, die sie ihrem Geliebten gegenüber zu erfüllen hatte. Und noch in dieser Stunde sollte das Wagniß unternommen werden. Auf Papiti hoffte sie Theilnahme und Unterstützung auch von Seite der Lady Dundonald zu finden, welche offenbar von einer geheimen Gefahr umgeben war und Durga für die rechtzeitige Warnung sehr dankbar sein mußte.

Durga steckte den Brief Simson's zu sich, und begab sich in ihre Hütte, um dort rasch ihre nothwendigsten Effecten, etwas Mundvorrath und den Beutel mit Goldstücken, welchen ihr Burton beim Abschiede gegeben hatte, in eine der beiden kleinen Jollen zu schaffen, in der sie sofort die Flucht antreten wollte.

Günstiger konnte auch in der That die Gelegenheit sich nicht sobald darbieten. Die Trunkenheit der gesammten Familie Hemsen war heute eine totale. Vor sieben bis acht Stunden stand das Erwachen der Schläfer nicht in Aussicht. Sie konnte also einen bedeutenden Vorsprung gewinnen, den selbst mit doppelten Rudern und Segeln Hemsen Vater und Sohn nicht mehr einzuholen vermochten.

Entschlossen stieß Durga die Jolle von Maitia's Gestade ab. Die Strömung erwies sich ihr sehr günstig, so daß sie fast gar nicht zu rudern brauchte, um das kleine Eiland binnen einer Stunde aus dem Gesichte zu verlieren. Sie hatte aus dem langen Umgange mit den Hemsen zur Nothdurft gelernt, wie man ein Ruder handhaben müsse, um das Schiff nach dieser oder jener Richtung zu lenken und es dabei zugleich vorwärts zu bringen. Durga machte zwar alsbald die Erfahrung, daß Wissen und Können, namentlich auf physische Dinge angewandt, nicht ein und dasselbe seien, aber schnell fand sie sich in die erforderliche Fertigkeit hinein, und mit Vergnügen nahm sie, als der Morgen graute, wahr, daß sie wirklich die rechte

Richtung eingehalten habe; der beinahe 8000 Fuß Ruana, dessen stets in Wolken gehüllte Spitze noch nie, ungeachtet des ausgesetzten hohen Preises, je von einem menschlichen Fuße betreten wurde, tauchte ganz deutlich aus dem Meere empor; mit Anbruch der Nacht durfte sie hoffen, auf der Insel Tahiti selbst an irgend einem Punkte zu landen. Wo, war ihr so ziemlich gleichgiltig; mit Geld in der Hand, konnte es nicht schwer fallen, die Stadt Papiti schnell und ungefährdet zu erreichen.

Wie auf einem glänzenden Schilde liegt Tahiti, gleichsam auf der Fläche des Meeres schwimmend. Auf der östlichen Seite ist es durch ein etwas niedriges Vorgebirge mit einem anderen ebenso hohen, aber weit weniger umfangreichen Felsen vereinigt. Von dem genannten gigantischen Berggipfel laufen nach allen Seiten schmale beinahe messerscharfe Rücken, wie erstarrte Lavaströme, zwischen welchen tiefe Abgründe gähnen, auf deren Grunde wundersam geformte Felsenspitzen sich wie unübersteigliche Mauern erheben.

Aber alle diese Thäler und diese, auf den ersten Anblick wilden, nackten Berge haben keinen rothen verdorrten Erdboden, keinen verbrannten Graswall, wie manche andere gepriesene Gegenden Oceaniens. Bis zu den Gipfeln haben sich die Berge in einen dichten grünen Mantel eingehüllt und in den Thälern tragen die Gewächse ein solches Gepräge von Ueppigkeit, daß nur die tropischen Urwälder mit ihnen verglichen werden können.

Den Strand entlang, unterhalb dieser hohen Bergkämme, breitet sich ein flacher Landstrich aus, wo bebaute Felder, Bambushäuser, Haine von Kokospalmen und Brodfruchtbäumen Zeugniß geben von der Arbeit und dem Wohlbefinden des Menschen. Und dieses ganze Prachtgemälde, ausgeführt vom höchsten aller Künstler, ist in einem Rahmen von niedrigen Korallenriffen eingefaßt, an welchen die Wogen sich in nie ruhenden, nie schweigenden Brandungen brechen, die hier eine Wehre bilden, gegen welche jede von Menschenhänden aufgeführte Hafenanlage als ein stümperhaftes Werk erscheint, und in deren Schutz die stille Lagune des Strandes, des Thales und der Berge schöne Formen mit wunderbarer Treue in einem eigenthümlichen wahrhaft zauberischen Kolorite wiederspiegelt.

Papiti, die Hauptstadt von Tahiti, liegt in einer solchen stillen Lagune, nächst dem Vorgebirge Venus, welches Cook

durch seine weltberühmten Beobachtungen des Planeten Venus verewigt hat.

Den Strand entlang, erstreckt sich der am meisten zusammenhängende Theil der Stadt Papiti. Einzelne Häuser sind einigermaßen im europäischen Styl, wiewohl aus Holz, niedrig und klein. Eine Ausnahme hiervon macht ein großes Gebäude mitten im Hafen, das wie eine Kirche aussieht, aber die Bäckerei und die Magazine für die französische Besatzung enthält. Neben diesem liegen die Kasernen, sowie das Gouvernement-Gebäude und der Palast der Königin.

Der größte Theil der Häuser gehört jedoch den Eingebornen und liegt in kleinen Gruppen von acht bis zehn Häusern zwischen wogenden Palmen, Brodfruchtbäumen und blühendem Gebüsch. Sie sind aus zwei bis drei Ellen hohen und zwei Zoll dicken Bambusstöcken, die in einem länglichen Kreise (Elypse) in einer Entfernung von einem Zoll von einander in die Erde gesteckt sind, erbaut, wodurch ein kühlender Luftzug im Innern der Hütte hervorgebracht wird. Das Ganze ist von größeren Bambusrohren oder kleineren Stäben des Brodfruchtbaumes gestützt und mit Stricken von Bast zusammengebunden. Man bedeckt die Hütte mit einem zierlichen, sorgsam zusammengefügten Dache von Padanusblätter, das ebenso dicht als dauerhaft und hübsch ist; die Häuser haben daher hier nicht jene schwere Heuschoberform wie auf andern Südsee-Inseln, sondern ein leichteres und luftigres, oft sogar elegantes Gepräge.

Man findet sich überhaupt in ein Land versetzt, das mit Recht für eines der am herrlichsten ausgestatteten auf der ganzen Erde gilt, wo man im vollen Maße das dolce far niente eines sorgenfreien Lebens ohne alle jene Mühe und Besorgniß für die Erhaltung des Daseins genießt, womit man an anderen Orten stets im Kampfe liegt und wodurch der Geist immerfort rege erhalten bleibt.

Innerhalb der Häuser findet man keinen großen Ueberfluß an Luxusgegenständen, welche in einem minder gesegneten Clima die Menschen für nöthig halten, um Wohlbefinden hervorzurufen.

Der Fußboden ist meistens mit Blätter und Blumen bestreut, die die Hütte mit duftendem Wohlgeruche erfüllen, oder auch mit Matten belegt, worauf die ziemlich sorglosen Bewohner den Tag und das Leben verträumen; große Kissen, niedrige Schemel, einige höchst einfache Gefäße, zahlreiche Koffer und Kisten mit chinesischen Zierathen, reine Betten mit weiten Vorhängen und bunten Teppichen machen das

ganze Meublement aus. Man braucht ja auch nicht viel mehr, um gemächlich zu speisen und zu schlafen, zwischen welche wenig ermüdende Beschäftigungen das Leben hier getheilt ist. Man röstet wilde Bananen, Brotfrucht und Schweinefleisch über einigen in der Regel unter freiem Himmel außerhalb der Hütte in Kreisform aufgestellten Steinen; um die Mahlzeit zu genießen, läßt man sich auf Schemel nieder, und während der Verdauung streckt man sich auf Betten oder Matten aus.

Hinsichtlich der Kanaken — so werden hier wie auf den Sandwichs-Inseln die Eingeborne genannt — stimmen alle Reisenden überein, daß es hübsche, gutmüthige, wohlwollende und frohe Menschen sind, welche man nicht sehen kann, ohne von ihnen ein wenig eingenommen zu werden.

Die Männer sind kräftig, von herrlichem Körperwuchs und wenn es sein muß auch ausdauernd. In der Stadt tragen die Eingebornun weiße linnene Beinkleider und gestreifte Hemden; aber auf dem Lande ziehen sie es vor in ihrer alten Nationaltracht herumzugehen, das heißt völlig nackt, blos mit einem Stück bunten Zeugs um die Lenden.

Man kann sich nichts Vergnüglicheres denken, als in aller Ungenirtheit in ihre einfache Wohnung zu treten, sich auf die weichen Matten niederzulassen und eine Conversation einzuleiten, welche freilich von beiden Seiten, was den Wortlaut betrifft, nicht vollkommen verstanden wird, aber im vollsten Maße durch die Lebhaftigkeit und die ausdrucksvollen Geberden dazu beiträgt, das gute Verständniß zu erhöhen.

Begibt man sich von Papiti nach dem Inneren der Insel so muß man vorerst eine kleine Wildniß überschreiten, bis man zu dem Eingange eines Thales gelangt, welches von einem brausenden Bergstrom durchrauscht wird. Der Charakter der Vegetation ist hier großartig. Das Thal wird immer schmäler, die Berge ziehen sich immer mehr und mehr zusammen, bis sie hoch, finster und ernst ganz über dem Haupte des Wanderers zu hängen scheinen, kaum so viel Platz übrig lassend, daß der schnelle Strom sein klares frisches Wasser über das Steinbett fortwälzt.

Setzt man durch dieses tiefe und enge Thal den Weg fort, wobei man mehrmals den Bergstrom übersetzen muß, so langt man endlich am Fuß der hohen Berge an, und nun geht es empor

im Zickzack, am Rande gähnender Abgründe und senkrechter Felswände. Und bis hier hoch hinauf in die Lüfte überall, wo nur ein Körnchen Erdreich Platz gefunden, eine üppige, stets frische Vegetation! Fürwahr kein Lob, das man über Tahiti's Natur verschwendet, keine Schilderung, welche sein Clima und dessen Producte verherrlicht, kann übertrieben sein; die flammendste Phantasie findet hier ihre kühnsten Träume in wundervolle Wirklichkeit verwandelt.

Ist man endlich so weit emporgeklommen, um eine freie Aussicht auf den 8000 Fuß hohen Berg Ruana zu gewinnen, dessen wir bereits als unbesteigbar erwähnten, so sinken vor unserem Blicke alle übrigen Bergmassen von Tahiti, selbst tausend Fuß hohe Felsen, zu Unbedeutendheiten herab.

Unten in der schwindelnden Tiefe das schmale, zwischen den Bergen eingeklemmte Thal mit seinem weißschäumenden, beständig in kleinen Wasserfällen hüpfenden Felsenstrom, dort die lächelnde fruchtbare Ebene mit ihren Hütten und Plantagen, Papiti mit seinen malerischen Stadtvierteln und schattenreichen Hainen, der Hafen mit Schiffen und seinen kleinen lieblichen Inseln, die Koralenriffe, weiß von den schäumenden Brandungen, und zuletzt das blaue Meer, dessen Unendlichkeit fern am Horizonte von den schwachen Umrissen der „Gesellschafts-Inseln" begrenzt wird! Diese Aussicht ist so großartig, so unbeschreiblich und so schön, daß sie, einmal gesehen, unauslöschlich in der Erinnerung mit allen den Eindrücken von Erstaunen und Freude haftet, welche zu fühlen dem Menschen überhaupt gegeben ist. — — —

Mit diesen Riffen, deren wir als ein Schutzwall Papiti's erwähnten, hat es überhaupt ein ganz eigenes Bewandtniß. Die meisten Inseln der Südsee haben dicht an ihren Ufern einen schmalen Kranz von Korallenbänken, während wieder längs der größeren Küsten, z. B. Australiens, in einer Entfernung von fünf bis zehn Meilen mächtige Korallenriffe eine oft 300 Meilen lange Barre bilden. Und wiederum finden sich andere Inseln, auf denen sich, gleichlaufend mit dem Uferrande, aber hoch über dem höchsten Wasserstand, hohe und breite Wälle von abgestorbenen Korallen finden.

Von allen diesen Bildungen sind die Lagunen-Inseln bei weitem die merkwürdigsten und haben daher auch am meisten die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Tausende von Inseln der Südsee zeigen alle dieselbe Erscheinung; alle nur wenige Fuß über dem Meere er-

haben, welches außerhalb eine unergründliche Tiefe zeigt, alle ringförmig ein Wasserbeken einschließend, alle mit Ausschluß jedes anderen Stoffes, nur aus dem Baue noch lebender Korallen, aus den Bruchstücken des von der Brandung Zerstörten gebildet und aus dem von derselben Gewalt zu Staub zermahlenen Stücken mit einem glänzend weißen Sand bedeckt. Hier ist nichts als der kohlensauere Kalk des Polypenstockes als Bruchstück oder Sand. Dieses Land von Polypen, unter Wasser gebaut und nur durch die von den Wellen heraufgeschleuderten Bruchstücke bis über die Fluthmarke erhöht, muß von denselben Wogen, denen es seine Entstehung verdankt, auch bepflanzt und bevölkert werden. Die Welle trägt Samen, trägt ganze noch lebende Bäume heran, mit den letzteren wohl auch eine Eidechse, einige Insekten; Wasservögel mancher Art beleben den noch dürftigen, erst allmälig mit Vegetation sich deckenden Streifen Landes. Die Kokos- oder Keelingsinsel hat unter ihren zwanzig Pflanzen einige, die ihr von Java und Australien zugeführt wurden, was doch nur unter der Voraussetzung möglich ist, daß die javanischen Samen vom Nordwest-Monsun bis an die Küste Australiens getrieben und von hier in Begleitung australischer Samen durch den Südost-Passat an die Keelingsinsel gelangten, nachdem sie also eine Reise von 2400 englischen Meilen auf den Wellen treibend zurückgelegt.

Die ältesten Reisenden glaubten, daß der ganze Bau aus den Tiefen des Meeres von den Korallenthieren aufgeführt sei, eine Ansicht, die aber bald als falsch anerkannt wurde, weil die felsenbauenden Korallen nicht tiefer als etwa fünfzig Fuß unter dem Meeresspiegel leben können. Später meinte man, daß die Korallen auf dem Kraterrande großer submariner Vulkane ihren Bau aufführen. Man übersah hier die auffällige Unwahrscheinlichkeit, daß die Südsee so viele tausende von untermeerischen Vulkanen besitzen sollte, die alle ganz genau von gleicher Höhe seien.

Erst von Charles Darwin, welcher in den Jahren 1832 bis 1836 den Capitän Fitzroy auf seiner Reise um die Welt begleitete, wurden alle die erwähnten Thatsachen im Zusammenhange aufgefaßt und in eine erklärende Theorie verbunden.

Die Grenze des Korallenwachsthumes nach oben ist durch den niedriegsten Wasserstand gegeben, da sie von Sonne und Luft getroffen, sogleich absterben. Sie bauen niemals im trüben, niemals im ruhigem Wasser, sondern wunderbarer Weise nur inmitten der hef-

tigsten Brandung, so daß hier die Kraft des Lebendigen einen siegreichen Kampf mit der sonst die härtesten Felsmassen zerstörenden Kraft der Welle besteht.

Alle diese Eigenheiten erwägend, kam Darwin zu dem überraschenden Schlusse, daß das wesentliche, allen diesen Erscheinungen zu Grunde Liegende nicht das Aufbauen der Korallen, sondern vielmehr eine allmälige Hebung oder Senkung des Bodens sei, auf welchem die Korallen ihren Bau zuerst begannen.

Denken wir uns eine Insel im Gebiete der felsenbildenden Korallenpolypen, so werden sich diese rings um dieselbe herum ansetzen und ihren Bau beginnen, u. z. in einer solchen Entfernung vom Uferrande, daß die durch die Wellenbewegungen am Strande hervorgebrachte Trübung des Wassers die fleißigen Thierchen nicht mehr stört. Haben dieselben auf diese Weise bis zur Höhe des niedrigsten Wasserstandes eine Felsenbank um die Insel herum aufgeführt, so können sie höchstens noch nach außen in die Breite bauen. Nun machen aber auch die Wogen ihre Macht geltend, reißen manches Stück von den Koralleninseln ab, und werfen es auf die Bank hinauf, wodurch die Zwischenräume ausgefüllt und verkittet werden. Hebt sich nun eine ganze Insel, wie z. B. Tahiti, durch vulkanische Kräfte langsam aus den Fluthen, so sterben die Korallenthiere an der Luft ab und die mittleren höheren Theile der Insel sind dann von einen Kranz von Korallenfelsen und Klippen umgeben, außerhalb deren erst der flachere Strand beginnt.

Weit mannigfaltiger aber werden die Bildungen, wenn die Insel, nachdem sie von einer Korallenbank umsäumt ist, statt sich zu heben, sich senkt. Das Land ist im solchem Falle unwiederbringlich im Ocean verloren, nicht so das Korallenriff, denn so wie dasselbe in die Fluth eintaucht, gewinnen die Polypen immer wieder Raum zum Höherbauen. Auf diese Weise entsteht um die versinkende Insel eine ringförmige Korallenbank, welche ein gegen die Brandung und den Wellenschlag gesichertes Bienenwasser einschließt.

Selbst hingerissen von dem Zauber des paradiesischen Tahiti vergessen wir ganz der armen Durga, um deren Schicksal wir uns nun sogleich näher bekümmern wollen.

Die Meeresströmung, welche sich bisher der Fliehenden so günstig erwiesen und ihren zarten Händen fast jede Kraftanstrengung erspart hatte, sollte ihrer Unerfahrenheit aber leider sehr bald gefähr-

lich werden. Durga besaß keine Ahnung von den zahllosen Riffen, welchen sie sorglos zutrieb; sie freute sich vielmehr, daß die Strömung plötzlich auffallend zunahm und ihre Jolle pfeilschnell dahin zu schießen begann. Auf diese Weise mußte sie Tahiti, das immer deutlicher aus dem Meere emportauchte, schon in den Nachmittagsstunden erreichen.

Aber, oh wehe! Auf einmal war Durga's kleines gebrechliches Fahrzeug in einen Wirbel gerathen, und zu ihrem Entsetzen gewahrte sie jetzt, daß sie mit unwiderstehlicher Gewalt auf einen Riff von geringem Umfange zugetrieben wurde. Umsonst legte sie jetzt beide Ruder ein und arbeitete, daß ihr der Schweiß von der Stirne quoll. Die Brandung erfaßte das Schifflein, dessen ohnehin schon halbmorsche Rippen unter der Gewalt des Anpralls an die spitzen Felsen brachen. Mit genauer Noth vermochte Durga ihr Leben zu retten, indem sie, während die Jolle rasch Wasser fing und unterging, sich an einen Felsenvorsprung anklammerte und dann auf das Plateau hinaufschwang. Ihr Bündel mit den Kleidern und die Mundvorräthe wurden von der See verschlungen. Sie besaß nichts als den leichten Anzug, den sie am Leibe trug, das Beutelchen mit Gold, das jetzt für sie weniger Werth besaß als eine Krumme Brotes und den merkwürdigen Brief Simson's.

Mit Schaudern überdachte die arme Durga das Entsetzliche ihrer Lage. Der Riff, auf welchem sie sich befand, maß kaum hundert Schritte im Umfange und bot nicht das Mindeste dar, um hier ein menschliches Leben zu fristen, einige Muscheln etwa ausgenommen, welche die See beim letzten Sturme auf das Plateau hinaufgespielt hatte aber bereits längst, wie ihr penetranter Fäulnißgeruch bewies, völlig ungenießbar geworden waren.

Die Schiffbrüchige begriff, daß sie auf diesem Riffe binnen wenigen Tagen elendiglich umkommen müßte. Auf Rettung durch ein Schiff war nicht zu denken. Wie Durga jetzt erst, u. z. zu spät, begriff, befand sie sich inmitten jener viele Quadratmeilen umfassenden Klippenregion, deren Master Hemsen in seinen Gesprächen schon so oft Erwähnung gethan. — Selbstverständlich wurde also diese Gegend von jedem Fahrzeuge ängstlich gemieden.

Die arme Durga war so niedergeschlagen, so rathlos, daß sie sich der Länge nach auf den harten Felsboden mit verzweiflungsvoller

Resignation hinwarf. Nicht einmal Thränen standen ihr zu Gebote, um ihre Brust zu erleichtern.

In diesem fürchterlichen Zustande verbrachte sie den Rest des Tages und die Nacht. — Als die Sonne wieder im goldenen Glanze aufging, kam Durga wenigstens insoweit zu sich, um zu überlegen, ob sie wirklich mit fatalistischer Ergebung den Marter-Tod durch Hunger und Durst abwarten oder aber auf irgend ein äußerstes Mittel sinnen solle, um sich von dem Riffe zu entfernen, der ihr nun und nimmermehr auch nur eine der allernöthigsten Bedingungen der Existenz bieten konnte. — Die ehemalige Devadasi war eine gute Schwimmerin, aber wie durfte sie hoffen, etwa zwanzig Seemeilen, so viel mochte noch die Entfernung nach Tahiti betragen, zurückzulegen, namentlich, wo sie bereits von Hunger und Durst gepeinigt wurde. Und dann wäre es geradezu Wahnsinn gewesen, sich in dieser Gegend in's Wasser zu stürzen. Mehrere gefräßige Hayfische streckten, fortwährend die Runde um den Riff machend, zeitweise ihre häßlichen Köpfe mit weitgähnenden Rachen empor, als seien sie bereits lüstern auf das nahe menschliche Wesen, welches sie schon als ihre sichere Beute zu betrachten schienen.

Die Nacht begann abermals hereinzubrechen, als unser weiblicher Robinson einen umfangreichen Gegenstand auf das Riff zutreiben sah. Es war das Wrak eines Schiffes, das in dieser Gegend zu Grunde gegangen sein mochte. Ein Hoffnungsstrahl dämmerte vor Durga auf. Ihr Entschluß war bald gefaßt. Wenn halbwegs möglich, wollte sie fich diesem Wrake auf gut Glück anvertrauen.

„Lieber," sprach sie zu sich, „lieber komme ich im offenen Meere um, als daß ich hier langsam verschmachte. Wer weiß ob nicht der liebe Gott meinen Muth und mein Vertrauen in ihn nur auf die Probe stellt, indem er mir dieses Wrak sandte? Muthig voran! Herr im Himmel — Leben und Tod liegt ja in Deiner Hand!"

Mit diesen Worten sprang Durga auf das Wrack, welches aus einem Theile des Verdeckes des gestrandeten Schiffes zu bestehen schien. Die Dielen hielten noch recht fest zusammen. Durga bemerkte zu ihrer Befriedigung, daß das Wrak kaum einen halben Zoll tiefer tauchte, als sie dasselbe zur Probe betrat; es besaß also hinlängliche Tragfähigkeit. — Sie ergriff nun eines der Ruder, welches von der See ausgespielt worden war und versuchte das Wrak wieder vom Riffe los zu machen, damit es

jenseits des Felsens in die Strömung gerathe. Nach mehr als einstündiger Arbeit gelang endlich dieses Vorhaben.

Erschöpft streckte sich nun die arme Durga auf den Dielen aus, mit Ergebung der Dinge harrend, die da kommen würden. Da fühlte sie einen Gegenstand unter sich, der bisher ihrer Aufmerksamkeit entgangen war; sie hob ihn empor und blickte ihn tiefbetroffen an.

„Beim ewigen Himmel!" rief sie, „dieses Zeichen kommt von Oben. Ja, Du Zeichen des Kreuzes, dem ich schon lange in meinem Innern zugeschworen, Dich will ich von dieser Stunde an auch sichtbar an meinem Herzen tragen und der Glaube an die erhabene Lehre, die sich an dich knüpft, soll mich stärken, und die Kraft, die der Glaube mir verleiht, wird mich retten!"

Mit diesen Worten preßte Durga das einfache Kreuz aus schwarzem Holze, das sie auf dem Wrake gefunden, an ihre Lippen, und indem sie ihre Stirne mit etwas Wasser besprengte, rief sie begeistert und mit gegen Himmel gewendetem Blicke: „Herr ich habe die Taufe an mir selbst vollzogen, auf daß ich auch in diesem Sinne gleich vor Dir sei mit meinem geliebten Henry!"

Der Glaube der Neophytin wurde indeß alsbald auf eine neue und harte Probe gestellt. — Ein fürchterliches Gewitter brach los, der Regen fiel in Strömen herab; Durga sank in die Kniee und betete. Sie betete aber keine gemachten und eingelernten Gebete, sie betete aus vollem Herzen und mit ganzer Seele, wie nur ein Mensch beten kann, der voll des Glaubens und der Zuversicht ist an die Barmherzigkeit Gottes inmitten der furchtbaren Schrecknisse, welche das schwache Mädchen umgaben.

Die grauenvolle Nacht ging unter Blitz und Donner zu Ende.

Ende des I. Bandes.

Inhalts-Verzeichniß

des ersten Bandes.